Vom Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien

von

Max Nordau.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1881.

Vorwort zur zweiten Auflage.

(In nichtamtlicher Schreibung.)

Die vorliegende binnen Jahresfrist nöthig gewordene neue Auflage dieses Buches, obwol sie eine unerwartet freundliche Aufnahme des letztern bezeugt, macht dem Verfasser doch keine rechte Freude, und zwar aus einem ganz eigenthümlichen Grunde. Sein geschätzter Verleger, der dem Verfasser zugleich ein lieber Freund und Förderer ist, hat sich nämlich jener Gruppe Leipziger Verlagsbuchhändler angeschlossen, welche die neue v. Puttkamer'sche Rechtschreibung angenommen haben und sie, wenn es sein muß auch gegen den Willen der Verfasser, in den von ihnen herausgegebenen Büchern durchführen. Diese Rechtschreibung ist einfach scheußlich. Sie entstellt unser geliebtes Deutsch und macht es einem etwas empfindlichen Auge geradezu unleserlich. Sie ist unwissenschaftlich, inkonsequent, ohne historische noch etymologische Berechtigung. Sie unterdrückt das h in „Rath", „Thun" u. s. w., fügt es dagegen in „wohl" ein. Sie schreibt „Zusammen" mit Doppel-m, dagegen „Gesamt" mit einem. In die romanische Infinitiv-Form „ir" (graviren, agiren u. s. w.) quält sie ein paradoxes Dehnungs-e hinein u. s. w. Diese grillenhafte Rechtschreibung wird niemals die des deutschen Volkes werden, sondern binnen wenigen Jahren eine abgethane sprachgeschichtliche Wunderlichkeit sein. Die Bücher aber, die durch sie verunziert sind, wird dann Niemand mehr zur Hand nehmen wollen. Der Wille des Verlegers hat auch dem vorliegenden Buche die neue amtliche Rechtschreibung auferlegt. Der Verfasser läßt sie nur mit Verwahrung über sich ergehen und wünscht, daß durch sie den Lesern das Buch nicht unausstehlich werden möge, welches er durch Verbesserungen ihrer Gunst würdiger zu machen gesucht hat.

Im Sommer 1881.

Der Verfasser.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie nach dem Zeugnisse der Naturforschung jedes Individuum in seiner körperlichen Entwickelung alle Stadien der Gattungsevolution durchläuft, so wiederholt jeder Mensch in seinem geistigen Entwickelungsgange die kulturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit. Der Wanderdrang, der einst alle Völker geheimnisvoll erfaßte und jahrhundertelang ruhelos umhertrieb, erwacht in einem gewissen Alter auch heute noch in jedem Individuum und würde immer als unbestimmte Sehnsucht an ihm zehren, wenn es denselben nicht befriedigen könnte. Die Märchen vom goldenen Vließ und heiligen Gral, welche die Menschheit bereits überwunden hat, sind im Individuum noch lebendig und wesenhaft. Wo wäre der zwanzigjährige Jüngling, den nicht ein heftiges Verlangen erfaßte, hinauszueilen in die unbekannte Ferne, um sich irgend ein fabelhaftes goldenes Vließ oder einen Gral oder eine blaue Wunderblume zu suchen? Der Verfasser dieses Buches hat diesen Seelenzustand gekannt wie jeder andere junge Mensch. Von seinem dreiundzwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Jahre hat er Europa vom sagenhaften Norden bis zum romantischen Süden die Kreuz die Quer durchwandert, bald da bald dort länger verweilend und dann wieder weiterziehend, um irgend einem unbekannten, duftumwobenen Gipfel zu folgen, der noch am fernsten Horizonte winkte und lockte. Er wollte die blauen Berge und die blauen Länder in der Nähe sehen. Aber ach! alle die Länder und Berge, die aus der Ferne so märchenhaft blau schienen, fand er in der Nähe stets nüchtern erdfarben und ihr poetischer Zauber verlor sich bei naher Betrachtung. So büßte der Verfasser viele schöne Illusionen ein, doch erwarb er für sie einige tröstliche Erfahrungen. Im intimen Umgang mit den verschiedenen Völkern Europas erkannte er, daß jedes derselben neben weniger rühmlichen doch auch treffliche Eigenschaften besitze, daß selbst die auf den ersten Anblick abstoßenden Züge ihres Charakters, wenn man ihre geschichtlichen, klimatischen oder ethnologischen Ursachen kennt, in einem viel sympathischeren Lichte erscheinen und daß man überhaupt jedes Volk lieben müsse, wenn man in seine Sprache, seine Litteratur, seine Vergangenheit eingedrungen ist.

Dieses Buch ist ein Versuch, einige der Völker, in deren Mitte der Verfasser während seiner siebenjährigen Wanderzeit gelebt hat, in dem Lichte zu zeigen, in welchem er sie nach erworbenem Verständnis ihres Seelenlebens gesehen. Gelingt es ihm, seine eigenen Sympathien dem Leser mitzuteilen und dadurch zur Besiegung des Hasses beizutragen, den die Politik der Cabinete zwischen den Völkern zu erregen und zu nähren sucht, so wird dieses Buch, wenn keine litterarische That, doch eine gute Handlung gewesen sein.

Im Herbst 1879. **Der Verfasser.**

Inhalt.

Ein Winterbesuch in Rußland.

Skandinavische Eindrücke.

Belgische Streifzüge.

Zwei Monate auf Island.

I.

Ein Winterbesuch in Rußland.

Von Berlin nach St. Petersburg.

„Rumm pum pum, rumm pum pum, rumm pum pum“ skandierte mir der Eisenbahnzug, in dem ich seit vielen Stunden saß, mit der unerbittlichen Monotonie und Ausdauer eines jungen Poeten vor, der einem durch Höflichkeit entwaffneten Freunde ein Epos in vierundzwanzig Gesängen deklamiert. Diese endlose Folge von Daktylen, die je nach dem Zustande des Geleises und der Fahrgeschwindigkeit bald glatt dahinrollten wie die Hexameter der Horazschen Satiren, bald holperten und stolperten wie die Verse der Bodmerschen Noachide, bildeten gleichsam einen fremdsprachig-unverständlichen Text, zu welchem die rhythmisch pustende Lokomotive und das über die Eisenschiene hinhastende Waggonrad eine Art unendlicher Melodie improvisierten, welche mir diese gewaltthätigen, ungeschlachten Komponisten und Instrumentalisten in die betäubten Ohren brummten und klirrten und rasselten. Ich teilte das Coupé, das ich in Berlin bestiegen hatte, um es erst in St. Petersburg wieder zu verlassen, mit zwei Reisegefährten, die alsbald in eifrige Unterhaltung mit einander gerieten. Der eine von ihnen schien

ein Geschäftsreisender, der schon wiederholt in Rußland gewesen war, der andere erzählte, er sei als Erzieher zu irgend einem Grafen nach dem Innern Rußlands engagiert worden und reise nun dahin, um seine Stelle anzutreten. Der Commis Voyageur gab einen unentgeltlichen Kursus über Leben, Sitten, Gebräuche und Kultur im Zarenreiche zum besten, und der noch etwas grünliche Präceptor machte sich trotz der Unbequemlichkeit, mit der das Schreiben verbunden war, gewissenhaft Notizen. Dem Vortragenden schmeichelte die Bedeutung, welche der Hörer seinen Bemerkungen beilegte, offenbar außerordentlich, denn er wurde ganz eifrig und bemühte sich schön zu reden. Einmal verglich er Rußland mit einem Butterfasse, das ins Rollen geraten sei, ein andermal mit einem ungeheuren Leviathan, der den Wein der westlichen Civilisation in großen Massen verschlucke, ein Bild, das mir die Vermutung nahelegte, der Mann der kühnen Hyperbeln sei ein Weinreisender; allein trotz all seiner rhetorischen Anstrengungen brachte er es doch nur zu einem einzigen Urteile über Rußland, das er von fünf zu fünf Minuten gleich einem Refrain mit gesteigerter Stimme wiederholte, und dieses Urteil lautete kurz und sentenziös: „Rußland ist faul“, was er auf Wunsch des Erziehers, der gerne das Tüpfelchen auf das I setzte, dahin erläuterte, daß jüngst eine Firma, die seinem Hause viel Geld schuldete, fallit geworden sei.

Der Vortrag des Weinreisenden hätte mich bei einigem guten Willen unterhalten können, er machte mich aber nur melancholisch, denn er regte in mir weltschmerzliche Betrachtungen über die Art und Weise an, wie heutzutage gereist wird. Ist denn das Reisen in unserer Zeit noch ein Bildungsmittel? Erweitert es noch den geistigen Horizont? Hat es noch die Wirkung, Vorurteile zu zerstören und den Menschen eine großartigere Auffassung des Lebens zu lehren? Ich zweifle, daß ein aufmerksamer Beobachter diese Fragen mit

gutem Gewissen bejahen könne. Was ist heutzutage eine Reise? Man wird an einem Orte in einen Bahnwagen gepackt und gelangt nach einiger Zeit, die man schlafend, gähnend oder einen spottbilligen Roman lesend verbracht hat, gleich einer Fahrpostsendung oder Korrespondenzkarte an einen andern Ort, wo man sich bemüht, dieselben Lebensbedingungen vorzufinden, die man daheim zurückgelassen hat. Man fährt mit seinem eigenen Dunstkreis von Vorstellungen und Gewohnheiten in der Welt herum wie ein Planet mit seiner eigenen Atmosphäre im Raume und wird unwillig, wenn die Anziehungskraft fremder Globen, denen man sich nähert, die leichteste Perturbation verursacht. Der Handelsreisende sucht unterwegs und in der fremden Stadt immer nur seinesgleichen und schöpft seine Informationen von diesen, welche sie wieder von anderen Berufsgenossen haben. Der Tourist stellt die Sache noch weniger schlau an. Er schlendert in vernachlässigter oder excentrischer Tracht auf Landstraßen und in Städten umher, ist rücksichtslos gegen die Einheimischen, die es ihm mit Spott oder Verachtung heimzahlen, hat nur für Gegenden und Kunstwerke Augen, ohne zu bemerken, daß auch Menschenwesen um ihn leben und schaffen, und kehrt nach einiger Zeit heim, um die Erfahrung bereichert, daß das Hotel in A. bequem, die Table d'Hôte in B. teuer und schlecht sei, daß die Schweizer Berge teilweise mit Eis bedeckt seien und in Italien Oliven wachsen, aber ohne Ahnung von dem, was die fremden Völker dichten und trachten, durch die er gefahren ist, ohne für sie einen Blick zu haben, und deren Gedanken und Leidenschaften unverstanden und verworren in seine Seele geklungen haben wie das vage Brausen der Fluten in die Ohren des Schwimmers, der achtlos durch sie steuert.

Das heutige Reisen gleicht dem Besuche des Panoramas in einer Jahrmarktsbude. Man erlegt seinen Eintritts-

pfennig, geht von Guckloch zu Guckloch, sieht durch jedes das Bild einer andern Landschaft mit darein gemalten Menschen, Bäumen und Tieren, liest darunter die verschiedenen Inschriften und kehrt dann müde, mit schmerzendem Auge und summendem Kopfe zur trauten Ofenbank heim. Der Mensch ist kein Gegenstand der Beobachtung und des Studiums eines modernen Reisenden. Zu einem solchen Studium reicht die Geltungsfrist der Rundreisebillets nicht aus, ein solches Studium vermittelt weder der Bahnkassierer noch der vorsorgende Baedeker noch der Hotelier und Lohndiener, und so sinkt der Mensch, dieses wichtigste Objekt der Reisebeobachtung, diese erstaunlichste Sehenswürdigkeit des fremden Orts, zur bloßen Staffage in einer auf die Dauer langweilig und trotz des Dekorationswechsels monoton werdenden Scenerie hinab.

Wie ganz anders ehedem! Reisen bedeutete Menschen kennen lernen. Der Weitgereiste war notwendigerweise ein Vielerfahrener. Man ging ins fremde Land mit Empfehlungen wohlversehen, trat als Hausgenosse in einen Familienkreis, unterdrückte mit kluger Bescheidenheit die eigene Sonderart und bequemte sich schweigsam den fremden Eigentümlichkeiten an. So lebte man in des fremden Landes Sitte und Brauch und ließ sich von dessen Geist ohne Widerstreben durchdringen. Auf diese Weise reist eigentlich nur noch ab und zu ein konservativer Handwerksbursche, der die Eisenbahn verachtet und sich an die ebene freie Landstraße hält, allerorten beim Handwerk grüßend vorspricht, in der Werkstätte des fremden Landes arbeitet und dann ganz anders gewitzt heimkommt als das vornehme Gänschen, das über den Rhein geflogen ist, um als Gans wieder heimzukommen, bereichert um die wichtige Erfahrung, daß in Paris die Dinerstunde sieben Uhr, in Berlin aber ein Uhr sei.

Du lieber, wackerer Spaziergänger nach Syrakus! Du

Seume

warst der letzte unter den Namhaften, der noch zu reisen verstanden hat. Das ist die einzig richtige Art, eine andere giebt es nicht. Helles Auge, fröhlicher Sinn, ein Wanderstock in der Hand, ein junges Herz voll Menschenliebe, genügende Kunde der Volkssprache, nachsichtiges, sympathisches Eingehen auf Sitte und Brauch der Fremde, das sind die Schlüssel, mit welchen man sich die verschlossenen Pforten der fremden Volksseele öffnet. Besonders diese sympathische Nachsicht für abweichende Eigenart kann nicht genug betont werden. Was alle flüchtigen Reisenden hindert, der fremden Volksseele nahezukommen, das ist die Verschiedenheit der Äußerlichkeiten des Lebens daheim und draußen. Es ist so süß, der eingewurzelten Gewohnheit folgen zu können, es ist so ärgerlich, ihr zu allen Stunden und in allen Lagen entsagen zu müssen! Die meisten Menschen gelangen nie dazu, das fremde Volk zu verstehen und zu lieben, weil sie es ihm nie verzeihen können, daß es sie gezwungen hat, das Rauchen im Speisesaale aufzugeben oder in Federbetten statt auf Matratzen zu schlafen. So erklärt sich auch auf die prosaischste Weise das poetische Heimweh, das, wenn man es nüchtern analysiert, bei dem einen die Sehnsucht nach Ale und Roastbeef, beim andern das unstillbare Verlangen nach Sauerkraut und Bockbier, beim dritten den Gram über die Entbehrung des Samowars und des Schlitten-Dreigespanns bedeutet. Goethe hat die Sache beim Namen genannt und wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf getroffen, als er sang:

„Ich stellt' mein' Sach' auf Reis' und Fahrt,
Juchhe,
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht."

Und der Ungar drückt denselben bemitleidenswert einfältigen Gedanken in dem bekannten Sprichwort aus, worin die über ihre eigene Nase nicht hinaussehende Beschränktheit sich aufbläht und triumphiert: „Extra Hungariam non est vita et si est vita non est ita.“ Und solche elende, jämmerliche Kleinigkeiten hindern die mächtigen Ströme der Völkersympathieen sich mit einander zu vereinigen, wie eine dünne Kautschukschicht zwei vollgeladene Batteriepole hindert, ihre elektrischen Ströme ineinander zu gießen.

Ist man aber durch die maskierende Äußerlichkeit zum Wesen durchgedrungen, hat man hinter der fremden Tracht und Sprache den Menschen zu finden gelernt, so gelangt man zu eigenartigen Entdeckungen. Man merkt, daß die Menschen überall in allen Empfindungen und Leidenschaften, in ihrem Lieben und Hassen, in Tugend und Laster, in Art und Unart dieselben seien, und man kommt zum Schlusse, daß diese Identität, wie sie im Raum existiert, wohl auch in der Zeit existiert haben müsse. Wie nahe tritt uns da mit einemmale der Assyrer, dessen starres Profil mit dem fischblasenartig gezeichneten Auge von den Reliefs des Sanheribpalastes zu Koujoundjik so urfern und urfremd auf uns herabblickt, wie berechtigt scheinen uns Flaubert, Gustav Freytag, Ebers, wenn sie uns Karthager, Germanen und alte Egypter als Menschen von unserem eigenen Fleisch und Blut darstellen, die ganz so denken, sprechen und handeln wie die Leute, die wir heute an allen Straßenecken streifen! Und ist man einmal so weit in der vorurteilslosen Erkenntnis, daß man von den nichtigen Unterschieden in Kostüm und Gestus, in Tonfall und Grußmanieren absehen gelernt hat, so ist es unmöglich, anders als mit Betrübnis daran zu denken, daß die ganze Politik des neunzehnten Jahrhunderts auf der Nationalitätenidee beruht, die nichts Anderes ist als ein geradezu atavistischer Rückfall in die Beschränktheit der antiken An-

schauung, die die eigene Nation für die auserwählte, die eigentlich menschliche, alle anderen Völker aber für barbarische, noch halb in der Tierheit steckende hielt.

Man sollte denken, daß der Vielgereiste und namentlich derjenige, der Reisebücher schreibt, vor allem berufen sei, die Ideen des Weltbürgertums und der Mencheneinheit zu vertreten. Das ist aber leider nicht der Fall, und daß es nicht der Fall ist, hängt wieder mit der obengeschilderten heutigen Art des Reisens zusammen. Nie hat man so viel Reisewerke veröffentlicht wie gegenwärtig, und nie wurde so wenig beobachtet und so unwahrhaftig und unwesentlich geschildert. Der eine Reisebeschreiber, das ist der Mark-Twain-Typus, hat von vornherein nicht die Prätention, Länder und Völker zu schildern wie sie sind, sondern er verzeichnet nur die Einfälle, welche verschiedene äußere Erscheinungen in ihm erweckt haben. Das ist berechtigt, wenn die Einfälle des Verzeichnetwerdens wert sind. Man lernt dann in einem so geschriebenen Reisewerke zwar keine Länder und Völker, aber eine Individualität kennen, und das ist ein Gewinn, wenn die letztere bedeutend ist. Der andere, der landläufige Reisebeschreiber jedoch giebt sich den Anschein der Objektivität, und dieser ist es, der so viel Irrtümer und Vorurteile der Völker über einander auf dem Gewissen hat. Was solche Reisende um jeden Preis in ihren Schilderungen herausbeißen wollen, das ist Lokalfarbe. Sie arrangieren sich daheim nach Tradition und alter litterarischer Übereinkunft eine besondere Palette für jedes Land und malen das betreffende Bild ohne Rücksicht auf Wahrheit und Natur in einer konventionellen Farbenstimmung. Für Spanien muß da die Guitarre und die Mantille und der Stierkämpfer herhalten, Italien ist mit dem Gondoliere, dem lustigen Dorfkapuziner, dem Cicisbeo und der glutäugigen Marietta erschöpft, für Paris dienen die Clichés der Grisette, des Gamin, des politisierenden Ouvrier

und des Boulevardflaneur, und so erscheinen jahraus jahrein Hunderte von Reisewerken, die wie Chromolithographieen mit derselben Walze und denselben Farben hergestellt sind, in den Lesern dieselben bald sentimentalen, bald empörenden Irrtümer und Trugvorstellungen erwecken und selbst die Gebildeten in tiefster Unkenntnis über die Regungen der fremden Volksseele, über das was sie denkt und will, was sie flieht und was sie erstrebt, erhalten. Wüßte das eine Volk, was die politischen und sozialen Ideale des andern, was seine Errungenschaften und Aspirationen sind, welche Beschleunigung würde der Fortschritt erfahren, um wie viel schwerer würde den Feinden der Völkeremanzipation ihr Werk gemacht!

Was nun, lieber Leser, Deinen ergebensten Diener betrifft, so bittet er Dich seiner Versicherung zu glauben, daß er Dir nicht mit Clichés aufwarten wird.

Ich habe mich auf meinen jahrelangen Kreuz- und Querfahrten immer bemüht, mit eigenen Augen zu sehen, und was ich Dir biete, ist in allen Fällen Selbstbeobachtetes und Selbsterfahrenes. Die kleinen Behelfe der Dutzend-Reisenden sind mir nicht unbekannt geblieben. Ich weiß recht gut, wie man es anstellt, um über die ereignisloseste und langweiligste Fahrt ein langes und breites zu schreiben. Bei einiger Übung ist das gar nicht schwer. Ein Franzose würde in meinem Falle, hätte er eine Fahrt von Berlin nach Petersburg zu schildern, von dem hübschen blonden Büffettmädchen in Kreuz erzählen, das er in die linke Wange gekniffen, und von der problematischen Omelette, an der er sich in Dirschau den Magen verdorben; in Königsberg würde er die berühmte Hafenstadt erblicken, bei der sich die Ems in die Nordsee ergießt, und gleichzeitig könnte er, an diesen Namen anknüpfend, in patriotischem Gedankenflug von Napoleon, der glorreichen großen Armee und dem schrecklichen Rückzug aus Rußland rhapsodieren, um mit geschickter Wendung zuletzt auf die Re-

vanche herauszukommen. Wilna würde ihn an die romantische Gräfin Plater erinnern und ihm Gelegenheit geben, einige alte Anekdoten von der 1831er Revolution aus den Hinterschoß-Taschen seines Gedächtnisses hervorzukramen, und so fort mit Grazie bis nach Petersburg. Der englische Reisebeschreiber nach der Schablone würde sich mehr über die Agrikulturverhältnisse der Provinz Preußen und über die nationalökonomischen Nachteile des russischen Grenzzollsystems verbreiten; er würde die geologische Formation Lithauens summarisch darstellen und in einer kleinen Anmerkung das Erträgnis der russischen Eisenbahnen ausrechnen; auch käme es ihm nicht darauf an, schließlich auf Grund eigener Anschauung (durch das Waggonfenster) das letzte Wort in der streitigen Frage der iranischen oder turanischen Abstammung des russischen Volkes zu sprechen. Ich verschmähe diese Prozeduren und gestehe offen, daß ich während der ganzen Dauer der Eisenbahnfahrt nur wenig was der Rede wert gesehen und erlebt habe. Ich sprach mit keinem Büffettmädchen und merkte mir nicht die Beschaffenheit der Omeletten, die ich unterwegs gegessen, ich sah keinerlei geologische Formationen außer einer ganz recenten Schichte, die sich vor meinen Augen bildete und vergrößerte, der Schneeschichte nämlich, welche damals das ganze Stück Europa von Berlin bis Petersburg gleichmäßig und ohne Unterbrechung bedeckte, und fand überhaupt die Fahrt so langweilig als möglich.

Die ersten sechzehn Stunden derselben, von Berlin bis an die russische Grenze, teilte ich gewissenhaft zwischen Betrachtungen, deren ich einige auszüglich im Vorstehenden mitgeteilt habe, zwischen unruhigen Schlummer und gequälte russische Leseübungen. In der Grenzstation Wirballen (Wierzbolo), wo man drei tödlich lange Stunden interniert wird, hatte ich reichlich Gelegenheit, die ersten russischen Eindrücke aufzunehmen. In lehmfarbene lange Röcke gekleidete Gen-

darmen mit auserlesen stupiden Physiognomieen winkten uns aus den Coupés der preußischen Ostbahn heraus, nahmen uns die Pässe ab und trieben uns gleich einer Schafherde in einen großen, ungeheizten Saal, wo die verschiedenen zur Sicherheit des russischen Staates notwendigen amtlichen Prozeduren mit uns vorgenommen wurden. Eine breite Schranke schließt hier einen großen viereckigen Raum ein, innerhalb dessen ein Dutzend Beamter um einen runden Tisch gereiht arbeitete, während wir Reisenden außen Queue machten. Die Untersuchung der Reiseeffekten geschah mit einer schonungslosen Gründlichkeit, die einer englischen Dame zu meiner Rechten Nervenanfälle zuzog und einen italienischen Handlungsreisenden „in Seide" zum Majestätsverbrecher an dem geheiligten Namen des Zaren machte, glücklicherweise nur verbaliter und in italienischer Sprache, die an der preußisch-russischen Grenze noch nicht genug verbreitet ist, um dem unbesonnenen Südländer zu einer Freifahrt nach Sibirien zu verhelfen. Als der Zollbeamte an meinen Koffer gelangt war und die schmutzige Faust in denselben getaucht hatte, zog er sie alsbald triumphierend mit einem Buche hervor. Es war ein französischer Reiseführer und ich sagte es dem Manne. Er antwortete jedoch, das kümmere ihn nicht, das Buch müsse konfisziert und nach Petersburg an die Zensur gesandt werden, wo ich es später auf Verlangen ausgefolgt erhalten könne, wenn gegen seinen Inhalt keine Bedenken obwalten. Vergebens suchte ich dem Manne zu erklären, daß ein Reiseführer keine nihilistische Brandschrift sei, er schüttelte den Kopf, sagte, er verstehe mich nicht, und schickte sich an, seinen Gang fortzusetzen. Da fuhr ich in die Tasche, zog aus derselben drei russische Zwanzig-Kopeken-Stücke, drückte sie dem Beamten in die Hand und rief nochmals: „Aber das ist ja nur ein Reiseführer!" Plötzlich leuchtete es im Auge des Beamten wie Verständnis auf, „ich begreife, ich begreife!" sagte er eifrig

und gab mir mit höflicher Verneigung das Buch wieder. In diesem einen Augenblicke war ich in der russischen Konversation weiter gekommen als in der Folge während zweier Monate!

Endlich waren alle Koffer und Schachteln und Körbchen von rauher Kosakenfaust glücklich durchstöbert und verwüstet, die Herren am runden Tisch hatten sich nach mannigfaltigen Aufschreibungen und Vormerkungen die beruhigende Überzeugung verschafft, daß kein staatsgefährliches Individuum unter uns sei, und es begann die Rückerstattung der Pässe, auf denen uns mit Stempel und Unterschrift rot auf weiß unsere politische Harmlosigkeit glaubhaft bescheinigt wurde.

Das ganze weite Rußland stand uns nun offen, und um von der uns zugestandenen Freizügigkeit Gebrauch machen zu können, mußten wir nichts weiter thun, als nur noch zwei Stunden warten, bis der russische Zug rangiert war, der uns ohne Unterbrechung nach Petersburg führen sollte. Mit Daranwendung der letzten, für Notfälle aufgesparten Reste unserer Geduld halfen wir uns auch über diese Frist weg und sahen uns schließlich wieder in Coupés eingepferchT, diesmal in russische, die sich von den deutschen wesentlich unterscheiden. Sie sind zunächst bedeutend länger und breiter, dafür aber auch niedriger. Die Sitzplätze sind nicht abgeteilt, was den besondern Vorteil gewährt, daß man auf einen solchen vermutlich für vier Personen berechneten Divan eventuell auch sechs Passagiere pressen kann, und daß die Mageren gegenüber den Vergewaltigungen und Übergriffen der Dicken rechtlos werden.

Die Beleuchtung der Coupés wird durch wunderliche Stearinkerzen von drei Zoll Länge und mindestens ebenso großem Durchmesser bewerkstelligt, die über einem starken konvexen Glase in der Decke angebracht sind. Das konvexe Glas verursacht interessante optische Phänomene. So sah ich eine halbe Stunde lang von einer mir gegenübersitzenden

Mitreisenden nichts als einen runden, intensiv erleuchteten Fleck, welcher eine halbe Nase, ein Stückchen Mund, ein Auge und ein Fragment von einem Ohr umfaßte und rings vom tiefsten Dunkel begrenzt wurde. Dem Lesen aber habe ich diese übrigens sehr bemerkenswerte Lichtzerstreuungsmethode nicht besonders zuträglich gefunden.

Auch die Heizungsmethode der russischen Bahnen könnte ich nicht zur Nachahmung empfehlen. Im mittleren Coupé des Waggons steht ein eiserner Ofen, der von einem Diener fortwährend mit Holz vollgestopft wird. Der Effekt ist ein bedeutender: der Ofen glüht und strahlt eine versengende Hitze aus, wovon sich jeder überzeugen kann, der sich persönlich in das Heizcoupé bemüht. Wer dies aber nicht thut, sondern etwa in seinem Coupé am Ende des Waggons sitzen bleibt, der wird freilich nicht das Geringste davon erfahren und kann trotz der doppelten Fenster in aller Bequemlichkeit erfrieren, wenn er sich nicht außen durch einen tüchtigen Pelz, innen durch einen Schluck starken „Allaschs" der Kälte erwehrt. Die russischen Reisenden wenden, wie ich bemerkt habe, beide Mittel in geistreicher Kombination an.

Aus den Einzelheiten dieser Schilderung hat der Leser schon erkannt, daß man aus einem Coupé ins andere hinübergehen, daß man im großen Waggon frei zirkulieren kann, was große Vorteile, aber auch manche Nachteile hat. Ein alter russischer Stabsoffizier bemühte sich, uns namentlich die letzteren deutlich zu machen. Mit einer Unermüdlichkeit, die mir Achtung einflößen würde, wenn er sie ausschließlich im Vorpostendienst anwenden wollte, stiefelte er sporenklirrend die ganze Nacht durch den Waggon auf und ab und berührte gewissenhaft auf jedem Streifgange auch unser Coupé, wo drei müde Menschen mit Ungeduld den Moment herbeisehnten, der sie ins Traumland hinüberführen würde. So oft uns Morpheus schüchtern nahen wollte, trat der rücksichtslose

Schnauzbart mit seinen Sporen und seinem langen stolprigen Säbel störend dazwischen. Vergebens protestierten wir durch demonstratives Thürzuschlagen und grimmige Blicke; der Krieger öffnete die demonstrativ zugeschlagene Thür noch demonstrativer, erwiderte unsere grimmigen Blicke mit noch grimmigeren und setzte seinen rätselhaften Spaziergang nur noch rascher und dröhnender fort. Wollten wir nicht grob werden und eventuell raufen, so mußten wir uns seufzend darein ergeben, sein Sporengeklirre zum Kettenrasseln, Räderrollen und zu jenen übrigen Geräuschen zu summieren, die man nicht beachten darf, wenn man während der Fahrt in einem Eisenbahnwaggon schlafen will.

An Schlaf wäre übrigens auch ohne den patrouillierenden Offizier nicht zu denken gewesen. Die Schaffner, die ihr Dienst zum Wachen zwingt und die ohne Zweifel ebenso viel Langeweile empfanden wie wir Passagiere, wählten sich zur Unterhaltung den originellen Zeitvertreib, jede Stunde sämtliche Fahrkarten zu coupieren. Im Laufe der Nacht geschah dies viermal, und das Locheisen, womit das Billet durchgeschlagen wurde, hatte jedesmal eine andere Form. Auf diese Weise erhalten die Billets für längere Strecken nach und nach ein sehr malerisches Ansehen. Meine Karte trug beispielsweise nahe vor dem Reiseziele folgende Figuren nebeneinander in durchbrochener Arbeit an sich: einen Kreis, ein Herz, einen sechsstrahligen Stern, ein Quadrat und einen Schwalbenschwanz oder Keil. Möglicherweise liegt ein tiefer Sinn in diesem Kinderspiele. Der Anblick der verschiedenartigen Figuren schärft den Formensinn, und die Fröbelsche Erziehungsmethode benutzt diese Thatsache als Bildungsmittel. Bei uns werden freilich nur Kinder nach der Fröbelschen Methode geschult, aber man vergesse nicht, daß die weitaus größte Mehrheit der Russen auf dem Wissensniveau unserer Kinder steht, und daß die Betrachtung der einfachen Formen ihr

Auge ganz gut für das Erfassen der komplizierteren Formen des Alphabets präpariert. In diesem Sinne wäre also eine längere Fahrt auf den russischen Eisenbahnen für den eingeborenen Knownothing ein populärer Vorbereitungskurs für das höhere Buchstabieren, was eine gar nicht üble Kombination verschiedenartiger Zwecke darstellen würde.

Sechsundzwanzig Stunden lang rollten wir so durch das flache, einförmige Land hin, von dem wir selbst des Tags nicht viel sehen konnten, weil die Außenscheiben der Doppelfenster des Waggons von einer dicken, undurchsichtigen Eisschichte verschleiert waren. Mit jeder Meile, um die wir uns von der Grenze entfernten, merkten wir es besser, daß wir im Lande des Branntweins, der Juchten und des Pelzwerks seien. Die europäischen Laute um uns her wurden immer spärlicher, unverstandene asiatische Worte brandeten an unser Ohr, ab und zu von deutschen Dialogen unterbrochen, die noch unverständlicher klangen als russisch und tartarisch. Zugleich mit civilisierten Erscheinungen schoben sich an den Haltepunkten ungeschlachte Gestalten mit runden Gesichtern in den Waggon, dicke Pelze um die Schultern, Pelzmützen auf dem Haupte, Pelzstiefeln an den Füßen, eine Kümmelpulle im Handgepäck. In den Stations-Restaurants glühte der Samowar und schlug uns der pikante Duft des Kaviars entgegen, von den unglaublich unterthänigen, meist tartarischen Kellnern wurden unsere Ansprachen hie und da schon mit jenem Lächeln des Nichtverstehens beantwortet, das trotz seiner Höflichkeit den Fragenden oder Heischenden so wütend macht, und in den letzten Stunden der Fahrt hatte unser Deutsch, Französisch und Englisch nur mehr ein verschwindend kleines Absatzgebiet.

Es ward Nacht, es ward Morgen und es ward wieder Nacht, da öffnete der dicke Schaffner die Coupéthür und rief: „Sankt Petterburk!“ Das klang wie frohe Botschaft und Heilsverkündigung. Ich war in diesem Momente vom Ge-

klirr und Gerassel der ewiglangen Fahrt akustisch so heruntergekommen, daß ich das lärmende Treiben vor dem Bahnhofe für wundersam feierliche, zur Andacht stimmende Stille hielt und in dem heisern „Iswostschik“ (Kutscher), der mir mit rauher Stimme die Vorzüge seines „Szani“ (Schlitten) pries, einen lyrischen Tenor von großer Zukunft entdeckt zu haben glaubte.

Eine Minute später glitt ich im leichten Schlitten pfeilschnell und lautlos über den Schneeteppich der Straße hin, und bald darauf dampfte im wohlig warmen Zimmer des Hotels der duftende Thee vor mir.

Ein Nachtfest auf der Newa.

Der erste Tag meines St. Petersburger Aufenthalts war kein glücklicher. Gleich jenen Tuarcks der Sahara, die jeden nicht zu ihrem Stamme gehörenden Sterblichen für unwürdig halten, ihr Antlitz zu schauen, verhüllte die Sonne ihr Angesicht mit einer fatalen Sorgfalt. Die Luft war trübe und undurchsichtig wie eine blinde Fensterscheibe und füllte sich ab und zu auf Viertelstunden mit wirbelnden Schneeflocken. Der Horizont eines Menschen von normaler Sehweite hatte kaum mehr als hundert Schritt im Durchmesser, und schon am Rande dieses engen Gesichtskreises ging das eintönige Grau des Himmels unmerklich in das schmutzige Weiß der Schneedecke über, die sich gleichförmig und nur in ihrer Reinheit nuanciert über alle Straßen und Dächer der Stadt breitete. Was nützt es mir, daß ich im Schlitten die „Prospekte“ und „Ulitzas“ und „Pereuloks“ durchstreifte und mit geschickter Verwertung der wenigen russischen Worte, welche die kurze Beschäftigung mit der Grammatik in meinem Gedächtnisse zurückgelassen hatte, meinen Iswostschik nach allen Sehenswürdigkeiten der Newa-

stadt dirigierte. Die beiden Victorien auf den hohen Granitsäulen am Eingange der Reitbahn steckten in einer Tarnkappe; die goldenen Kuppeln der Isaakskirche und der goldene Spitzturm des Admiralitätsgebäudes waren mit einem soliden grauen Nebelüberzuge versehen und erinnerten mich an die durch graue Glanzleinwand vor Abnutzung geschützten Möbel in der Sonntagsstube einer kleinbürgerlichen Hausfrau. Petersburg konnte bei dieser Beleuchtung so wenig seine Pracht zur Geltung bringen und Effekt machen wie ein Brillant in der Dämmerung. Ich war von den empfangenen Eindrücken recht unbefriedigt und mißmutig, als ein einziges Wort mich wieder in fröhliche Stimmung versetzte. „Heute Nacht veranstaltet der englische Klub ein Eislauffest auf der Newa!“ sagte mir nachmittags ein Herr, bei dem ich zu Besuche war, und diese Mitteilung verwandelte einen halb verlorenen gleichgiltigen Tag in einen interessanten und erinnerungsreichen.

Ein nächtliches Eisfest auf der Newa! Konnte ich mir eine bessere Gelegenheit wünschen, um den ganzen Glanz, die ganze berühmte Pracht der russischen Hauptstadt in einem einzigen Rahmen zu einem zauberischen Gesamtbilde vereint zu schauen? Ich war denn auch einer der Frühesten auf dem Festplatze, und das Schauspiel, das mir hier geboten ward, gehört in der That zu den schönsten, die ich jemals gesehen.

Das Wetter war so günstig, wie man es nur immer wünschen konnte; die Luft still und unbewegt, die Temperatur eine so milde, daß man selbst nach mehrstündigem Aufenthalte im Freien von der Kälte nicht belästigt wurde; die leuchtende Sternenpracht nordischer Nächte fehlte diesmal zwar, allein für diesen Mangel entschädigten reichlich die blendenden Lichtfluten, die den Festplatz umflossen. Man ist in Petersburg auf Nachtfeste eingerichtet und versteht

sich wunderbar auf Beleuchtungseffekte. Jeder der stolzen Paläste, welche sich am „englischen Quai", an der „Anglisskaja Naberesznaja", in ununterbrochener Reihe eine Viertelstunde weit hinziehen, hat vor seinem Portale zwei Kandelaber, deren gewöhnliche Brenner bei solchen Gelegenheiten abgeschraubt und durch riesige Sterne und Sonnen ersetzt werden. An der Straßenecke gegenüber der mächtigen, am jenseitigen Brückenkopfe mit einer vergoldeten Kapelle geschmückten Blagoweſtschenski-Brücke flammte uns die erste Gassonne entgegen, und von hier bis zum Festplatze und darüber hinaus bildeten Gassterne von Wagenradgröße eine stetige Feuerlinie, welche die Straße und den Quai tageshell erleuchtete.

Auf der Newa, die hier breiter ist als die Themse bei London-Bridge, war ein Viereck von etwa achtzig Schritt Breite und doppelter Länge mit einem dichten Zaun frischer Tännlinge eingehegt. An den vier Ecken erhoben sich stattliche Mastbäume, von deren Spitze die Trikolore Rußlands wehte und deren Stamm mit grünen Guirlanden aus Tannenreisig umwunden war. Jedes einzelne Stämmchen des Tannenzauns und jeder Mastbaum trug eine senkrechte Reihe von weißen Lampions; von Stämmchen zu Stämmchen war eine Schnur von roten, grünen und blauen Leuchtkugeln gezogen, und ähnliche farbige Lichter schlangen sich um die Mastbäume und bedeckten sie vom Fuße bis zur Spitze. Auf jeder der vier Seiten des eingehegten Rechtecks waren einige leichte Holzbauten errichtet, deren Fronten durch Licht- und Farbeneffekte den prächtigsten Eindruck machten. Diese Bretterbuden, die sich nach dem Festplatze hin in Gestalt reichgeschmückter Rococoportale präsentierten, waren für den Hof bestimmt und dem entsprechend eingerichtet. Dicke Teppiche bedeckten den Eisboden, auf dem sie standen, rote, goldgesäumte Draperieen fielen in reichen

Falten von den Wänden nieder, und ähnliche Portièren verschlossen den Eingang dieser leichten Bauten, deren Inneres auf solche Weise das Aussehen eines mit dem Luxus indischer Maharadschas ausgestatteten Zeltes gewann. Die großen architektonischen Konstruktionslinien waren außen durch Reihen weißer Lampions markiert, während alles Schnitz- und Schnörkelwerk, alle Rocaille, durch bunte Lämpchen hervorgehoben wurde. Über den Giebeln leuchteten mit intensivem Glanze Transparente, welche die Initialen des russischen Kaiserpaares erkennen ließen, während über dem größten Zelte, durch welches man schreiten mußte, um auf den Festplatz zu gelangen, in weißem Lichte die russische Kaiserkrone flammte.

Und nun das Gesamtbild, das sich aus diesen einzelnen Bestandteilen zusammensetzte: das Auge war von der Fülle des Lichts überrascht und geblendet; zwischen dem milden, weißen Lichte, welches den Grundton der Illumination bildete, blitzten und funkelten die intensiven roten, grünen und blauen Flammen gleich ebenso vielen märchenhaft großen feurigen Rubinen, Smaragden und Saphiren; das Eisfeld der Newa, durchsichtig und eben wie ein Spiegel und nur vom scharfen Kiel der Schlittschuhe leicht geritzt, wiederholte die ganze Pracht dieser feenhaften Beleuchtung, indem es sie widerspiegelte; gleich fabelhaften Palästen, aus Licht erbaut, erhoben sich die buntstrahlenden Fronten der Holzbauten, und man meinte nicht anders, als daß im nächsten Augenblicke eine Elfenschar in flimmernden Silberkleidern aus ihnen hervorschweben und über das Eis hintanzen werde; wie ein Juwel wurde diese Lichtinsel von der silbernen Fassung der Newa-Schneedecke rings umfangen; zum Rahmen hatte das entzückende Bild auf der einen Seite den niedrigen Quai, auf dem eine zahlreiche Menschenmenge Kopf an Kopf gedrängt stand, und dahinter die tageshell beleuchteten Palastfronten der Angliskaja Naberežnaja, auf der zweiten die

von Gasflammen erhellten Linien der granitenen Blagoweschtschenski-Brücke und jenseit des Stromes die Häusermassen von Wassili-Ostrow, deren schnurgerade, senkrecht auf den Quai mündende Straßen mit ihren, ein ununterbrochenes Lichtband darstellenden Gaskandelabern auf das festliche Treiben herüberblickten. Das tiefe Dunkel der sternlosen Nacht begrenzte in der Ferne gleich einer ehernen Mauer den Schauplatz des Festes.

Es war $1/_2 9$, als die Volksmenge nach dem Quai zu strömen begann und die ersten Festgäste das Eisparkett betraten. Berittene Polizeisoldaten hielten auf der Straße die Ordnung aufrecht und schrieen das Volk mit russischer Rauheit an, wenn es sich zu weit auf den Fahrdamm vordrängte. Lautlos und unhörbar glitten die luftigen Schlitten heran und setzten ihre Menschenlast ab, um gleich wieder im Dunkel einer Nebengasse, eines „Pereuloks“, zu verschwinden. Diese Stille, diese Lautlosigkeit ist mir hier besonders aufgefallen, und ich glaube, sie gehört im Winter zu den charakteristischsten Eigentümlichkeiten Petersburgs. Wer an das geräuschvolle Straßenleben südlicherer Städte gewöhnt ist, möchte Petersburg für ausgestorben halten. Der fußdicke Schneeteppich, der alle Straßen bedeckt, dämpft den Schall des Trittes und man wandelt unhörbar dahin wie im Zimmer eines reichen Kranken. Nur von den Wagen, die übrigens des Winters nur eine verschwindende Minorität des öffentlichen und privaten Fuhrwerks bilden, hört man ein abgeschwächtes, dumpfes Rollen. Die Schlitten verursachen gar kein Geräusch und den Hufschlag der Rosse verschlingt der Schnee. Keine Klingel, keine Schelle, kein Laut verkündet die Annäherung eines Fuhrwerks, und würden die Iswoschtschiks nicht durch ihr unermüdlich wiederholtes, warnendes „beregissj!“ (Achtung!) die Aufmerksamkeit der Fußgänger stets rege halten, und noch mehr, hätten sie nicht eine so wunderbare

Herrschaft über ihre trefflichen Pferdchen, ich glaube, es müßten jeden Tag einige hundert Menschen in den Straßen Petersburgs überfahren werden.

Um neun Uhr nahm das Fest seinen Anfang. Eine Musikkapelle, die auf einer Tribüne innerhalb des illuminierten Raumes postiert war, begann ihre Produktionen, und zum Klange der Musik führten die ersten Schlittschuhläufer ihre anmutigen Bewegungen aus. Es waren eigentümliche, fremdartige Weisen, die zwischen Straußschen Walzern und Potpourris aus italienischen Opern von der Tribüne her an mein Ohr schlugen, nie gehörte Melodieen von sonderbarem Rhythmus und einer grellen Instrumentation, die in manchen Stücken an asiatische Musik erinnert. Sie klangen indes nicht übel, diese russischen Melodieen, und sie schienen bei den Autochthonen sehr beliebt zu sein. Alle Welt kannte sie, und auf dem Quai oben wie hier unten auf dem leuchtenden Eisparkett wurden sie mitgebrummt und mitgepfiffen. Sie waren aus der bekannten nationalrussischen Oper mit dem bezeichnenden Titel: „Das Leben für den Zaren!"

Eine unabsehbare Menge reicher Schlitten, vergoldet und mit kostbarem Pelzwerk ausgeschlagen, mit Grafen- und Fürstenkronen und barbarischen, allen Gesetzen der Heraldik hohnsprechenden Wappen geschmückt, von herrlichen Trabern gezogen und von Kutschern in goldbetreßten Scharlachröcken gelenkt, füllte den Quai und verlängerte sich von Minute zu Minute. Durch die zuschauende Menge ging ein Flüstern tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit, so oft irgend eine bekannte „Kniäsin", von einem überladen reich livrierten Lakaien unterstützt, ihr Fuhrwerk verließ und auf die Eisbahn hinunterstieg. Unten, wo das Gewühl immer dichter, das Treiben immer bunter und lebendiger wurde, waren die Träger der glänzendsten Namen Rußlands versammelt, die alten stolzen Fürstengeschlechter, deren Namen im goldenen

Buche des Kreml verzeichnet stehen und die sich rühmen, aus Ruriks Geblüt hervorgegangen zu sein, und jene anderen, die ihren jungen, kaum hundertjährigen Hermelin im Boudoir einer lebenslustigen, lasciven Kaiserin aufgelesen haben; alte Generale, deren rote Nase bedenklich aus dem grimmigen Schnauzbartgesichte hervorstieg, und junge, elegante Gardeoffiziere in harlekinhaft bunter Uniform, alles mit einem Worte, was in Petersburg Anspruch hat, zur Gesellschaft gezählt zu werden.

Die Damen waren in reiches Pelzwerk gehüllt, das übrigens nicht ihren einzigen Schmuck bildete. Ich sah viele imposante Erscheinungen, hohe Gestalten von schönem Ebenmaße und merkwürdig energischen Bewegungen, aber eigentlich schöne Gesichter waren kaum zu finden. Die vornehmen Russinnen, die ich hier sah, waren alle mehr pikant als hübsch. Sie erinnerten mit ihren stark geschminkten und gepuderten Wangen, ihren schwarzuntermalten Augen, ihrer indiskreten, lauten Rede und dem freien Spiel ihrer Blicke mehr an Pariser Cocotten als an Damen der wirklichen Welt. Doch sind sie ausnahmslos vollendete Meisterinnen der edlen Eislaufkunst, und man merkt es ihrem kräftigen Anlauf, ihren anmutigen Wendungen und ihrer elastischen Haltung an, daß sie Töchter eines Landes sind, wo ein siebenmonatlicher Winter reichliche Gelegenheit bietet, sich in der so veredelnd und kräftigend auf den Körper wirkenden Leibesübung zu vervollkommnen.

Die Chronique scandaleuse von Petersburg scheint eine sehr reiche zu sein, wenigstens hörte ich ringsherum zahllose Anekdoten mit boccazischer Pointe flüstern, so oft eine auffallendere weibliche Erscheinung im flotten Tanze vorüberwirbelte. Übrigens ist es ganz unmöglich, sich eine glücklichere Gesellschaft zu denken, als es die schien, die sich hier auf der Newa zusammengefunden hatte. Der Despotismus

versteht es überall, den Sinn für Lebensgenuß und aufregende körperliche Unterhaltung außerordentlich zu entwickeln. Petersburg ist heute dort, wo Wien vor der Märzrevolution, Paris zur Blütezeit des zweiten Kaiserreichs war: es amüsiert sich, und zwar mit einer Intensität, deren nicht einmal der genußsüchtige Romane fähig ist. Man giebt sich mit Leib und Seele dem Vergnügen hin und gewinnt einem Feste die höchste Summe angenehmer Sensationen ab. Der Moment hat einen Wert und eine Bedeutung, als gälte es, in einer Sekunde ein Leben zu erschöpfen, und als hätte alle Welt die dunkle Empfindung, daß im nächsten Augenblick eine Katastrophe hereinbrechen müsse, die allem ein Ende macht. Ich habe nie so unermüdlich eislaufen und tanzen gesehen wie hier. Man ließ sich zur Konversation kaum Zeit. Die stilleren Freuden des Gesprächs boten den stärkerer Reizung bedürftigen Nerven nicht genug Aufregung. Die Augen blitzten, die Busen wogten keuchend, die Lippen lächelten üppig und weltvergessen wie auf dem Makartschen Bilde „die sieben Todsünden", und trat im Laufen und Tanzen eine Pause ein, so sanken die Paare in einer so wollüstigen Vernichtung auf ihre Sitze hin, daß ihr in vage Sensationen ganz aufgelöster Geist zur Anstrengung eines zusammenhängenden Gedankenaustausches ebenso unfähig wie unwillig war.

Gegen ½11 erschienen etliche Großfürsten mit ihren Gemahlinnen und wurden mit einem Tusch empfangen. Sie mischten sich ohne viel Ceremonie unter die Gesellschaft und sprachen sehr leutselig mit einer großen Anzahl von Personen, wie denn der Verkehr zwischen den Prinzen und der Gesellschaft hier ein recht gemütlicher und nichts weniger als gezwungener zu sein scheint. Das Festcomité ging nun an das Arrangieren von Massenquadrillen und Cotillons. Während sich die Paare zusammenschlossen und die Reihen

sich ordneten, wurden in den Ecken plötzlich elektrische Feuer entzündet und wahre Katarakte farbigen Lichts ergossen sich über die Tänzer. Die eine Front war grün, die andere blau beleuchtet — fast hätte ich gesagt emailliert — und die elektrischen Strahlen zuckten den pfeilschnell Dahingleitenden auf ihrer glatten Bahn nach, was einen magischen Effekt hervorbrachte.

Es war Mitternacht, als das Fest zu Ende war und die Schlitten die ermüdeten und erhitzten Eisläufer in ihre Paläste zurückführten. Auf dem ganzen Heimwege klang mir die Musik in den Ohren und gaukelten mir farbige Lichter vor den Augen, und als ich eingeschlafen war, träumte ich infolge einer jener wunderlichen Transpositionen, welche das Traumleben mit Sinneseindrücken vorzunehmen pflegt, von herrlichem blauen Mondschein im Golfe von Neapel und von duftenden italienischen Orangenhainen.

Die Butterwoche in St. Petersburg.

Ich war eine Woche in Petersburg gewesen, als ich mit einemmale an dem langbärtigen ernsten Iwan, der mir täglich so sorgsam die Kleider reinigte und die Schuhe wichste, eine große Veränderung wahrnahm. Er hatte nun stets ein reingewaschenes Angesicht und einen kunstvoll gekämmten Bart, die langen schlichten Haare troffen von Fett und waren mit stutzerhafter Accuratesse in die Stirn hineingestrichen, so daß er mit seinem bekannten Landsmann, dem „russischen Hundemenschen", einige Ähnlichkeit bekam, eine stille Heiterkeit war über seine Mienen ausgegossen, und als ich durch zwei oder drei Tage diese merkwürdige Metamorphose seines ganzen Wesens beobachtet hatte, überraschte ich ihn eines Morgens, wie er im Winkel des Korridors schmatzend eine Orange verzehrte.

„Seid Ihr Bräutigam geworden, guter Iwan," fragte ich ihn, „oder hat Euch irgend ein Verwandter im Ural oder noch weiter hinten eine Erbschaft hinterlassen?"

Iwan aber grinste mich inniglich vergnügt an und sprach, indem er sich den zu einem breiten Lächeln ver=

zogenen Mund mit dem Handrücken abwischte: „Es ist ja Maslenitza!“

Maslenitza heißt zu deutsch Butterwoche und bedeutet die Karnevalszeit der orthodoxen Kirche. Man muß da nicht an den Karneval denken, wie er sich im übermütigen Paris oder unter dem göttlich heitern Himmel Italiens darstellt, mit seinem Gewühle witzsprudelnder Masken, seinen tollen Straßenaufzügen, seiner saturnalischen Demolierung aller Standesschranken; der nordische Karneval ist stiller, bleicher, zurückhaltender; er verhält sich zu seinem südlichen Namensbruder wie die herbe, dürftige Schlehe des Nordens zur üppigen Weintraube. Und sie ist so kurz, diese Karnevalszeit des Russen! Seine düstere, ascetische Kirche mißt ihren Gläubigen die erlaubten Freudentage kärglich zu. Eine einzige Woche nur darf er sich behaglichem Selbstvergessen hingeben; was er an genußfroher Lebenslust besitzt, das muß sich in diesen acht Tagen ausleben; am Sonntag beginnt seine Jubelzeit, am andern Sonntag endet sie wieder; sowie die Schläge der Frühglocke in seinen Freuden- (und meist auch Branntwein-) Rausch hineindröhnen, muß er sein Haupt mit Asche bestreuen und sich dem strengen Fastengesetze unterwerfen, das ihm Fleischgenuß und Gesang und Lachen und jegliches Vergnügen verbietet. Ja manche besonders fromme Gläubige warten gar nicht bis zur erlaubten Frist, sondern setzen ihrem Karnevalsjubel Sonnabend zur Mitternachtsstunde das grämliche Löschhorn auf. Im Palaste des Fürsten Dolgoruki zu Moskau, wo ich den letzten Abend der Maslenitza verbrachte, erlebte ich es, daß mit dem zwölften Schlage der Mitternachtsglocke das eben noch toll geigende und blasende und paukende Orchester jäh verstummte, der Tanz plötzlich stillestand und die Diener mit Pelzen in den Saalthüren erschienen, während andere Diener ohne einen Blick für die anwesende Gesellschaft

die Wachskerzen der reichen Lüster bedächtig auszulöschen begannen.

Maslenitza also bedeutete das Hallen und Schallen der hundert Glocken, die mit ihren Klängen fortwährend die Luft erfüllten; Maslenitza bedeutete es, daß alle Kirchen ununterbrochen offenstanden und von andächtigen Betern erfüllt waren, daß auf der Speisekarte des Hotels seit drei Tagen „Blini" verzeichnet standen, eine Art ärmlichen Pfannkuchens, der mit Kaviar bestrichen wird, und daß alle Theater täglich zwei Vorstellungen gaben; Maslenitza endlich bedeutete das lustig lärmende Treiben, dessen Schauplatz das Marsfeld war.

Dieser ungeheure Platz in der Nähe des „Sommergartens", wegen seiner Ausdehnung gewöhnlich der Schauplatz großer Militärparaden und Revuen, hatte nun das Ansehen eines Jahrmarkts. Hier fand der „Balagan", der Karnevalsmarkt, statt. Bude erhob sich an Bude, Fiedel und Dudelsack tönten, aus den Bretterhütten schlug Geschrei und Gelächter an unser Ohr, und eine ausgelassen lustige Menge wimmelte in den von den Buden gebildeten Gassen vom Morgen bis zum späten Abend auf und nieder. In früheren Jahren pflegte hier die Faschingsfreude bis Mitternacht und länger zu währen, allein zur Zeit meines Petersburger Aufenthaltes, im Winter 1874, hatte die löbliche Polizei gefunden, daß man sich auch bis um sechs Uhr abends genugsam unterhalten kann, und so mußte der Platz zu dieser Stunde geräumt werden.

Auch tagsüber trieben sich hier etliche Dutzend Polizeisoldaten umher und hielten die öffentliche Fröhlichkeit in Zaum, daß sie nicht ausarte und zu übermütig werde. Wenn trotz dieser herabstimmenden Allgegenwart der grämlichen oder bissigen Polizeigesichter die allgemeine Lustigkeit dennoch hohe Wogen warf, so war dies nur dem eigenartigen

Charakter des Publikums zuzuschreiben, welches den Balagan belebte. Die Maslenitza ist nämlich das Fest des Volkes und der Kinder; das Fest jener seligen Armen im Geiste und Unmündigen, die sich von einem Karussell noch auf Monate ins Himmelreich hinüberwirbeln lassen können und die Grimasse eines blaubemalten Spaßmachers zum Totlachen komisch finden. Den Gebildeten bedeutet die Maslenitza nichts. Sie haben den ganzen Winter hindurch ihre Masken und Elitebälle, ihre italienische Stagione, Eisfeste und Konzerte; wenn man auf dem Balagan einem Herrn mit Cylinder und Handschuhen begegnet, so ist es gewiß ein Fremder, und trifft man eine modern gekleidete Dame, so ist es sicher eine Mutter oder Gouvernante, die ihre Kleinen hiehergeführt hat. Sonst giebt es da nur Soldaten, Männer aus den unteren Volksschichten mit langen Pelzröcken und bunten Gürteln um den Leib und Weiber im lichtblauen oder kirschroten, goldbetreßten Nationalkleide.

Es verlohnt sich, das Treiben auf dem Balagan eine Stunde lang zu beobachten. Es ist reich an eigenartig nationalen Zügen, die sich in der Physiognomie eines gewöhnlichen Jahrmarkts in Deutschland oder Frankreich nicht wiederfinden. Da sind vor allem die häßlichen Finnen mit ihren winzigen Schlitten und kleinen, struppigen Pferden, die auf dem weiten Plan hin- und herschießen. Sie kommen immer nur zur Butterwoche nach Petersburg und kehren zu Beginn der Fasten wieder in ihre Dörfer heim. Wegen ihres gelben, sackartig plumpen Lodenrocks, ihrer eckigen Gesichter und vollständigen Unkenntnis der russischen Sprache werden sie vom Volke und den übrigen Iswostschiks fortwährend gehänselt und verspottet, allein die kleinen, ganz verschmitzt aussehenden Kerlchen machen sich nichts daraus, gehöhnt und geuzt zu werden, und nehmen mit vollendetem Gleichmut das tellergroße „Piatatschok“ (Fünfkopekenstück)

aus Kupfer entgegen, für das sie Kindern und Erwachsenen eine Viertelstunde lang das Vergnügen einer Schlittenfahrt gewähren.

Da ist ferner der „Eisberg", das originellste Vergnügungsetablissement des Russen. Es ist ein etwa dreißig Fuß hoher hölzerner Turm, auf der einen Seite durch eine Treppe zugänglich gemacht, auf der andern in einer schiefen Ebene von ziemlich jähem Abfall sich zum Niveau des Bodens hinabsenkend. Diese setzt sich in einer schmalen, ebenen Bahn fort, die zu beiden Seiten von einem Bretterzaun eingehegt und ebenso wie die schiefe Ebene selbst mit soliden, geglätteten Eisquadern belegt ist. Auf der Plattform des Turms steht ein kleiner Schlitten. Wer Lust und fünf Kopeken hat, setzt sich auf denselben, hinter ihm nimmt der Eigentümer der originellen Anstalt Platz, ein kräftiger Stoß bringt das leichte Vehikel von der Plattform auf die schiefe Ebene, und hier saust es mit fürchterlicher Gewalt die glatte Bahn hinab. Die Geschwindigkeit ist auf dem abfallenden Teil der Eisbahn eine so außerordentliche, der Flug nach abwärts ein so jäher, daß die meisten Leute, die sich das Vergnügen dieser halsbrecherischen Rutschpartie anthun, die Augen schließen und ganz blaß werden; allmählich aber mäßigt sich der pfeilschnelle Lauf, der Schlitten gleitet langsamer und langsamer auf der nun mehr ebenen Bahn hin, um zuletzt am Ende derselben ganz sachte stehen zu bleiben. Wenn man sich zum ersten Male eine solche Schlittenfahrt ansieht, so möchte man es fast für unmöglich halten, daß hier niemals Unglücksfälle vorkommen, und doch ist dem so.

In zahlreichen Buden oder auch auf einfachen Tischen, die im Freien stehen, brodelt das heiße Wasser im Samowar und wird das Lieblingsgetränk des Russen, der „Tschai" (Thee) ausgeschänkt. Mit innigstem Behagen schlürft groß und klein die strohgelbe, dampfende Flüssigkeit und benutzt

die gute Gelegenheit, um sich nicht nur innerlich, sondern am Feuer des Samowars auch äußerlich zu erwärmen. In anderen Buden werden Nüsse, Feigen und Orangen zu überraschend billigen Preisen verkauft, und eine ganze Schar kleiner Knaben bietet ambulatorisch „Parantki" (Brezeln) und anderes sonderbar geformtes Backwerk feil.

Für körperliche Emotionen sorgen die vielen Karussells, die unter einfachen Leinwandzelten aufgeschlagen sind. Sie enthalten bloß hölzerne Pferde, die merkwürdigerweise über und über mit gelben runden Flecken bemalt sind, was mich auf die Vermutung bringt, daß diese gepardelten Rosse dem Geschmack des Volkes als das Ideal der Pferdeschönheit imponieren. Aus einigen Menagerieen tönt das vielverheißende Gebrüll verschiedener wilder Bestien, und gleichsam um der Menge einen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten zu geben, die der abgeschossene rote Vorhang verbirgt, ist außen auf einem etwas erhöhten Brette ein stattlicher Bär an die Kette gelegt, der von den Kindern teils angestaunt, teils mit Eisstückchen und Schneebällen beworfen wird. Echt russisch ist das Schauspiel, das sich uns hier nebenan darbietet. Es ist eine große Bude, die vorn eine kanzelartig vorspringende Plattform hat. Auf dieser Tribüne treibt ein Spaßmacher sein Wesen. Der Bursche hat eine Wergperücke aus langen Fäden auf dem Kopfe und einen grauen Bart aus demselben Stoff; sein Rock ist blau und rot gestreift und seine Kopfbedeckung eine hohe, spitze Mütze, wie der Astrolog auf dem Titelblatte des hundertjährigen Kalenders sie trägt. Mit erstaunlicher Unermüdlichkeit ist er bestrebt, sein übrigens sehr dankbares Publikum zu unterhalten. Zungengeläufig erzählt er im Falsetton, er sei ein schönes Mädchen (wozu er ein entsprechendes zimperliches Gesicht schneidet) und sein Vormund wolle ihn an einen alten einäugigen Bauer verheiraten. Kaum ist das Gelächter verstummt, welches diese Erzählung

hervorgerufen hat, so beginnt er mit rauher Stimme das Einmaleins herzusagen. Auch das wird ungeheuer komisch gefunden. Mitten in der Rezitation hält er plötzlich inne und reckt die Zunge heraus. Allgemeiner Jubel. Wenn aber die Zuhörer blasiert zu werden beginnen und seine gewöhnlichen Späße nicht mehr verfangen, so greift er zu einem Mittel, welches erfahrungsgemäß nie versagt: er setzt den Zeigefinger auf die Nasenspitze und schielt mit beiden Augen nach demselben. Die Wirkung ist ungeheuer. Die Leute wollen sich vor Lachen ausschütten, halten sich die Seiten und fahren schier aus der Haut vor lauter Jubel. Ein Regen von Geldstücken, allerdings meist nur halbe und ganze Kopeken, ergießt sich in die spitze Mütze des Lustigmachers, und wenn er die Ernte überzählt und unter Grimassen ausruft: „Das langt nicht für eine Wurst!“ so kennt die Lachlust der Menge keine Grenzen. Wird Hanswurst müde, so erscheint auf der Tribüne neben ihm eine Kollege, der in einem Bärenfell steckt. Die beiden Gesellen balgen dann miteinander, umarmen oder knuffen sich und treiben sonst verschiedene Possen, alles zum übermenschlichen Gaudium der genügsamen Zuschauer.

Auch im Innern der Bude giebt es etwas zu sehen. Da tanzen auf einer runden Bühne zum Klang zweier Trompeten und einer Trommel zwei Mädchen einen russischen Nationaltanz, den „Kasatschok“. Es sind junge, ganz hübsche Geschöpfe in engen, violetten Sammetröckchen mit goldbetreßten Nähten; das blaue Kleid, das sie darunter tragen, ist hochgeschürzt und die Füße stecken in niedlichen Pelzstiefelchen; auf den Kopf mit den kurzgeschorenen Haaren haben sie keck eine kleine Pelzmütze gedrückt, und so neigen und wiegen und wenden sie sich in den mannigfaltigen Figuren des eigentümlichen Tanzes. Eine kleine Schar von Kosaken und jungen Burschen, die wohl Handwerker oder Taglöhner sind, sieht

ihnen mit aufgesperrtem Munde zu und klatscht jauchzend in die Hände, wenn ihnen ein Pas besonders gelungen scheint.

Nahebei stehen einige Theater, in denen Pantomimen aufgeführt werden; da die zarteren Nuancen des Mienen- und Gebärdenspiels bei diesem Publikum doch kaum das richtige Verständnis finden würden, so tragieren die Künstler, die in den lustigsten Kostümen stecken und wunderbar ausdrucksvoll bemalte Gesichter haben, nur Stücke von handgreiflichster, schauerlichster Deutlichkeit; fortwährend bedrohen sie einander mit Fäusten oder schießen Pistolen aufeinander los oder rennen sich ellenlange Dolche in alle Partieen des Leibes, was den Zuschauern laute Rufe des Mitleids oder der Entrüstung entlockt. An der Kasse dieser Theater werden übrigens auch die Texte der Pantomimen, reich illustriert im Stile der egyptischen Traumbüchlein, um ein geringes verkauft. Allein der Kassierer bietet seine Litteratur nur mit einer gewissen Reserve, manchmal sogar mit einem leisen ironischen Lächeln aus, denn er weiß ja, daß die wenigsten seiner Kunden in die tückischen und verfänglichen Mysterien der Lesekunst eingeweiht sind. Es giebt auch wirkliche Theater hier, in denen regelrecht gesprochen und gespielt wird, und damit man schon außen eine Idee von dem bekomme, was drinnen vorgeht, sind auf großen Leinwanden einzelne Scenen aus den Stücken des Repertoirs in drastischer Zeichnung und Farbe dargestellt.

Das ist der Balagan, auf welchem sich das harmlose, gutmütige Petersburger Volk ohne Zank und Balgerei, mit einer fast rührenden Kindlichkeit unterhält, und das ist die Maslenitza, die einzige Unterbrechung der dumpfen Monotonie des Jahres, das dem armen Russen nichts bedeutet als Gehorsam, Arbeit, Gebet und — Wutki.

St. Petersburger Leben.

Wer im Gang nationaler Kulturen und im ganzen Lauf der Weltgeschichte nichts sieht als das Walten starrer Naturgesetze, welche das Wachstum und die Entwickelung der Menschheit regieren, der möge einen Blick auf die neue Hauptstadt des russischen Reichs werfen. St. Petersburg ist in der Kulturgeschichte, was das Stillestehen der Sonne auf Josuas Befehl in der Astronomie ist: ein Wunder, eine Unmöglichkeit, eine Aufhebung des Naturgesetzes. Wo bleibt da die Philosophie der Geschichte nach Herderscher oder Bucklescher Auffassung? Keine der natürlichen Bedingungen, aus deren Zusammenwirken eine Großstadt hervorgeht, ist bei Petersburg vorhanden. Es hat keine günstige geographische Lage, es ist durch keinerlei Naturschönheiten ausgezeichnet, es hat nicht den Nimbus uralter religiöser und nationaler Sagen. Die Stadt liegt unter einem unwirtlichen, hohen Breitengrade in einer reizlosen, morastigen Ebene, von einem rauhen, excessiven Klima gequält, von periodischen Überschwemmungen bedroht, von epidemischen Volkskrankheiten verheert. Am äußersten Saume eines

Riesenreiches gelegen, eignet sie sich nicht zum Mittelpunkte der öffentlichen Interessen des russischen Volkes. Sie kann keinen eigenen Handel haben, weil sie weitab von der großen Heerstraße der Ein- und Ausfuhr Rußlands, am hintersten Ende einer Sackgasse liegt und ihr großer Strom, die Newa, nicht den Überschuß eines reichen Produktionsgebietes, sondern nur die Wässer weitläufiger Sümpfe und Seen ableitet. Die Natur, die menschliche Vernunft, die geschichtliche Erfahrung hatten mit drohend erhobenem Finger die Gründung einer Großstadt an dieser Stelle verwehrt, aber der Wille eines Despoten war mächtiger gewesen als Natur, Vernunft und Kulturgeschichte zusammen, und St. Petersburg steht heute da, gigantisch, blühend und von übermütigem Leben strotzend. So gewaltig kann ein individueller Wille in die Geschichte eingreifen! Ist das nicht eine Mahnung an die idealistischen Schwärmer für die absolute Alleingeltung und Unwiderstehlichkeit des Volkswillens, nicht zu quietistisch an das fatale, sichere Walten der Kulturgesetze zu glauben und doch auch ein wenig die intensiven Störungen in Betracht zu ziehen, welche ein ganz unvernünftiger Einzelwille in dasselbe bringen kann? Wie Petersburg sich heute präsentiert, ist es ein unvergleichlich großartigeres Monument despotischen Vermögens als alle Pyramiden, Möris-Seen und chinesische Mauern des Altertums zusammengenommen, denn diese Werke sind tote Objekte, die Großstadt aber ist ein lebendiger, sich aus sich selbst weiterentwickelnder Organismus, der mit Umgehung der natürlichen Zeugungsvorgänge gleichsam in einer Retorte erbrütet wurde wie der grauenhaft wunderbare Homunculus Wagners.

Wer würde heute der mächtigen Stadt ihren unwahrscheinlichen Ursprung anmerken? Sie unterscheidet sich in nichts von natürlich gewordenen großen Völkercentren. Breite, endlose Straßen, weitläufige Plätze und ein Gewirr laby-

rinthischer Nebengassen genügen kaum, die Fülle der Einwohner zu fassen. In den vornehmen Stadtteilen reihen sich Paläste an Paläste, in luxuriösestem Baustil errichtet und durch die Kostbarkeit des verwendeten Materials das Auge des Kenners überraschend. Der finnische Granit mit seinem prächtigen Stich ins Rötliche, der an den schönsten egyptischen Rosengranit erinnert, und eine grobkörnige rote Marmorgattung sind hauptsächlich zur Herstellung der Façaden benutzt, welche denn auch königlich imposant und für die Ewigkeit gegründet aussehen. Dem Baustil dieser Paläste merkt man freilich das Importierte, das mühsam und unvollkommen Acclimatisierte auf den ersten Blick an. Die Façaden eines Landes, wo der Baumeister möglichst viel Öffnungen lassen muß, durch die der ewig blaue Himmel, von schlanken Säulen schön eingerahmt und begrenzt, in die Gemächer blicken und der Orangenhain seine berauschenden Düfte ins Innere der Häuser strömen lassen kann, nachgeahmt unter einem Himmelsstriche, wo die in Pelze gehüllten Menschen einen großen Teil des Jahres hindurch das dringendste Verlangen haben, sich gegen den rauhen Wind und den grauen Himmel und den feuchten, übelriechenden Nebel luftdicht abzuschließen! Die anmutigen Karyatiden des Erechtheion in den Straßen Petersburgs! Offene Kolonnaden, Freitreppen, nackte Statuen an der Newa! Korinthische Säulen, luftige Kuppeln an der Isaakskirche! Ach, die Karyatiden blicken fröstelnd und grämlich in die kalte Luft hinaus, Schnee verstreicht die Umrisse der zarten Akanthusblätter an den korinthischen Kapitälen der Kirche, unter den Kolonnaden herrscht fortwährend ein heftiger Zug, so daß jeder, der sie passiert, eines auserlesenen Schnupfens, vielleicht selbst eines dauerhaften Rheumatismus sicher sein kann, der Aufstieg auf der Freitreppe ist bei Glatteis halsbrecherisch, und auf den nackten Marmorgliedern der Statuen

des Winterpalastes liegt fingerhoch der hartgefrorene Schnee, daß man Brustfellentzündung bekommt, wenn man sich nur in Gedanken in die Situation der eingeeisten Leiber versetzt. Wie eine Palme, deren schwanke Blätter von einer Schneelast geknickt sind, wie ein Olivenhain, in dessen Schatten pelzvermummte, froststarre Menschen sich ergehen, so parador, so antithetisch wirkt der heitere, Sonnenglanz, blauen Himmel und warme Luft voraussetzende Stil des Südens im Klima von Petersburg.

Innerhalb dieser Paläste in griechischem oder Renaissance-Stil herrscht ein Luxus, wie ihn die Satrapen des Orients kaum gekannt haben. Thoreinfahrten giebt es nicht. Das monumentale Hauptportal ist durch eine Glasthür stets geschlossen. Öffnet der Besucher die letztere, so tritt er in einen überheizten Raum, wo der stattliche Thürsteher, hier „Schweizer" genannt, ihn seines Pelzes und seiner Überschuhe entledigt und reich livrierte Lakaien ihn in Empfang nehmen, um ihn in die inneren Gemächer zu leiten. Das ganze Innere des Hauses ist gegen das Eindringen der äußern Luft hermetisch verschlossen und wird Tag und Nacht ununterbrochen geheizt. Es herrscht denn auch in den Häusern der Reichen eine höllische Temperatur und man wandelt wie in einem Treibhause, in einer permanenten Dampfbadatmosphäre. Wo nicht die Luftheizung eingeführt ist, da sind ungeheure Kachelöfen mit verschwenderischer Fülle angebracht. Der Petersburger Kachelofen ist aber keineswegs das, was man in Deutschland unter diesem Namen versteht. Er bildet eine ganze Seite des Zimmers. Seine Wand ist zugleich die des letzteren. Die Heizöffnung befindet sich außen im geschlossenen Korridor, und schon um vier Uhr morgens hört man undeutlich im Frühschlafe den Hausknecht, der das Eisenpförtchen des Ofens öffnet, die Asche ausräumt und ihn mit Holz füllt, so daß eine halbe Stunde später

die eine Wand des Zimmers sich in eine unsichtbares Feuer speiende Fläche verwandelt, welche den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein nicht aufhört, Glutmassen ins Zimmer strömen zu lassen, um sich erst gegen Morgen, kurz vor Beginn des neuen Heizcyklus, bis zu mäßiger, behaglicher Wärme abzukühlen. Die Gewohnheit, in überheizten Räumen zu leben, macht denn auch die Russen überaus empfindlich gegen die Kälte. An Tagen, wo mein Iwan das Holz klafterweise in den monströsen Ofen stopfte, befand ich mich wohl dabei, sämtliche Fenster meines Zimmers so weit als möglich zu öffnen, und bei einer Temperatur, welche mich selbst meinen gewöhnlichen, recht leichten Winterrock als überflüssig empfinden ließ, sah ich die Petersburger in die schwersten Pelze gehüllt, mit hochaufgeschlagenem Pelzkragen und möglichst tief in die Augen und über die Ohren herabgezogener Pelzmütze umherfahren, so vermummt, daß man vom Gesichte nur die mehr oder minder gerötete Nase unterscheiden konnte.

Der arme Mann kann sich freilich nicht den Luxus eines in allen Räumen durchheizten Hauses gönnen, allein das einzige, schmutzige Zimmer, das er in einem kleinen, hüttenartigen Hause auf Wassili-Ostrow oder in einem Pereulok nächst dem großen Bazar bewohnt, enthält ebenfalls als Haupteinrichtungsstück einen riesenhaften, flammenden Ofen, an welchen sich die ganze Familie drängt, die auch daheim, in der infernalischen Hitze des Zimmers, in den schweren Straßenkleidern dünstet und schmort.

Das Petersburger Leben ist nichts Anderes als eine Nachahmung und Übertreibung der materiellen Seite des Pariser Lebens. Die Reichen und Vornehmen erheben sich spät am Tage von ihren Seidenbetten und flanieren nachmittags auf dem breiten Trottoir des „Newski Prospekt“, dessen Kaufläden die Pracht und Eleganz der Pariser Maga-

zine zum Muster genommen haben. Französische Aufschriften, französische Waren, französische Commis und Ladenmamsellen machen fast vergessen, daß man sich in Rußland befindet, in den Cafés liegen die Pariser Blätter auf und hört man Französisch mit möglichst poissardischem Accent sprechen, und man kann den Petersburger nicht glücklicher machen, als wenn man ihm sagt, daß man nachmittags auf dem Newski Prospekt die Empfindung habe, auf dem Boulevard des Italiens zu sein. Die Speisestunden sind dieselben wie in Paris, während des Winters giebt es ein ständiges französisches Theater, im „großen Theater" wird abwechselnd französisch und italienisch gesungen, und die vornehme Welt liebt es, im gesellschaftlichen Verkehr französisch zu konversieren. Auf den Tischchen in den Boudoirs liegen „Figaro" und „Journal amusant" und besonders die, wie es scheint eigens zum Gebrauch der lasciven Russinnen redigierte „Vie parisienne" auf, die neuen französischen Romane, und zwar nicht die harmlosen der Frau Edmond Adam, sind vier Tage nach ihrem Erscheinen in Paris auch hier in allen Händen, und man wird als ein unbegreiflicher Barbar betrachtet und sofort mit dem stockrussischen Lastträger in eine Reihe gestellt, wenn man nicht in allen kleinen Vorkommnissen von Paris und Nizza genauesten Bescheid weiß.

Im Restaurant „Wolff" nächst der Polizeibrücke haben die Petersburger ihren Brébant mit den vorschriftsmäßigen Cabinets particuliers und der stilgerechten Impertinenz der Aufwärter, die einem solchen Etablissement erst die richtige Pariser Lokalfarbe giebt. Die Institution der Cabinets particuliers scheint übrigens dem russischen Volkscharakter sehr sympathisch zu sein, und ich glaube, wenn sie nicht aus Paris fertig importiert worden wäre, so hätten die Russen sie aus ihrem eigenen Nationalgenie heraus erfunden. Wenigstens fehlt sie in keinem Petersburger Restaurant, in keinem noch

so gemein aussehenden „Traktyr“, und sie scheint Bedürfnissen zu entsprechen, die durch alle Volksklassen verbreitet sind. Selbst in den ärmlichen Vorstadtkneipen sind neben der großen Wirtsstube kleine Nischen, die durch schmutzige Stoffvorhänge abgeschlossen sind und wo dinierende oder soupierende Paare die Isoliertheit finden, deren sie offenbar nicht entraten können oder wollen.

Wie das Petersburger Gesellschaftsleben, so ist auch die Petersburger Presse nichts als ein Abklatsch von Pariser Mustern. Das verbreitetste Blatt, der „Golos“, giebt sich eingeständlich als eine Nachahmung des „Figaro“, und wenn er auch vielleicht nicht immer den Geist und die Originalität seines Vorbilds hat, so gleicht er diesem doch vollständig in der liebevollen Pflege und dem ausgedehnten Platz, welchen er dem persönlichen Klatsch und der boshaften, beziehungsvollen kleinen Anekdote widmet. Ich mache übrigens den russischen Journalisten aus ihrer Schwäche für das persönliche Genre keinen Vorwurf. Da jede freie Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten durch die russischen Zensurverhältnisse ausgeschlossen ist, so muß das natürliche journalistische Bedürfnis der Kontrolle, Kritik und Diskussion seine Befriedigung in kleinlichen Fraubasereien suchen.

Allein wenn das intime Leben an Paris erinnert, so weist dafür die Straßenphysiognomie um so mehr originalrussische Züge auf. Allen Gewaltthätigkeiten Peters „des Großen“ zum Trotze stehen der lange kaftanartige Rock, die langen Haarlocken und der lange Bart beim niedern Volke noch immer in Ehren, und der gemeine Russe, der heute in den Straßen von Petersburg das elegante Modeherrchen streift, unterscheidet sich in nichts von seinem Ahn, der vor zweihundert Jahren gelebt hat. Der alten Tracht und Sitte sind besonders die Kutscher, die „Iswostschiks“ treugeblieben,

deren sich mindestens zehntausend fortwährend in ihren winzigen Schlitten in allen Straßen umhertreiben. Kaum verläßt man sein Haus und thut einige Schritte auf dem Trottoir, so schießen alsbald fünf oder sechs Schlitten herbei und ein Chor rauher Stimmen brüllt den Fußwanderer an: „Steigen Sie ein, Gospodin, steigen Sie ein.“ Ich weiß nicht, ob eine Taxe für öffentliche Fuhrwerke besteht, ich weiß nur, daß sich niemand an eine solche kehrt. Wünscht man sich eines Schlittens zu bedienen, so geht man ruhig fürbaß und sagt, ohne die Iswostschiks eines Blickes zu würdigen, mit gleichgiltiger Stimme, als spräche man vor sich hin, wohin man fahren wolle und wie viel man zu geben gedenke. Ist der Preis ein anständiger, so rufen sämtliche Iswostschiks: „Nehmen Sie mich! Nehmen Sie mich!“ Schwankt man und scheint zu überlegen, so hört man alsbald eine Simme: „Ich fahre Sie um zwei Kopeken billiger!“ „Ich um fünf!“ „Ich um zehn!“ fallen die anderen ein, es entsteht eine wüste Versteigerung, wobei die Kutscher einander fluchend, lärmend und faustschüttelnd unterbieten, bis sie oft auf die Hälfte des Betrags gelangt sind, den der Fahrgast ursprünglich geboten hat, und der letztere der tollen Scene ein Ende macht, indem er in einen Schlitten steigt und rasch davon fährt. Freilich widerfährt es ihm in der Regel, daß der Iswostschik schließlich doch das ursprünglich angebotene Fahrgeld fordert und bei Gott und allen Heiligen schwört, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, weniger zu verlangen, und so ist die Versteigerungsscene eigentlich nur eine Komödie, die den Eingeweihten nicht täuscht.

Hat man ursprünglich einen sehr geringen Betrag genannt, so fallen von den herbeigeeilten Schlitten einige gleich ab; einer oder zwei aber folgen dem Fußgänger oft viertelstundenlang nach, sich immer an seiner Seite haltend, ihm immer zurufend, ihn bittend und beschwörend, doch um

einige Kopeken mehr zu geben, bis man schließlich entweder an seine Bestimmung gelangt ist oder den Schlitten so billig angeboten bekommt, daß man sich gerne entschließt, ihn selbst für kurze Strecken zu benutzen. Das Fuhrwerk ist sehr klein und primitiv. Der Kutscher sitzt beinahe zwischen den Hinterbeinen seines kleinen, behenden, rauhaarigen Pferdchens, der Fahrgast muß seine Beine beinahe unter den Armen des Kutschers durchstecken, und wenn man zu zweien einen Schlitten benutzen will, so müssen die beiden Fahrgäste einander um die Mitte fassen, um nicht vom schmalen Sitze zu fallen. Dafür ist aber jeder Schlitten mit einem großen Bärenfell versehen, in das der Kutscher den Fahrgast einknöpft und in welchem der letztere wie in einem Sacke bis an die Brust steckt, und der große hölzerne Bogen, in welchem das Rößlein läuft, ist mit den buntesten und grellsten Farben bestrichen.

Diese Rößlein sind sehenswerte Tiere. Trotz ihrer Kleinheit und ihres zottigen Fells sind sie von bemerkenswerter Schönheit und man merkt ihnen die vornehme Abstammung von den tartarischen Steppenpferden, diesen nächsten Verwandten des arabischen Wüstenrosses, an ihrem feingeschnittenen Kopfe, an den kleinen Ohren, an der edlen, geraden Nase, an den niedlichen Hüfchen und an dem geraden, scharfen Bug an. Der Iswostschik hat denn auch die größte Zärtlichkeit für sein Tier, das er nie schlägt, mit dem er sich fortwährend unterhält, das er streichelt und liebkost, „Täubchen", „Brüderchen" oder „Schwesterchen" nennt und dem er Lieder vorsingt, welchen das Pferd mit gespitzten, aufmerksam hin- und hergewendeten Ohren lauscht. Fast an jeder Straßenecke findet man auf einem Gestell einen hölzernen Trog, in welchem die Kutscher ihre Pferde tränken und füttern, so daß die Tiere so bequem fressen und saufen, als ständen sie im Stalle, und nicht gezwungen sind, sich in ge-

quälten Bewegungen ihre paar Haferkörnchen am unzugänglichen Grunde eines ihnen um den Kopf gehängten Futtersacks zu erknuspern, wie der Tierfreund es so oft mit Ärger und Mitleid in den Straßen der civilisiertesten Städte des Westens beobachten muß.

Viel luxuriöser sind natürlich die eigenen Schlitten der Reichen und Vornehmen; dieselben sind geräumiger, ihre Kufen oft vergoldet, ihr Joch mit Silberblech beschlagen, der Pelzsack, in den man sich einknöpfen läßt, besteht aus Eisbären-, Blaufuchs- oder gar Marderfell, davor sind in einer Reihe drei ganz gleichfarbige Rosse mit langwallender Mähne und bis zum Boden niederfließendem Schwanze gespannt, von denen das mittlere in einem mächtigen, unermüdlichen, wunderbar weit ausgreifenden Trab dahinschwebt, während die beiden seitlichen in jähem Galopp mit ihm Schritt halten. Der Iswostschik ist hier in bunte Harlekinsfarben gekleidet; er trägt einen grünen oder blauen Sammetkaftan, einen scharlachroten Gürtel und eine ebensolche, mit Gold oder Silber betreßte, pelzverbrämte Mütze. In vornehmen Häusern hält man darauf, daß der Kutscher eine stattliche Erscheinung, das heißt recht dick und breit sei. Je vornehmer der Herr, um so feister der Kutscher, und es kommt oft vor, daß ein Iswostschik, der als dünnes, windiges Kerlchen in einen Dienst getreten ist und sich durch Faulheit und gutes Leben ein Ränzlein angemästet hat, nach einiger Zeit vor den Herrn tritt und, die Mütze in der Hand drehend, niedergeschlagenen Auges, folgende wunderbare Ansprache hält: „Gnädiger Herr, als ich zu Ihnen kam, war ich elend, verhungert und mager. Da konnte ich mich mit zehn Rubel einen Monat zufrieden geben. Dank dem trefflichen und reichlichen Essen und der guten Behandlung aber, die ich bei Ihnen gefunden habe, bin ich nun wohlbeleibt, ja ich kann ohne Unbescheidenheit sagen fett und schmerbäuchig,

und nun sehen Sie selbst ein, daß ich mehr als zehn Rubel wert bin und mich mit nicht weniger als fünfzehn zufrieden geben kann.“ In Petersburg lacht aber niemand über eine solche Iswostschik-Logik und findet das Verlangen des gemästeten Mannes ganz berechtigt.

Ich habe schon erwähnt, daß der Grundzug des russischen Volkscharakters harmlose Gutmütigkeit ist. Trotz der scheelblickenden sequestrierten Kerle im gelbgrauen, kotzengroben Uniformkittel, welche die öffentliche Sicherheit in möglichst abstoßender Verkörperung darstellen und über die man bei jedem Schritte stolpert, ist der gemeine Mann und besonders der Iswostschik fortwährend munter und guter Dinge. Kommt er am Polizisten vorüber, so grüßt er ihn demütig, macht einen Moment lang ein vorschriftsmäßig blödes Unterthanengesicht, das allein für unverdächtig gilt; allein schon in der nächsten Sekunde, wenn er dem windschiefen, leberkrank aussehenden Polizeischergen aus den Augen ist, wirft er fröhlich den Kopf in den Nacken und singt sich ein lustiges Lied. Diese Gesänge und das melancholische „Beregissj!“ der Kutscher, womit sie die spärlichen Fußgänger aus ihrem Wege schrecken, sind die einzigen Laute, die man im sonst so stillen Petersburg auf der Straße hört. Nur nachts auf den großen Plätzen, vor den Palästen des hohen Adels, pflegt es laut herzugehen, wenn in einem der vornehmen Häuser ein Fest stattfindet. Dann flammen auf dem Steinpflaster innerhalb eiserner Gestelle ungeheure Feuer, um welche sich die der Gäste harrenden Kutscher, ihre Pferde und allerlei obdachslose Arme drängen, die sich da behaglich wärmen, während lustige Rede und Gesang ertönt und die Schnapsflasche im Kreise die Runde macht. Die gute Laune stört selbst der umherschleichende Polizist nicht, dessen Schatten alle fünf Minuten in die fröhliche Gruppe fällt, und stille wird es erst, wenn beim Morgengrauen die Soirée zu Ende ist

und die eben noch so lauten Iswostschiks tiefgesenkten Hauptes, die bunte Mütze in der Hand, sklavisch unterwürfig vor dem Palastthore stehen und in stummer Ehrerbietigkeit der Herrschaften harren, um sie in sausendem Fluge durch die lautlosen Straßen nach ihren üppigen Palästen zu fahren.

St. Petersburger Spaziergänge.

Für die Menschen in St. Petersburg, für ihre vornehmen und volkstümlichen Feste, für ihr Straßen- und Familienleben, hatte ich mich zuerst interessiert, dem Schauplatz, auf welchem sich diese bunten Scenen abspielten, widmete ich erst später meine Aufmerksamkeit. Dank einer Empfehlung der österreichischen Botschaft wurde es mir leicht, die schon jahrelang vor den nihilistischen Attentaten sehr schwer zugänglichen Privat-Wohngemächer des Zaren im Winterpalaste unter der Führung eines dienstthuenden Obersten zu besichtigen. Das Hauptthor des Palastes wird von zwei Schilderhäusern flankiert, in deren einem ein Soldat, im andern ein Unteroffizier Wache hält. Geht eine Persönlichkeit vorüber, welcher militärische Ehren zu erweisen sind, so fährt der Unteroffizier wie der Kuckuck auf einer Schwarzwälder Uhr aus seinem Schilderhause heraus, brüllt den Soldaten an und ruft ihm mit dröhnender Stimme fünf oder sechs verschiedene Kommandowörter zu, welche ihn hervortreten, das Gewehr von der Schulter nehmen, präsentieren, schultern und wieder ins Häuschen zurücktreten

machen. Jedes einzelne Salutieren, jedes einzelne Gewehrpräsentieren geschieht derart auf spezielles Kommando, und des Brüllens und Schreiens ist vor diesem Thore kein Ende. Das ist ein tiefsinniges Bild des russischen offiziellen Lebens! Das Volk ist willenlos, apathisch, ein essender und trinkender Mechanismus, und die einfachste Handlung, selbst ein bloßes reglementsmäßiges Grüßen, muß von einem amtlichen Willen in jeder Phase, Tempo für Tempo, anbefohlen werden.

Im Palaste trat mir zuerst ein scharlachroter Lakai entgegen, um mich nach meinem Begehr zu fragen. Die Hoflakaien haben eine sehr merkwürdige Livree. Sie tragen einen langen, bis zum Boden hinabreichenden Rock von soutanenähnlichem Schnitt und über demselben einen breiten Kragen, welcher der Tracht vollends ein kirchliches Ansehen giebt. Nimmt man hiezu noch die rote Farbe dieser Kleidungsstücke und das glattrasierte Gesicht ihrer Träger in Betracht, so wird man es verzeihlich finden, daß ich angesichts dieser Erscheinung im ersten Moment ganz verblüfft stehen blieb, weil ich mindestens einen Kardinal vor mir zu haben glaubte. Erst als ich die mit Kaiseradlern besäete dreifache Reihe von goldenen Streifen auf dem Kragen und die tiefe Unterthänigkeit des Mannes bemerkte, war ich darüber beruhigt, daß mir kein Diener Gottes, sondern nur ein simpler Diener der Menschen Hut und Überrock abnahm.

Eine prächtige, teppichbelegte Marmortreppe führt aus dem Hofe in den ersten Stock, wo die vom Kaiser bewohnten Gemächer liegen. Der orientalischen Unterwürfigkeit entsprechend, welche hier jedermann für alles, was an den Hof rührt, zur Schau trägt, ist es üblich, das Haupt im Momente zu entblößen, wo man in den Palast getreten ist, so daß man selbst in den äußersten Vorhallen und auf den abgelegensten Diensttreppen bloß Barhäuptigen begegnet.

An einer Anzahl großer Malachitvasen und Kopieen

klassischer Statuen vorbei gelangt man auf den ersten Stock und steht, nachdem man mehrere mit Dienern, Beamten und Offizieren bevölkerte Vorzimmer durchschritten hat, im ersten der eigentlichen Wohngemächer des Kaisers, in seinem Arbeitszimmer. Es hat einen ernsten, strengen Charakter. Durch keinen unnötigen Prunk lenkt es die Aufmerksamkeit seines Bewohners von der Arbeit auf äußere Dinge, und es ist auf diese Weise geeignet, Sammlung und Geschlossenheit der Gedanken zu fördern. Die Wände sind mit Tapeten von zartem Grau bedeckt, die Sitzmöbel aus altem Eichenholz mit braunem Seidenrips überzogen, in einer Ecke ist ein vielgeschnörkelter Rococokamin aus grauem Marmor angebracht, vor dem Fenster, aus dem man auf einen großen, freien Platz mit der unbeholfenen ehernen Reiterstatue Alexanders I. blickt, steht ein breiter, mit blauem Sammet überzogener Schreibtisch, der als einzigen Schmuck eine Bronzebüste des Zaren Nikolaus trägt. Das anstoßende Gemach ist das Empfangszimmer, dessen Pracht und Glanz einen auffallenden Gegensatz zur Schlichtheit des eben geschilderten Raumes bildet. Die Möbel sind reich geschnitzt und vergoldet, die Garnituren von weißer Seide; damaszierte Seidentapeten von derselben Farbe bedecken die Wände, die außerdem mit Goldarabesken, Gesimsen und Leisten im Stile Louis XV. geschmückt sind. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch mit runder Mosaikplatte von italienischer Arbeit, in einer Ecke, zwischen grünen Sträuchern halb verborgen, eine niedliche Marmorarbeit, den kleinen ausgesetzten Moses in einem geflochtenen Binsenkorb darstellend, wohl das Werk eines jener Mailänder Bildhauer, die mit ihren Kinderstatuen und Marmorimitationen von Strohhüten, Batistsacktüchern, Strickstrümpfen und Badekostümen seit einem Jahrzehnt alle Kunstausstellungen unsicher machen.

Aus dem Empfangszimmer gelangen wir in das Schlaf-

zimmer. Den Fußboden bedeckt hier ein französischer Plüschteppich, in dem der Fuß bis an den Knöchel versinkt. Die Wände sind mit blauen Seidentapeten überzogen, die Möbel im Stile Louis XVI., weißlackiert mit zarten blauen Schnörkellinien und blauseidener Tapezierung. Außer einigen Stühlen, Fauteuils, Longuechaises und Kommoden steht nur noch ein breites, bequemes französisches Bett da. Wie man sieht, hatte sich Kaiser Alexander II. vollkommen von den strengen Gewohnheiten seines Vaters emanzipiert, welcher sein Lebelang auf einem eisernen Feldbette zu schlafen pflegte.

Nebenan befindet sich das Toilettenzimmer, das ebenfalls einen sehr luxuriösen Eindruck macht. Die Wände sind aus weißlackiertem Stuck, in den Ecken stehen gutgeschnitzte hölzerne Karyatidenpaare, welche die Decke tragen, in die ein großes Ölgemälde eingerahmt ist. Dasselbe stellt die Geburt der Venus dar, deren göttlicher Leib soeben aus dem salzigen Schaume emporgetaucht ist. Die Grazien sind beschäftigt, sie mit Perlen und Edelsteinen zu schmücken, und Amoretten umschweben die üppige Gruppe. In einer der tiefen Fensternischen steht ein großer Toilettenspiegel, der sich nach Art eines Triptychons aus drei Flügeln zusammensetzt. Auf dem mächtigen Toilettentische bemerken wir eine sehr wertvolle, aus unzähligen Stücken bestehende Garnitur von altem Sèvres. Rotseidene Sitzmöbel aller Formen und ein runder Salontisch mit reichgeschnitztem Fuße vervollständigen die Einrichtung dieses Gemachs, an welches sich ein Badealkoven schließt. Die Badewanne ist ein bemerkenswertes Stück. Sie ist aus feinstem parischen Marmor, der Rand reich profiliert, das Kopf- und Fußende mit je einem Löwenhaupte geschmückt, die Vorderseite mit etwas überladenen Festons bedeckt. Das Wasser ergießt sich aus zwei massiven, silbernen Löwenhäuptern in die Wanne, über welcher sich ein Gemälde befindet, welches ein orientalisches

Badezimmer darstellt, wo ein nacktes schönes Weib, von einigen Sklavinnen unterstützt, eben in eine prächtige Jaspiswanne steigt. An das Toilettenzimmer stoßen einige kleine Gemächer für den Leibkammerdiener und die kaiserliche Garderobe.

Wenn die Räume, die wir bis jetzt durchschritten haben, den ganz intimen Charakter einer nicht einmal besonders luxuriösen — noch auch besonders stilvoll eingerichteten — Privatwohnung an sich tragen, so zeigt eine zweite Flucht von Gemächern, die mit den beschriebenen parallel läuft, einen mehr öffentlichen Charakter. Hier sind die schimmernden Wände, die reichen Decken, die mächtig langen und weiten Räume bestimmt, großen Staatsaktionen und glanzreichen Aufzügen als Rahmen zu dienen. Hier wird eine wahrhaft kaiserliche Pracht entfaltet, und wir finden Kunstwerke und Wertgegenstände, wie sie sich nur im Schatten einer Krone zusammenzufinden pflegen.

Gleich im ersten Salon, in den wir aus den Vestibul treten, bleiben wir überrascht und geblendet stehen. Das gegiebelte Portal wird von zwei schlanken, gekuppelten Säulenpaaren getragen, und diese Säulen sind Monolithe von feinstem, zartgeädertem Jaspis. Die Wandflächen werden durch rahmenartig profilierte Pilaster gegliedert, die mit prächtigen Malereien und Arabesken auf Goldgrund im geschmackvollsten Stil der Hochrenaissance gefüllt sind. Wohin wir blicken, fällt unser Auge auf Kunstwerke und Prachtstücke aller Art. Zwischen den Fenstern sehen wir eingelegte Schränke mit Mosaikbildern aus Gold und Edelsteinen. Auf dem mächtigen Marmorkamin stehen große Vasen, freilich von wenig graziöser Form, aber aus Achat geschnitzt. Im zweiten daranstoßenden Saale wieder eine Verschwendung von Gold und Edelsteinen, Mosaikarbeiten und Schnitzereien. Im dritten Saale fällt uns besonders ein großer, eingelegter

Rococoschrank, im vierten eine plumpe Malachitvase von niegesehener Größe auf. Und so geht es noch durch drei oder vier Säle, bei deren Durchwanderung man sich eines Gefühles der Ermüdung und Übersättigung nicht erwehren kann. Man geht schließlich mit gleichgiltigem, stumpfem Blick an den prächtigsten Dingen vorüber. Indessen treten wir schließlich doch noch in einen Saal, der unsere blasierten Nerven aufs neue anregt und alles, was wir auf unserer Wanderung bisher gesehen, tief in den Schatten stellt. Es ist die große Halle, in welcher der Zar Deputationen zu empfangen pflegt. Er imponiert vor allem durch seine Dimensionen, denn er ist mindestens fünfzig Schritte lang und etwa fünfunddreißig breit. Die Wände sind mit vielfarbigem Marmor getäfelt, von verschiedenen Seiten führen fünf Thüren in den Saal, die alle von je zwei Doppelsäulen aus Jaspis flankiert werden. Über denselben sind große Füllungen aus Lapis Lazuli in der Wand angebracht. Eine lange Reihe vergoldeter Stühle mit gelbseidener Tapezierung zieht sich an den Wänden hin und spiegelt sich im schlüpfrigen Estrich aus amerikanischen, vielfach nuancierten Hölzern. Das merkwürdigste in diesem Saale sind jedoch die Thüren, die innen und außen mit reich bemalten und vergoldeten Porzellanplatten belegt sind und von denen jeder einzelne Flügel nach Angabe meines Führers, welcher es wissen kann, fünftausend Rubel gekostet hat, was für die fünf Thüren die stattliche Summe von 50,000 Rubel giebt. Die sechs breiten Doppelfenster führen auf den Hofquai, die Dvortzovaja Nabereznaja; von hier hat man den Blick auf die von Fußgängern und Schlittschuhläufern belebte Eisdecke der Newa, die an dieser Stelle eine meerbusenähnliche Ausdehnung gewinnt. Ihre kolossalen Wassermassen sind hier vereint und teilen sich erst weiter unten in zwei Ströme, die große und kleine Newa, um sich bis zur Einmündung in den finnischen

Busen nicht mehr zu begegnen. Nur undeutlich sieht man an klaren Tagen das jenseitige Ufer, auf dem sich die Mauern und Wälle der Petersburger Citadelle erheben.

An diesen prächtigen Saal schließen sich noch zwei oder drei einfachere Salons, die für die Adjutanten bestimmt sind. Hat man auch diese Räume durchschritten, so steht man vor dem Eingange in die weltberühmten Sammlungen der Hermitage, die der Kaiser also in seiner unmittelbaren Nähe hat, so daß er sie mit aller Bequemlichkeit nach seiner Laune besichtigen kann.

Damit ist unsere Wanderung durch die kaiserlichen Gemächer beendet, die trotz ihrer französischen und italienischen Möbel doch einen recht russischen Eindruck machen. Die Barbarei dieser Pracht besteht in der massenhaften, so zu sagen protzigen Verwendung der mineralischen Kostbarkeiten Rußlands, der edlen Metalle und Steine, die nicht in höherer künstlerischer Bearbeitung, sondern in ihrem brutalen Geldwerte die Berechtigung suchen, in Gesellschaft von Meisterwerken der musivischen und Holzschnitzer-Kunst zu glänzen, und in der Abwesenheit eines einheitlichen Geschmacks und stilistischer Harmonie.

Denselben Charakter barbarischer Pracht haben auch alle anderen öffentlichen Gebäude, besonders aber die Kirchen, deren berühmteste die Kasansche ist. Sie bildet eine der Sehenswürdigkeiten des Newsky-Prospekts. Eine halbkreisförmige Kolonnade, der geschmacklosen Zuthat Berninis zur Peterskirche in Rom nachgeahmt, führt von der Straße zum Hauptportal der Kirche, und gleich Schildwachen stehen die ehernen Monumente der russischen Feldherren Kutusow und Barclay de Tolly an beiden Enden derselben. Das Innere ist mit blendendem Reichtum ausgestattet. Säulen und Pfeiler aus poliertem Granit tragen die Kuppel, alle Wände sind mit Heiligenbildern bedeckt, die nach russischer Sitte ganz

mit Perlen und Edelsteinen übersäet sind. Die Balustrade, die den Altar vom übrigen Kirchenraume trennt, ist aus Silber; aus demselben Metall bestehen die großen Altarleuchter, deren jeder 120 Pfund wiegen soll. Kriegstrophäen schmücken die Kirche in großer Menge. Die Beute aller siegreichen Feldzüge gegen Franzosen und Türken, gegen Perser und Polen, gegen kaukasische und mittelasiatische Völker ist hier aufgespeichert. Wir sehen, an metallenen Inschrifttafeln befestigt, die Schlüssel der Festungen, die von russischen Truppen im Feldzuge gegen Napoleon besetzt wurden; friedlich hängen nebeneinander die Schlüssel von Smolensk und Leipzig, von Rheims und Utrecht; einige sind von enormer Größe, aus Gold und Silber und reich gearbeitet, andere aus Eisen, unscheinbar, rostzerfressen und doch die Erinnerung an große Siege und unsterbliche Waffenthaten bewahrend. Über den Schlüsseln sind die eroberten Feldzeichen verschiedener Feinde angebracht. Man erkennt die französischen Legionsadler von antiker Form und die polnischen Adler, die sich wie zum Auffliegen bereit mit ausgebreiteten Fittichen und vorgestrecktem Halse an der Fahnenstange festkrallen; hier sind die persischen Fahnen mit der Schwurhand Alis und die türkischen mit dem Halbmond oder dem Racheschwert, das zwei Klingen hat; dazwischen Lanzen und wunderliches Stangenwerk, um das sich einst in blutigem Ringen die barbarischen Horden afghanischer oder tscherkessischer Krieger geschart hatten. An dem linken Pfeiler vor dem Altar ist ein breiter Glascylinder angebracht, in welchem der Marschallstab Davousts liegt. In dieser Kirche ist auch General Kutusow begraben, wie es heißt an derselben Stelle, wo er vor dem Auszuge gegen Napoleon in inbrünstigem Gebete gekniet hatte.

Was wollen übrigens alle Schätze und Reliquien der Kasanschen Kirche gegen den Reichtum des Isaak-Domes

sagen! Schon von außen flößt diese prächtigste Kirche der Christenheit mit ihren fünf riesigen, über und über vergoldeten Kuppeln und ihren vier Portiken, welche von polierten Granitsäulen getragen werden und in deren Giebel bronzene Reliefs eingelassen sind, Staunen und Bewunderung ein. Das Innere wirkt geradezu betäubend, und es dauert Minuten, bis man sich von der erdrückenden Wirkung des unübersehbar massenhaften Zierwerks einigermaßen erholt und zu ruhiger Anschauung emporgerungen hat. Die Säulen, welche die gewaltige mittlere Kuppel tragen, sind aus glänzendem roten Granit, die Basen derselben aus goldähnlich schimmernder polierter Bronze, die Kapitäle aus demselben Stoffe, jedoch in gebräunter Farbennuance. Wände und Estrich sind mit Marmor ausgelegt; unzählbar und blickverwirrend springen allenthalben Gesimse, Verkröpfungen und Ornamente aller Art hervor, sämtlich aus Metall, mit Lapis Lazuli, Jaspis, Malachit und dem kostbaren Rhodonit eingelegt. Das Auge findet nirgends einen Ruhepunkt, es mag blicken wohin es will. Schaut es zur schwindelig hohen Kuppel auf, so bleibt es, nachdem es unterwegs eine drei- oder vierfache Ordnung von Kranzgesimsen mit einer Unzahl von Rosetten, Konsolen, Kymatien und Astragalen gestreift hat, zuletzt an einem kolossalen Gemälde haften, das in der düstern Beleuchtung eines verschleierten Tages mit seinen großen, zusammenhängenden Farbenmassen, undeutlichen Umrissen und verschwimmenden Details wie ein verworrener Traum, wie die dämmerige Ahnung eines in religiösen Verzückungen schwelgenden Ascetikers aus der luftigen, fernen Höhe auf uns niederblickt. Gleitet es an den Wänden hin, so treten ihm überall die mageren, finsteren, langbärtigen russischen Heiligen mit den strengen Mienen und den fanatischen Blicken entgegen, deren braunes Kolorit durch den leuchtenden Goldgrund, von dem sie sich abheben,

noch dunkler und düsterer gemacht wird. Das „Ikonostas", die Scheidewand, die das Allerheiligste vom übrigen Raume trennt, ist die Gipfelung verschwenderischer Bauart und Ausschmückung. Das Portal, durch das der Priester ins Allerheiligste tritt, wird von vier Malachit- und zwei Lapis Lazuli-Säulen getragen; die Thür ist aus Bronze gegossen und von prächtiger, durchbrochener Arbeit; die Friese über der Thür sind mit Lapis Lazuli ausgelegt und tragen goldene Inschriften. Vor dem Altare finden wir wieder die mächtigen Leuchter, ganz aus Silber und vergoldet, auf denen unzählige kleine Kerzchen brennen. Diese Kerzchen sind Opfergaben der Gläubigen. In jeder russischen Kirche sitzt neben der Eingangsthür ein Küster, der auf einem vor ihm stehenden Tischchen solche Wachslichter feil hat. Die Eintretenden bekreuzen sich wohl ein dutzendmal, kaufen ein Wachslicht, treten an den Altarleuchter, werfen wieder zehn oder zwölf Kreuze über sich und befestigen dann die angezündete Kerze in einem der vielen hundert Näpfchen, die zu diesem Zwecke an den Leuchterarmen angebracht sind. Das Festkleben eines Kerzchens ist offenbar eine verdienstvolle, gottgefällige Handlung, und es ist ein liebenswürdiger Zug, daß die Russen, wenn sie einen Fremden in der Nähe stehen sehen, auf ihn zuschreiten, ihm ein Kerzchen überreichen und es ihm überlassen, dasselbe an dem Leuchter zu befestigen, auf diese Weise dem Gaste Gelegenheit bietend, ein frommes Werk zu thun. Als ich in der Isaakskirche stand, wurde ich mindestens fünfzigmal auf die beschriebene Art zum Vermittler zwischen einem Gläubigen und seinem Gotte ausersehen.

Zur Zeit, als ich in Petersburg war, befand sich auch Kaiser Franz Josef von Österreich auf Besuch in der russischen Hauptstadt, und es traf sich, daß er die Isaakskirche besichtigte, als ich mich eben in derselben befand. Es ist nun höchst charakteristisch für die tiefe Gläubigkeit, die in

Rußland herrscht, daß man während des Kaiserbesuches niemand in seiner Andacht störte und niemand hinderte in die Kirche zu treten, die übrigens ziemlich leer war, weil die Stunde des kaiserlichen Besuchs geheim gehalten worden war. So fromm sind die Russen, daß selbst ihre äußerst rege kindliche Neugierde von der Frömmigkeit besiegt wird. Als der Kaiser mit seiner glänzenden Suite in die Kirche trat, lag vor dem Ikonostas eben ein bärtiger Mann mit langem, rotumgürtetem Pelzrock auf den Knieen und betete. Er wandte kaum den Kopf nach den Eingetretenen um und fuhr ruhig in seinen Bekreuzungen und Verbeugungen fort. Der Kaiser kam immer näher, er stand nur mehr einige Schritte vom Beter entfernt, dieser schenkte ihm noch immer nicht die geringste Aufmerksamkeit. Erst nachdem er etlichemale mit der Stirn den Boden berührt und denselben geküßt hatte, erhob er sich und zog sich demütig in eine entfernte Ecke der Kirche zurück, von hier nun allerdings mit dem komischsten maulaufsperrenden Erstaunen nach der Gruppe der seltenen Kirchenbesucher hinstarrend und ganz glücklich, als ich ihm auf seine Frage bestätigen konnte, daß es wirklich der „avstritzki tzar“ gewesen sei, den er unvermutet so nah und deutlich zu sehen bekommen habe.

Etwas Eindrucksvolleres, die Sinne tiefer Fassendes als einen Gottesdienst in der Isaakskirche kann ich mir kaum denken. Die stattlichen Gestalten der langbärtigen, fabelhaft reich und fabelhaft bizarr gekleideten Priester mit ihren hohen goldenen Kronen und rubinflammenden Gewändern, das riesige Christusbild, das aus dem dämmerigen Dunkel des Ikonostas-Hintergrundes geheimnisvoll und mehr geahnt als deutlich gesehen hervorleuchtet, dazu der wunderbar melodische, tief schwermütige, in den schlichtesten Urformen des Tonsatzes sich bewegende Gesang der hellen, rührenden Kinderstimmen, welche den Gottesdienst begleiten und deren

Echo leise und geisterhaft unter der Mittelkuppel summt und schwirrt, das alles wirkt mit einer Gewalt zusammen, daß ich es ganz gut begreife, wenn sich des einfältigen Barbaren, der mit seinen unklaren, abergläubischen Vorstellungen in diese Kirche tritt, nach wenigen Minuten jener übernatürliche, rauschähnliche Taumel, jene weltvergessene Verzückung bemächtigt, die ich so oft in russischen Betergesichtern beobachtet habe. Ich weiß in der römisch-katholischen Welt nur ein Schauspiel, das man einer Messe in der Isaakskirche an die Seite stellen kann, und das ist nicht etwa die Oster- oder Weihnachtsfeier in St. Peter zu Rom, sondern der Tanz und Gesang der Seises in der Kathedrale zu Sevilla, wovon in diesem Buche noch die Rede sein wird. —

Aus Anlaß des schon erwähnten Kaiserbesuchs wurde auch eine große Truppenrevue in der Hauptstadt abgehalten, so daß ich Gelegenheit hatte, die berühmtesten Regimenter paradieren zu sehen. Derartige militärische Schauspiele pflegen sonst auf dem weiten Marsfelde veranstaltet zu werden, allein da dieses eben vom „Balagan" occupiert war, wählte man den Admiralitätsplatz zum Rahmen des Bildes. Diesen weitläufigen Platz schließt eine große Anzahl stattlicher Gebäude von allen Seiten ein. Hier erhebt sich die zopfige Front des Winterpalastes, daneben die einförmige, langgestreckte Linie des Admiralitätsgebäudes mit seinen figurenreichen Giebeln und seinem hohen, fast nadelspitzen, vergoldeten Turme, gegenüber die mächtige Façade des Generalstabsgebäudes, an einer Stelle durchbrochen von einem kolossalen Thorbogen, durch den man vom Admiralitätsplatz in die „große Morskaja" gelangt, endlich links das weitläufige „Exerzierhaus" mit seinen Säulenreihen und seinem flachen Gebälk. In der Mitte des Platzes ragt der ungeheure Monolith der Alexander-Säule, wohl der größte bearbeitete Monolith der Welt, 150 Fuß hoch in die Luft, und der

bronzene Engel mit dem Kreuz in der Hand, der auf dem Abakus dieses granitenen Wunderwerks steht, schaut weit über den Platz und die Stadt und die breite Newa hinweg bis tief nach Finnland hinein.

Diesen ganzen großen Platz, die große Morskaja und die lange Linie des Quais bis zur Isaakskirche hin nahmen die aufgestellten Truppenmassen, 30,000 Mann mit 120 Geschützen und 20 Mitrailleusen, ein. Vor dem Hauptthore des Winterpalastes, aus welchem der Zar und sein kaiserlicher Gast hervorkommen sollten, hielten zwei Eskadronen tscherkessischer Leibgardereiter in phantastischer, fast bei jedem Manne verschiedener Tracht. Ihre feurigen Pferde warfen ungeduldig den Kopf und scharrten heftig mit dem Hufe. Ab und zu wurden die schönen Tiere von ihren Herren durch einen lauten Ruf beruhigt oder durch einen Peitschenhieb gezüchtigt, den sie mit einem kurzen, wilden Gewieher, man könnte sagen mit einem zornigen Aufschrei, beantworteten. Die Offiziere verkürzten sich die Zeit des Wartens mit Wettrennen und Reiterkünsten. Bald flogen sie pfeilschnell über den Platz hin, bald ließen sie die Rosse auf den Hinterbeinen tanzen. Die Tscherkessensättel sind sehr schmal, die Steigbügel nach orientalischer Sitte schuhartig geformt, Gebiß und Zaum von der einfachsten Konstruktion und ohne jede Vorrichtung zur Anwendung verstärkter Gewalt. Auch haben die Reiter keine Sporen, die wohl auch überflüssig sind, da schon die leiseste Berührung der Weiche mit der Ferse einen gewaltigen Satz des Pferdes veranlaßt. Reichen Zuruf und Fersendruck nicht aus, um das edle Tier anzufeuern, so hat der Tscherkesse seine Peitsche mit dem kurzen Stiel und dem derben Ledergeflecht, von der er aber fast nie Gebrauch macht. Der Tscherkesse sitzt nicht im Sattel, sondern steht fast immer in den Bügeln, woher es kommt, daß er bei jeder Gangart des Pferdes, bei Trab oder Galopp, immer

unbeweglich bleibt und im Gegensatze zum stoßweisen Auf- und Niederschnellen europäischer Reiter jene centaurenhafte Ruhe zeigt, welche an ein Verwachsensein des Menschen mit dem Tiere denken macht. Die tscherkessischen Offiziere sind meist schöne Männer mit dunklen Augen und pechschwarzen Schnurrbärten, jedoch eigentümlich müdem, abgelebtem, erloschenem Blick und fahlen, schlaffen Gesichtern. Die Hofdamen, welche von einer Terrasse des Winterpalastes der Revue zusahen, sandten den kaukasischen Fürstensöhnen schmachtende, lüsterne, verliebte Blicke zu, wofür sie von diesen verwöhnten, blasierten Schoßkindern der Petersburger Damenwelt höchstens ein gleichgiltiges Kopfnicken als Gegengruß und Dank erhielten. So wie diese Gardereiter denke ich mir die germanischen Barbaren am Hofe der römischen Imperatoren, stark, stolz, in allen Leibesübungen geschickt, bewundert und verhätschelt von den üppigen Weichlingen, in deren Mitte sie lebten, voll tiefer Verachtung für die sie umgebende hohe Kultur, für die schwachen, würdelosen Männer und für die ihnen nachkriechenden verbuhlten Weiber, deren Korruption sie aber schließlich dennoch ansteckte.

Das Erscheinen der beiden Kaiser war das Signal zum Ausbruch eines nervenerschütternden Getöses, wie ich es nie bei einer Parade vernommen. Kaum war der Zar an die dem Palastthore zunächst aufgestellte Front herangeritten und hatte nach altrussischer Sitte den Soldaten den Gruß „Zdrastvuite rebiata,“ „Seid gegrüßt, Kinder!“ zugerufen, als sämtliche Truppen in ein wüstes, ordnungsloses Hurrageschrei ausbrachen, welches viertelstundenlang nicht aufhörte und das Dröhnen der Trompeten, das Rasseln der Trommeln, die Musik der Regimentskapellen und die Kommandorufe der Offiziere übertönte.

Der Vorübermarsch der Truppen, der alsbald begann, gestattete eine genaue Betrachtung derselben. Sie sind son-

derbar uniformiert und ausgerüstet. Über mausgrauen Mänteln von außerordentlich grobem Tuche tragen sie leinene Kapuzen, deren Zipfel kreuzweise über die Brust geschlagen und auf dem Rücken zusammengeknüpft sind. Die Brust wird noch durch den Querriemen zusammengeschnürt, der überall sonst schon seit einem Vierteljahrhundert aus Sanitätsrücksichten abgeschafft ist. An Mannigfaltigkeit der Hutform steht die russische Armee unerreicht da. Ich will nur einige von denen aufzählen, die ich beobachtet habe. Das preobrazenskische Regiment trägt Pickelhelme nach Art der preußischen; das ismailowskische Tuchkäppis mit weißen und schwarzen Roßschweifen; das pawlowskische hohe Blechmützen ähnlich denen der Potsdamer Garde; das Marinebataillon hat breite Tellermützen, das Scharfschützenregiment Tschakos von österreichischer Form, das Scharfschützenbataillon der kaiserlichen Familie pelzverbrämte Kalpaks; die reitenden Grenadiere haben Blechhelme mit querüber befestigten kolossalen Wülsten von Bärenfell, die Husaren und Kosaken Hüte, welche schwarzlackierten Eisentöpfen oder Cylindern ohne Ranft ähnlich sehen u. s. w. Ebenso mannigfaltig sind die Feldzeichen, deren die Truppen eine wahrhaft verschwenderische Fülle mit sich führen. Jeder Zug hat ein kleines Fähnlein, rot, weiß oder blau mit verschiedenfarbigen Kreuzen oder Streifen; jede Compagnie außerdem eine schwarz-orange-weiße Fahne und jedes Bataillon die große Feldstandarte, blau mit weißem Andreaskreuze und einem metallenen Adler an der Stangenspitze. Allein innerhalb der einzelnen Abteilungen leistet die russische Armee an Uniformität das unglaublichste. Die Eliteregimenter bestehen aus Leuten von gleicher Bartfarbe, und ebenso hat jedes Kavallerieregiment gleichfarbige Pferde. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, als das ismailowskische Regiment vorbeimarschierte und die ganze Front bloß

schwarze, am Kinn ausrasierte Bärte von genau gleicher Größe zeigte.

Ich sah die Revue von der schon erwähnten Terrasse des Winterpalastes mit an. Neben mir standen auf der einen Seite mehrere Gesandte des Chans von Chiwa und auf der andern Seite ein junger Palastbeamter, mit dem ich im Laufe meines Petersburger Aufenthaltes intim befreundet wurde. Die Asiaten und der junge Beamte betrachteten die defilierenden Truppen mit tiefem, forschendem Interesse. Diese „Stützen des russischen Staats" müssen ihnen offenbar morsch und schwach vorgekommen sein, denn die chiwanischen Gesandten rieten nach ihrer Rückkehr in die Heimat ihrem Herrn zum Kriege gegen Rußland und mein junger Freund ließ sich in nihilistische Umtriebe ein. Allein die Stützen des russischen Staats erwiesen sich doch noch fester, als die voreiligen Beurteiler gedacht, denn Chiwa wurde besiegt und erobert, und mein armer junger Freund verkommt seit einem Jahre elend und qualvoll in einem Bleibergwerke Sibiriens.

Im russischen Rom.

Wie ein Traum war es mir, als ich, nach einer Nachtfahrt aus Petersburg in Moskau angelangt, wenige Stunden nach meiner Ankunft auf dem „Iwan Veliki“, dem „Großen Hans-Turm“ stand und auf die ungeheure Stadt niedersah, die sich tief unten nach allen Richtungen fast unübersehbar dehnte. Der Wind pfiff mir um die Ohren und sauste durch die offenen Fenster des Turmes, daß die darin aufgehängten Glocken mit leisem, feinem Tone seltsam zu singen und zu klingen begannen, als ob unsichtbare Geisterhände über das Erz hinführen; es war grimmig kalt da oben auf dem offenen, eisbedeckten Gange, unmittelbar unter der Kuppel und wohl 160 Fuß über dem Boden; allein wer hätte auf Wind und Frost achten mögen angesichts des unvergleichlichen Bildes, in dessen Anblick das Auge verloren war! Der Himmel war nahezu wolkenlos, die Luft von einer in dieser Jahreszeit überraschenden Tiefe und Durchsichtigkeit, und die Wintersonne erfüllte die ganze Gegend mit goldenem Lichte. Unmittelbar vor und neben dem Turme, fast greifbar nahe, flammten die vergoldeten Kuppeln der Kremlkirchen, weiterhin

schimmerten in bescheidenerem Glanze die zahllosen, zum Teil schon schneefreien Dächer der Stadt, zwischen welchen viele hundert Türme und Kuppeln von abenteuerlichster Form und extravagantester Farbe emportauchten, und jenseits der Straßen und Häuser breitete sich bis zum Horizont eine in der duftigen Ferne verschwimmende, leuchtende Silberfläche aus, welche die Stadt rings umsäumte, so daß Moskau einer Insel glich, inmitten eines stillen Sees gelegen, auf dessen unbewegtem Spiegel das Licht der Mittagssonne ruht. Es mag schön sein, wenn diese Stadt sich im Sommer aus einem Rahmen von grünen Wiesen und Äckern erhebt, allein ich finde die Begrenzung durch glitzernde Schneefelder weit charakteristischer. Moskau erinnert dann an jene russischen Heiligenbilder, die sich von einem leuchtenden Metallgrunde abheben und mit goldgefaßten Edelsteinen übersäet sind.

Ich hatte bis zu jenem Momente die bekannten Hildebrandschen Aquarellen für Übertreibung gehalten; diese intensiv grünen und blauen und gelben und roten Bilder hatten mich angemutet wie der tolle Rausch eines farbentrunkenen Auges, und ich hatte mir die Wirklichkeit nicht denken können, die sich in solche grelle Kolorite kleidet. Als ich aber Moskau sah, begann ich an die Realität der Hildebrandschen Farbengebung zu glauben. Moskau verträgt einen solchen Pinsel, der sich mit Vorliebe auf den äußersten Enden der Farbenskala bewegt. Wer dieses Städtebild malen will, der darf vor einer koloristischen Orgie nicht zurückschrecken. Wie mutet es uns ängstliche, farbenscheue Kulturmenschen, die wir außer dem Schwarz und Grau unserer Kleider und dem Schmutzigweiß, Gelb oder Braun unserer Häuser nie eine Farbe sehen würden, wenn uns nicht Himmel und Landschaft den Gefallen thäten, schön blau und grün zu sein, wie mutet es uns koloristische Temperenzler an, wenn wir eine riesengroße Stadt sehen, deren Häuser buntgestreift

oder karriert, deren Dächer arsenikgrün, deren Kirchtürme golden oder indigoblau oder gleichfalls grellfarbig gemustert sind und in deren Straßen Frauen in lichtgrünen und vergißmeinnichtblauen Kaftanen umherwandeln! In den Städten des Westens fällt es dem Auge sofort angenehm auf, wenn eine Fahne oder ein Teppich die Einförmigkeit der kalkgetünchten oder ölfarbebestrichenen Häuserreihen farbig unterbricht. In Moskau merkte ich es kaum, daß die Stadt eben geschmückt war, daß unter den grünen Dächern bunte Fahnen, an den blauen Häusern farbige Teppiche hingen; der Hintergrund des Festschmucks, den Moskau zu Ehren eines erwarteten Kaiserbesuches angelegt hatte, war eben weit effektvoller als dieser Schmuck selbst. So wie Ordenssterne, die auf einem schwarzen Frack auffallen, auf der goldgestickten Geheimratsuniform kaum bemerkt werden, so verloren auch hier die Fahnen und Teppiche für das Auge des Fremden die Bedeutung, dem Bilde der Stadt eine ungewöhnliche Färbung zu geben. Unsere Städte gleichen Grisaillen oder Sepiabildern; Moskau dagegen einem Aquarell Turners aus der Zeit seiner beginnenden Starblindheit!

Und nun erst die Formen, die durch diese lebhaften Farben hervorgehoben werden! Es ist die bizarrste Architektur, die je ein europäischer Geist ersonnen hat. Mit einer, ich möchte fast sagen ängstlichen Neugierde sucht das Auge die konstruktive Notwendigkeit dieser Façaden, Dächer, Türme und Kuppeln zu ergründen, und wenn man sich lange vergebens bemüht hat, die Idee zu erraten, welcher der Baumeister in diesen Werken Gestalt zu verleihen beabsichtigte, so empfindet man es schließlich beinahe als Erleichterung, wenn man irgend ein botanisches Vorbild herausfindet, welches die sonst unverständliche Form erklärt und in dem anfangs chaotisch Erscheinenden doch eine bestimmte Absicht vermuten läßt. Da ist zum Beispiel die Wassili-Kirche unmittelbar

vor der Umfassungsmauer des Kreml. Ihr Grundriß ist unklar und verworren; die regelmäßige Kreuzform der byzantinischen Basilika wird durch einen Schwulst willkürlicher Anbauten verzerrt und überwuchert; die Façade ist über und über mit Heiligenbildern bemalt; der untere Teil wird durch gewundene und lebhaft bemalte Säulen im Stile der spätgotischen Verfallszeit gegliedert, die obere Hälfte besteht aus einer mehrfachen Reihe übereinander gestellter Archivolten, die diesem Teile der Kirchenfaçade vollständig das Ansehen jener Schuppenmuster geben, mit denen die italienischen Majoliken des 15. und 16. Jahrhunderts dekoriert sind. Diese Bogenstellungen haben einen konstruktiven Zweck: sie sollen die Last der acht oder neun Kuppeln tragen, die aus dem grünen Dache hervorwuchern wie riesige Pilze aus einem feuchten, bemoosten Erdhaufen. Jede dieser Kuppeln ist von verschiedener und jede ist von höchst abenteuerlicher Gestalt. Die eine gleicht einer Melone, deren einzelne parallel laufende Wülste abwechselnd rot und blau bemalt sind; bei der andern haben diese Längswülste einen schrägen Zug, als hätte die Melone in ihrer Längenachse eine Torsion erlitten; die dritte gleicht einer Ananas, deren einzelne Rautenbuckeln von verschiedener Farbe sind; die vierte ist nach dem Vorbild eines Luftballons geformt, der durch das darüber gespannte Netz in regelmäßige Trapezfelder geteilt ist; die fünfte ahmt einen indischen Turban mit bauchigem Unterteil und hoher Spitze nach; die sechste ist das genaue Abbild eines Tannenzapfens, während sich einige übrige mit der einfacheren Zwiebelform begnügen. Ich habe mich bei der Beschreibung dieser Kirche länger aufgehalten, weil ich sie für das monströs-vollendetste Muster des russischen Baustils halte.

Wenn das Bild Moskaus, aus der Vogelperspektive gesehen, ein frappantes ist, so wirkt es bei einer Wanderung

durch die Straßen womöglich noch überraschender. Regellos und völlig willkürlich ist der Zug der Gassen und Gäßchen. Welche äußere Veranlassung hat ihnen ihre Form gegeben? Hat man den seiner Richtung nicht recht bewußten Zickzackgang eines Betrunkenen zur Richtschnur für die Straßenanlagen gewählt? Hat man die Gassen nach einem Pfade gebaut, den in wildem Dahinstürmen ein scheugewordenes Roß getreten, welches bald gerade vorwärts jagte, bald vor einem Stein oder Strauch einen Seitensprung machte, bald sich mit jäher Wendung rückwärts kehrte? Ich wäre fast geneigt es zu glauben. Im Anfang einer Straße weiß man nie, in welcher Richtung wohl ihr Ende liegen mag; man muß auf Schwenkungen aller Art, vielleicht selbst auf einen Gang im Halbkreis gefaßt sein. Wäre die Annahme nicht historisch ausgeschlossen, ich würde nicht daran zweifeln, daß jede Straße ein ehemaliges Flußbett sei. Und wie eng und endlos lang alle diese Gassen sind! Ich habe bei stundenlangem Umherfahren bloß eine einzige gefunden, die von anständiger Breite ist: es ist diejenige, die zum Smolensker Bahnhofe führt und durch einen hübschen römischen Triumphbogen abgeschlossen wird. Alle übrigen schwellen abwechselnd knotenförmig in die Breite, ziehen sich dann wieder eng zusammen, ohne aber im allgemeinen mehr als fünf oder sechs Schritte breit zu sein. Um sich in Moskau orientieren zu können, muß man ein Eingeborener und von nicht alltäglicher Intelligenz sein; der Aufenthalt in dieser Stadt dürfte den Ortssinn ungemein entwickeln; wären die Einwohner Engländer, so würden sie ohne Zweifel nie anders als mit einem Kompaß ausgehen; als Russen, die mit diesem Instrument doch nicht umgehen können, müssen sie sich auf jenen Instinkt verlassen, der auch die Brieftaube führt und ein gutes Steppenpferdchen bei Schneesturm in dunkler Nacht den Weg ins heimische Dorf finden läßt.

Gleich Rom und Konstantinopel ist Moskau auf sieben Hügeln erbaut, und bergauf bergab lenkte mein Iswostschik den Schlitten, als ich meine Orientierungsfahrten durch die Stadt unternahm, die mich aber nicht orientierten, sondern in mir nur die Überzeugung erweckten, daß die Wege Moskaus dunkel und unerforschlich sind wie die Wege der Vorsehung. Jeden Moment kamen wir an einer Kirche oder einem Kloster vorüber; manche Gassen schienen mir ganz aus Kapellen zu bestehen, wenigstens war da jede Hausfront mit Heiligenbildern bedeckt und jedes Dach von einem krausen Glockenturm überragt. Ein russisches Volkslied spricht von den „vierzigmalvierzig Kirchen Moskaus"; ein Polizeibeamter, der mir als Cicerone beigegeben war und der in seiner Ausdrucksweise durchaus nichts Metaphorisches oder Poetisches hatte, wußte noch immer von 600 Kirchen, und weniger werden es in der That kaum sein. Neben den Kirchen sind auch die Wohnhäuser höchst charakteristisch. Ein großer Teil derselben ist mehr oder weniger Holzbau; manche tragen auf einem gemauerten Erdgeschoß ein Stockwerk aus Pfosten, die meisten sind vollständige Blockhäuser, aus rund gezimmerten Pfählen gefügt, grün oder blau überstrichen und von einem weit vorspringenden Dache überragt, welches die charakteristischen russischen Schnitzereien: Adler, Drachenköpfe, steifes Spitzen- und wunderlich unnatürliches, starr konventionelles Laubwerk zeigt. Ich habe diese Schnitzereien soeben charakteristisch russische genannt. Um genau zu sein, müßte ich diese Bezeichnung modifizieren und von byzantinischen Schnitzereien sprechen. Die russischen Dekorationen sind entartete byzantinische, wie byzantinische entartete griechische sind. Nichts ist interessanter, als an solchen Kleinigkeiten, an bedeutungslosen Arabesken und Fenstersturz-Schnitzereien, die Wanderung eines Dekorationsmotivs durch die Stile, Zeiten und Länder zu beobachten. Es ist eine

rückschrittliche Entwickelung von Blüte zu Verkümmerung in den meisten, eine aufsteigende Entwickelung in den allerseltensten Fällen. Ein jedes Dekorationsmotiv entsteht ursprünglich durch künstlerisches Beobachten und Erfassen natürlicher Erscheinungen. In Urzeiten wird ein egyptischer, assyrischer oder persischer Meister durch den Anblick eines Bündels schlankaufstrebenden Schilfrohrs, eines Straußes untermischter Lotosknospen und Lotosblüten, einer üppig entfalteten Akanthuspflanze frappiert, und er ahmt das Wesentliche der Erscheinung, die einen schönen und charakteristischen Eindruck auf ihn gemacht hat, in einer Säule, in einem Friesbande, in einem Kapitäl nach. Der Grieche übernimmt diese Motive von seinen hamitischen und semitischen Lehrern, aber er gestaltet sie schöner und reicher aus, er begnügt sich nicht damit, trocken zu stilisieren, sondern kopiert direkt die Natur in ihren Blüten-, Blatt- und Rankenformen. Vom Griechen erbt sie der Römer des Ostens und Westens; er beschränkt sich darauf, sie zu wiederholen und zu kombinieren, aber er hat kein Auge mehr für die ihn umblühende Pflanzenwelt, die ihm tausend neue Motive darbietet, er versteht es nicht mehr, die schöne und charakteristische Linie in der scheinbaren Unregelmäßigkeit des Pflanzenwachstums zu erfassen und in seiner Dekoration festzuhalten, die letztere ist ihm nur mehr etwas Angelerntes, fertig Überkommenes, das er sich begnügt, treu und gewissenhaft nachzubilden. Der römischen Kunst folgt die byzantinische und romanische. Dem Meister ist nun schon die Erinnerung an den Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Motivs verdunkelt worden, wenn nicht ganz verloren gegangen. Er weiß nicht mehr, daß er ein stilisiertes Rohrbündel, eine stilisierte Lotosblüte darstellt; er sieht nur mehr konventionelle Linien, die er wieder anwendet, die er wohl auch willkürlich verändert, indem er in barbarischer Unkenntnis dessen, was sie darzustellen beabsichtigen, wesent-

liche Teile wegläßt und sinnlose Anhängsel zufügt. Der Meister bringt diese entstellten und verstümmelten Motive an Gebäudefaçaden, an Säulen, an geschnitztem Gebälk an. Hier sieht und erlernt sie der Handwerker und Kleinkünstler und wiederholt sie auf seinen Thonschüsseln, Glasbechern, Silbergefäßen. Von Arbeitergeneration zu Arbeitergeneration steigt der angestammte Vorrat von Dekorationsmotiven hinab, wobei er immer dürftiger, immer dunkler, immer unförmlicher wird. In höher civilisierten Ländern entsteht mittlerweile eine neue Kultur, eine Wiedergeburt der Künste; man kehrt dort wieder zur Natur oder zu den der Natur noch ganz nahestehenden alten Muster zurück und ersetzt die abgebrauchten Motive durch frische, schöne, neue, blühende. In den abgelegenen Ländern aber und selbst in den abgelegenen Bildungskreisen hochkultivierter Länder setzt das alte Motiv seinen absteigenden Entwickelungsgang fort. Zuletzt lebt es nur noch in der Guirlande, mit der ein dörflicher Schildermaler eine Schrifttafel umsäumt, in der Zeichnung, die der Dorftischler mit der Fraissäge an einem Dachbrett hervorbringt, in der bunten Stickerei, mit der die Bauerndirne den Saum ihrer groben Leinenschürze schmückt, aber es lebt noch, und gerade in diesem Stadium seiner Verkümmerung hat es eine Zähigkeit, welche dem Einfluß von Jahrhunderten zu widerstehen vermag. Wer würde in diesem steifen, formlosen, aus scheinbar ganz willkürlichen Zickzacklinien bestehenden Stickmuster oder Holzfriese noch die Lotosblüte erkennen, die einst den Perser oder Egypter begeistert hat? Und doch ist sie es, und das kundige Auge findet noch in dieser Erniedrigung an ihrer Erscheinung die schattenhaften, verwitterten, verzerrten Züge ihrer ehemaligen Schönheit heraus und grüßt noch in der Schnitzerei eines russischen Dachbretts, in der Emaillierung einer Moskauer Silberschüssel, in der Stickerei eines Bauernkleides den letzten,

aufs äußerste herabgekommenen Sprößling der majestätischen Vegetationspracht des Orients.

Das ist die Metempsychose des Dekorationsmotivs, die noch kein Kunsthistoriker dargestellt hat, und nirgends habe ich sie deutlicher und überraschender gesehen, als an den wunderlich geschnitzten Façaden der Moskauer Bürgerhäuser. — Der Leser möge mir diese Abschweifung verzeihen, allein es ist schwer, sie zu vermeiden, wenn man sich in die Betrachtung der Eigentümlichkeiten des russischen Dekorationsstils vertieft. Jedes einzelne dieser Moskauer Blockhäuser predigt das dunkle Nachwirken alter Kulturen und veranschaulicht die Wahrheit, daß jedes, selbst das geringfügigste und unbeachtetste Detail unserer Kultur mit verborgenen Wurzeln aus den ältesten Civilisationen der Menschheit hervorgewachsen ist.

Man hat, um auf Moskau zurückzukommen, diese Stadt ein ungeheures Dorf genannt. An vielen Stellen ist dies buchstäblich zu nehmen. Denn die Stadt besteht nur zum Teil aus Wohnhäusern, zum größern aber aus förmlichen Gehöften, aus Herrensitzen und Bauernwirtschaften, die inmitten einer weiten Hofstelle gelegen sind, gegen die Straße hin durch einen lebendigen Zaun abgeschlossen werden, hinter sich wohl auch Krautacker und Küchengarten haben, und in denen weder ausgedehnte Stallungen noch selbst die für das Dorf charakteristische Dungstätte fehlen.

Überraschend und merkwürdig ist der Anblick, wenn wir nach stundenlanger Irrfahrt durch das Labyrinth der Vorstädte aus irgend einer schmalen Gasse plötzlich auf einen weiten Platz herauskommen und vor uns die Ringmauer des Kreml sich erhebt. Es ist eine hohe, blendend weiß getünchte Steinwand, am obern Rande mit Zinnen von schwalbenschwanzförmigem Schnitte besetzt und von schmalen, langgeschlitzten Schießscharten vielfach durchbrochen. Von jenseits

schauen die goldbedeckten Kuppeln und Turmspitzen zahlreicher Kirchen, zopfige, weißgetünchte Palastfronten und regellos durcheinander gerüttelte Hausdächer herüber. In kleinen Abständen erheben sich merkwürdige Turmbauten, weit mehr indischen Topes als irgend einem europäischen Bauwerk gleichend; schwerfällige, mit grünglasierten Ziegeln gedeckte Pyramiden, die auf einem nach außen überhängenden, an der Basis sich verjüngenden quadratischen Unterbau ruhen. Sieben Thore, alle mit Kapellen und Türmen überbaut, führen ins Innere des alten Bollwerks. Manche der Thore sind vom Alter geschwärzt, andere moderne Rohziegelbauten, auch diese nach dem sorgsam imitierten Muster der alten von Zwiebelkuppeln überragt, mit Altären in Nischen und Heiligenbildern über den Thorbogen. Die Pforte, durch die wir einfahren, ist die „heilige Pforte". In der Kapelle, die sich vor derselben erhebt, wird ein wunderthätiges Muttergottesbild aufbewahrt, dessen Entstehung tief ins Mittelalter zurückreicht. Niemand geht durch dieses Thor, ohne die Mütze vom Kopfe zu nehmen, die meisten bekreuzen sich noch dazu, viele habe ich niederknieen und den schmutzigen Boden küssen sehen. Auf einen Wink meines Begleiters entblößte auch ich das Haupt; man setzt sich selbst als Fremder Insulten aus, wenn man dies unterläßt. Es war diese heilige Pforte, durch die Napoleon auf seiner verhängnisvollsten Kriegsfahrt den Kreml betrat; bis an diese Pforte geleitete ihn sein Glück, an ihrer Schwelle nahm es von ihm Abschied, um ihm nie wieder zu begegnen; mir war's, als wehte mich der eisige Hauch des antiken Fatums an, als ich unter ihrer kalten, hohen Wölbung durchfuhr.

Hat man die Pforte passiert, so befindet man sich in einem großen Hofe, den die Façade des Kreml-Schlosses im Hintergrunde begrenzt. Er wird von vielen hundert Geschützrohren verschiedener Größe eingefaßt, die zum Teil Kriegs-

beute aus zahlreichen Feldzügen und speziell aus dem Kriege gegen Napoleon sind. Unter ihnen befindet sich auch die „große Kanone“, ein mit Hautreliefs geschmücktes Ungetüm, das auf seiner ursprünglichen plumpen Holzlafette ruht und vor dem vier entsprechend große Kugeln liegen. Die „große Kanone“ hat eine größere Mündung als irgend ein anderes jetzt existierendes Geschütz, allein an Länge und an Umfang der Ladekammer steht sie weit hinter den modernen Riesengeschützen der englischen und italienischen Marine zurück, neben welchen Meisterwerken der balistischen Kunst sie sich so ausnehmen würde wie die plumpe Ungestalt eines Megatheriums neben der fein durchgebildeten Form eines arabischen Renners.

Aus diesem Hofe gelangt man in einen zweiten, in dessen Mitte sich der „Weliki Iwan“-Turm mit seinen unzähligen Glocken erhebt. Am Fuße desselben erblicken wir die weltberühmte „große Glocke“, allerdings nur als Ruine und in kläglichem Zustande. Sie ruht auf einem soliden Unterbau von Granit-Quadern, an einer Stelle ist ein reichlich mannshohes Stück aus ihrem Rande ausgebrochen, das auf dem Boden steht und gegen den Unterbau gelehnt ist. Man kann an diesem Bruchstücke am bequemsten die monströse Dicke der Glockenwand bewundern. Auf der entgegengesetzten Seite geht ein Spalt durchs Erz, der sich vom Rand bis fast zur Krone hinzieht. Kiselaks pflegen durch die thürförmige Bruchöffnung ins zimmergroße Innere der Glocke zu schlüpfen und ihren Namen — in vielen Fällen mit dauerhafter Ölfarbe! — an die Innenwand zu pinseln.

An den Weliki Iwan schließt sich die „Krönungskirche“ mit ihren über und über von Gemälden bedeckten Wänden und Säulen, ihren edelsteinbesetzten Heiligenbildern, alten Patriarchengräbern und ihrem Krönungsthrone, auf welchem die russischen Kaiser noch jetzt bei ihrem Regierungsantritte die Weihe der Kirche erhalten. In der Synodalsakristei

dieser überreichen Kirche sind große Schätze aufgespeichert. Es sind die Prachtgewänder, Mitren, Ringe und Kreuze alter Patriarchen und Archimandriten, Kirchengeräte und Evangelienbücher. Selbst ein flüchtiger Blick genügt, um zu erkennen, daß viele dieser Kostbarkeiten von byzantinischer Arbeit sind und sicherlich aus dem elften oder zwölften Jahrhundert datieren. Es ist sehr bedauerlich, daß noch kein Berufener diese Schätze eingehend zu prüfen Gelegenheit hatte. Ihre gründliche Durchforschung müßte der Kunstgeschichte viel wertvolles Material zuführen. Zwar hat ein Archimandrit im Jahre 1865 in Moskau einige Tafeln mit Abbildungen von Gegenständen aus dem Kirchenschatze herausgegeben, allein die Abbildungen sind so mangelhaft und der begleitende (französische) Text ist so unfachmännisch, daß der Kunsthistoriker von dieser Publikation keinen ernstlichen Gebrauch machen kann. Übrigens thäte man, glaube ich, dem guten Archimandriten unrecht, schöbe man ihm die Absicht in die Schuhe, mit seinem Buche der Kunstgeschichte dienen gewollt zu haben; die Arbeit hatte sicherlich nur den Zweck, den Besucher der Sakristei, dem regelmäßig der Verfasser selbst ein Exemplar des Werkes mit einer auserlesen höflichen Verbeugung überreicht, um einige Rubel zu erleichtern.

Hat man auch noch das unansehnliche Stammhaus der Romanoffs besichtigt, so ist man mit den Sehenswürdigkeiten des Kreml zu Ende, und es erübrigt nur noch den Kaufhof zu besuchen, um alle charakteristischen Punkte Moskaus berührt zu haben. Der Kaufhof ist eine Art Bazar, in welchem sich Laden an Laden reiht, gefüllt mit den Natur- und Kunstprodukten des fernen asiatischen Ostens und des civilisierten europäischen Westens. Neben russischen Kaufherren in der alten Nationaltracht finden wir hier auch Chinesen und Inder, welche die Waren ihres Landes feilbieten. Es ist durchaus uneuropäisches Leben, das hier herrscht, wie denn

überhaupt Moskau ungleich asiatischer ist als das französelnde Petersburg. Man begreift hier die mit Bitterkeit gemischte Verachtung, mit welcher der Moskauer auf den Petersburger hinabblickt, und den barbarischen Stolz, mit welchem er sich als den richtigen, wahren Russen fühlt, im Gegensatz zum entarteten, europäisierten Bewohner der neuen Hauptstadt. Moskau hat nicht aufgehört, das Herz und Haupt Rußlands zu sein, und wer russisches Wesen in seiner Eigenart beobachten will, der muß dies hier thun und nicht in dem mit westlichem Civilisationsfirnis überkleisterten Petersburg.

Die russische Kultur.

Trostlos und unendlich dehnt sich die absolut plattgewalzte, seeähnlich nivellierte Ebene von Moskau bis Brest-Litewski, durch die mich meine Rückreise führte. Selten wird diese grenzenlose Fläche von einem unter dem Schnee fast begrabenen Dorfe, noch seltener von kleinen Städten wie Smolensk und Minsk unterbrochen, deren spärliche Kirchtürme trotz ihrer bescheidenen Höhe weithin als Landmarken sichtbar sind. Von Brest-Litewski ab bemerkt der Reisende einige auffallende Veränderungen in der Landschaft und in den Menschen, mit denen er in Berührung kommt. Die Bahn führt nunmehr häufig durch Forste, sie kreuzt öfter kleinere und größere Flüsse, das Land zeigt unter der dünner werdenden Schneedecke Spuren des Pfluges, während man bis dahin fast nie an Äckern, sondern beinahe ausschließlich an öden Steppen und Viehtriften vorübergekommen war; die Dörfer, Weiler und Einzelgehöfte mehren sich; kleine Städte folgen einander in kurzen Abständen, das Kommen und Gehen der Reisenden wird an allen Haltstellen häufiger, man sieht nicht mehr den langen Kaftan und bunten Gürtel des Stockrussen, sondern europäische Kleidung, welcher

nur noch reichlichere Verwendung von Pelzwerk einige Lokalfarbe giebt. In den Stationen herrscht ein Leben und Treiben, wie es bisher nicht zu beobachten war. Während man im Innern Rußlands viele Stunden lang zu fahren hat, ehe man in einer Hauptstation ein, dann allerdings sehr elegantes Büffett findet, ist nun jede, auch die kleinste Station mit ihrem Büffett versehen, wo eine geläufig deutsch, häufig auch schlecht französisch sprechende jüdische Wirtin außer dem unvermeidlichen heißen Thee auch allerlei kalte und warme Fleischspeisen, verdächtigen Rotwein und unverdächtigen Schnaps feilbietet; bisher hat sich der Reisende, der den Zug verließ, auf dem Bahnhofe allein, mit seinem Gepäck in der Hand gefunden, und ist nur mit größter Mühe und nach langem Parlamentieren mit dem Dienstpersonale im stande gewesen, einen Träger und Aussicht auf Unterkunft zu erhalten; nun stürmen auf den Reisenden, der aus seinem Coupé steigt, augenblicklich einige Juden in schmierigem Kaftan und mit Schläfenlocken ein, die sich erbötig machen, sein Gepäck zu tragen und ihn zu einem „Hotel“ zu führen. Wenn man nun einen der klebrigen, ekelhaften papierenen Rubelscheine wechselt, so erhält man eine Handvoll stark abgegriffener, oft auch am Rande schartiger Silberscheidemünze, welche nicht mehr in russischen, sondern in lateinischen Lettern die Legende „5“ oder „10 Groszy“ trägt, und bei den kleinen Einkäufen, die man macht, findet man sich angesichts einer neuen, der Gulden-Währung, die den Reisenden anfänglich sehr unangenehm überrascht, weil er mit dem Worte „Gulden“ die Vorstellung einer größeren Münzeinheit verbindet und sich in einer Räuberhöhle glaubt, wenn man ihm für ein Beefsteak $2^1/_2$ Gulden abfordert, ein Preis, der allerdings viel von seinen Schrecken verliert, wenn man erfährt, daß es sich um polnische Gulden handle, deren fünf auf den Rubel gehen.

Alle diese Veränderungen sind sehr augenfällig, und ich machte darüber einige Bemerkungen zu einem Mitreisenden, der in Brest-Litewski den Zug bestiegen hatte. Der Reisende lächelte nur verächtlich und sagte: „Gewiß — aber was ist daran auffälliges? Bisher waren Sie in Asien, jetzt sind Sie in Europa. In Brest-Litewski hört Rußland auf und beginnt Polen!"

Der Mann, der so sprach, war natürlich ein Pole, aber sein Urteil über Rußland ist, wenn auch nicht freundlich, so doch gerecht. In der That, die Geographen, die Kulturhistoriker, die Politiker haben unrecht, Rußland zu Europa zu rechnen. Es ist ein essentiell asiatisches Reich, und unser Erdteil ist nach Osten hin nicht durch den Ural, sondern durch die Linie begrenzt, die das alte Großpolen von Lithauen und Kleinpolen trennt. Alles ist asiatisch in Rußland; asiatisch ist die Regierungsform, die auf der echt orientalischen Vorstellung von der Göttlichkeit der Person des Herrschers beruht und in welche der europäische Begriff vom Selbstbestimmungsrechte der Völker noch nicht Eingang gefunden hat; asiatisch ist der Fanatismus der Bevölkerung, deren Denken, soweit es nicht die materiellsten Alltagsvorstellungen zum Gegenstande hat, sich noch nicht über die abergläubischesten Religionsbegriffe erhebt; asiatisch ist der Mystizismus, der die ganze Nation beherrscht und eine so lebendige Triebkraft hat, daß er täglich zur Bildung neuer, daseinsfähiger, dauernder Sekten teils wunderlicher, teils scheußlicher Natur führt, die sich von den ebenfalls üppig sprießenden englischen und amerikanischen Sekten darin unterscheiden, daß diese meist auf formalistischen, seltener dogmatischen Difteleien beruhen, während jene aus der unklaren, heidnisch-sinnlichen Vorstellung herauswachsen, daß man durch neues, verschrobenes Beginnen übernatürlichen Kräften und Wesen körperlich nahe kommen könne; asiatisch sind die uralten,

primitiven Formen des Grundeigentums, die in den meisten Gegenden des Landes herrschen, wo eine Gemeinde in ihrer Gesamtheit eine Flur gemeinsam und ohne individuelles Besitzrecht bewirtschaftet; asiatisch ist das Verhältnis zwischen dem Volke und dem Adel, der noch heute, trotz Aufhebung der Leibeigenschaft, auf seinen Gütern unumschränkt waltet und vom „Muschik", dem erst im Jahre 1861 theoretisch vom Sklaven zum freien Mann gewordenen Bauer, als ein höheres Wesen betrachtet wird, gegen das es im Falle einer Ungerechtigkeit oder Bedrückung kein anderes Schutz- und Abwehrmittel als Gebet oder fatalistische Fügung ins Unvermeidliche giebt; asiatisch ist die Feilheit und unerhörte Korruption sämtlicher Richter und Beamten, asiatisch die administrative Willkür, welche Unschuldige ihres Eigentums oder der freien Verfügung über ihre Person beraubt und sie nach Sibirien oder in irgend eine weltentlegene Gubernialstadt schleudert oder „verschickt", wie man in Rußland mit Adoption eines Wortes aus dem jüdisch-deutschen Lokaljargon sagt.

Weshalb ist oder thut Europa so unwillig, wenn es erfährt, daß man in Rußland bei Armeelieferungen hundert Millionen stiehlt, daß die Bestechung jedes einzelnen Beamten, mit dem man in offizielle Berührung zu kommen hat, die Form einer selbstverständlichen, unvermeidlichen, beinahe gesetzlich vorgeschriebenen Abgabe annimmt, daß Individuen und Familien verbannt, ohne Prozeß und Urteil in den Kerker geworfen, gefoltert, hingerichtet werden? Alles das und noch mehr geschieht in Persien, China, Japan, ja selbst in der Türkei; es geschieht offenkundig und vor den beobachtenden Augen der civilisierten Welt; allein Europa nimmt keinen Anstoß daran, weil es solche Barbareien als unvermeidliche Eigentümlichkeit asiatischer Gemeinwesen betrachtet. Nun denn, Rußland hat vollen Anspruch darauf, mit Be-

rücksichtigung derselben „mildernden Umstände“ beurteilt zu werden, deren Wohlthat man den übrigen, ausgesprochen asiatischen Reichen angedeihen läßt. Es ist nicht gerecht und billig, Rußland strenger zu beurteilen als etwa Japan. Die Ähnlichkeit des Ganges der Kulturentwickelung in diesen beiden Ländern ist überhaupt eine merkwürdige. Wir stehen hier vor einem jener seltenen Fälle, in welchen ein ganz exzeptioneller kulturhistorischer Vorgang sich trotz seiner Unregelmäßigkeit und seiner Ausnahmenatur bei zwei völlig verschiedenen Völkern identisch wiederholt. Rußland wurde bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nicht zur europäischen Kommunität gerechnet; Volk und Land galten für barbarisch, seine Fürsten für eine Art wilder Häuptlinge, mit denen keine europäische Dynastenfamilie sich verschwägerte, Gesandtschaften gelangten nur selten an ihren Hof, sie hatten im Kreise der europäischen Herrscher weder Sitz noch Stimme, man betrachtete den „Großfürsten von Moskau“ genau so wie heute den Schah von Persien oder den „Kaiser“ von Siam, und sein Christentum machte ihn nicht mehr zum Mitgliede der civilisierten Christenheit, als den halbmythischen Priesterkönig von Abyssinien das seinige. Da kam Peter der Große zur Regierung, und mit einem Schlage änderte sich das Verhältnis seines Reiches zum civilisierten Westen. Seine Reise nach Dänemark, Holland u. s. w. hatte die Bedeutung der beiden Europafahrten des Schah Nassr-ed-din: sie führte ihn in die Familie der europäischen Souveräne ein. Jener Zar, der sowohl das leidenschaftliche Kulturbedürfnis als auch die wilde, ungeduldige Hast eines begabten Barbaren hatte, erwirkte seinem Lande die Aufnahme in die Gemeinschaft der europäischen Staaten; er verlängerte die Fäden des diplomatischen Netzes, welches die civilisierte Welt bedeckt, bis zu seiner Hauptstadt; er berief Europäer, welche in seinem Reiche alle Einrichtungen der Civilisation: Ver-

waltung, Schulen, eine europäische Armee und Marine, Post, Handels- und Finanzpolitik, eine Litteratur, ja sogar eine nationale Kunst schaffen sollten. Viele dieser Europäer, die als Kulturapostel nach Rußland wanderten, waren Franzosen, denen die ihnen erwiesenen Ehren und zugewendeten Auszeichnungen so schmeichelten, daß sie, um auf ihr Thun ein allermodernstes Wort anzuwenden, für das barbarische Land und seinen Herrscher ungeheure Reklame machten, Reklame in Gestalt dickbändiger Geschichtswerke, Reklame in Gestalt ernster, mit Gründlichkeit prahlender Landes- und Volksschilderungen, eine Reklame, welche noch heute in allen Lehrbüchern der Weltgeschichte nachwirkt, wo ihr der Name und die Autorität eines Voltaire Eingang verschafft hat. Das ist genau der Lauf der Dinge in Japan, wo ebenfalls ein kulturdurstiger Herrscher durch Berufung europäischer Lehrer, Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zu Europa, Nachahmung europäischer Institutionen, zwangsweise Einführung europäischer Tracht, Gesetze und Bräuche sein Volk über nacht mit Taschenspielerfertigkeit in ein europäisches verwandeln will. Der Unterschied zwischen Japan und Rußland ist nur, daß das letztere sein Europäisierungsexperiment 180 Jahre vor dem ersteren unternommen hat und — daß ihm dasselbe bis heute, trotz der unvergleichlich längeren Dauer, weit weniger intensiv gelungen ist wie jenem, weil eben der japanesische Volksstamm von Natur viel begabter und bildungsfähiger, besonders aber ganz unvergleichlich ehrlicher, gewissenhafter und vernünftiger regiert ist als der russische.

Der tiefe Unterschied, der zwischen dem äußern Anstrich und innern Wesen Rußlands besteht, ist die Schwäche, vielleicht das Unglück dieses Landes. Daraus, daß es nach außen hin europäisch sein will, während es im Innern ungeschminkt und brutal aufrichtig Asien ist, hat sich mit Notwendigkeit der Nihilismus der Gebildeten entwickeln müssen.

Denn was ist der Nihilismus anderes als die grauenhafte Form, in welcher die tragische Zerrissenheit und Verzweiflung einer Gesellschaftsklasse zur Erscheinung kommt, die in der Schule, in der Lektüre, auf Reisen mit europäischen Anschauungen über die Rechte des Individuums und seine Stellung im Staat genährt wurde, um sich dann, ins Leben hinaustretend, zu den Existenzbedingungen von Asiaten verurteilt zu finden? Würde der russische Staat die Affektation des Europäertums so weit treiben, daß er auch das Übel des Nihilismus mit europäischen Mitteln und unter Beobachtung europäischer Formen bekämpfen wollte, so würde er darunter unrettbar zu Grunde gehen. Allein in der Verfolgung der Nihilisten ist er ungeniert asiatisch, und wenn Rußland überhaupt vor der völligen Auflösung seiner Gesellschaft und Regierung, vor der Anarchie und dem Chaos gerettet werden soll, so wird es eben nur durch eins der beiden Mittel geschehen können: entweder es wird sich entschließen müssen, in seinen Regierungseinrichtungen europäisch, das heißt liberal, konstitutionell, parlamentarisch zu werden, oder es wird dem Europäertum bei sich daheim den Garaus machen, und zwar nach der wildesten asiatischen Methode, durch urteilsloses Ausrotten ganzer Familien und Ortschaften, durch Köpfen, Hängen, Blenden, Einkerkern, mit einem Worte durch brutalste, um das Urteil Europas völlig unbekümmerte Zerstörung aller Elemente, die eine europäische Gärung in die träge asiatische Masse Rußlands bringen könnten. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß die Regierung Rußlands freiwillig niemals das erstere dieser beiden Mittel wählen wird. Das zweite ist ohnehin das sicherere, jedenfalls aber das leichter anwendbare. Denn das Europäertum, dessen Zersetzungsprodukt der Nihilismus ist, hat erst einen sehr kleinen Verbreitungsbezirk und einen geringen Einfluß in Rußland, die große Masse der Nation aber ist

noch unverfälscht asiatisch, sie ist heute in der Kultur nicht wesentlich weiter als zur Zeit Peters des Großen, sie ist von der nihilistischen Blässe nicht im geringsten angekränkelt, sondern lebt in glücklicher unbewußter Zufriedenheit dahin, den Popen verehrend, den Zaren anbetend, den Kniäs demütig grüßend, dem Polizeikommissär gehorchend, im übrigen aber fröhlich betend, singend, trinkend, essend und trefflich verdauend.

Die Tragik des Geschicks Polens liegt darin, daß es durch seine Annexion an Rußland aus Europa herausgerissen und vom schwarzen Schlunde asiatischer Barbarei verschlungen wurde. Der Verlust der Unabhängigkeit Polens rührt mich wenig; das Land hat sich derselben unfähig, also unwürdig erwiesen; außerdem bedeutete sie Aristokratenherrschaft und Ultramontanismus, und dasselbe würde sie wohl auch heute noch bedeuten; ich kann denn auch die galizischen Polen gar nicht, die posenschen nur insofern bedauern, als ihre Nationalität — allerdings im Interesse einer höhern Kultur — vergewaltigt wird. Allein die an Rußland gefallenen Polen sind dazu verdammt, mit einer europäischen Vergangenheit, Geschichtstradition und Kulturerinnerung, mit dem lebendigen Gefühle der Zusammengehörigkeit mit dem Westen, unter der Herrschaft und in den Verhältnissen finsterer Barbaren zu leben, und das ist der entsetzlichste Zwang, dem ein civilisiertes Wesen ausgesetzt sein kann. Die Geschichte bietet Beispiele dafür, daß ein kleiner kriegerischer Barbarenstamm eine große civilisierte Nation unterjocht hat, aber nur, um sehr bald die Civilisation der Besiegten anzunehmen. Das war der Fall der Römer in Griechenland, der Germanen in den römischen Provinzen, der Normannen in Frankreich, der Mandschus in China. Auch der Fall ist verzeichnet, daß ein wildes Volk ein gebildetes bekämpft, besiegt, in Sklaverei erhält, ohne sich zu dessen Kultur emporzuheben; solche Fälle

waren indes stets nur rasch vorübergehende Episoden, wie die Einfälle der Hunnen und Mongolen in Europa. Aber ein Beispiel dafür, daß ein großes Barbarenvolk eine kleine Kulturnation dauernd in seiner schmachvollen Abhängigkeit erhält, führt die ganze Weltgeschichte nur zweimal auf, nämlich im Verhältnis der Türken zu den Griechen und im Verhältnis der Russen zu den Polen. Die hochgebildeten Griechen wurden während der vier Jahrhunderte ihrer Abhängigkeit von den Türken fast gänzlich barbarisiert; die Polen, die auf dem besten Wege waren, die Fortschritte des Westens einzuholen, als das russische Joch über ihren Nacken gelegt wurde, sind schon nach einem halben Jahrhundert ihrer höhern Kultur beraubt und auf das Bildungsniveau der Russen herabgeschleift worden. Das Schicksal Robinson Crusoes, der durch ein Mißgeschick von der Existenz eines hochcivilisierten Menschen in die Lebenshaltung eines Menschen der Steinzeit zurückgeschmettert wird, ist das schwache Bild des Schicksals einer Nation, welche durch ein großes politisches oder militärisches Unglück aus der Höhe europäischer in den Abgrund asiatischer Lebensbedingungen hinabgerät.

Napoleon I., von dem das hübsche Wort ist: „Grattez le Russe et vous aurez le Tartare“, beging einen großen Irrtum, als er bei einer andern Gelegenheit sagte: „Dans cinquante ans l'Europe sera républicaine ou cosaque.“ Nicht in fünfzig und nicht in hundert Jahren, nie wird Europa kosakisch sein, und zwar ganz unabhängig davon, ob es unter der Herrschaft liberaler oder reaktionärer Ideen stehen wird. Wasser kann wohl durch Druck an einer bestimmten Stelle dazu gebracht werden, in Gestalt eines Springbrunnens gegen das Gesetz der Schwere in die Höhe zu steigen, aber bergauf fließen wird es niemals; ebenso kann die Barbarei wohl an einer kleinen Stelle unter dem Zusammenwirken exzeptioneller Verhältnisse eine Kulturinsel

überfluten, aber im allgemeinen geht ihr Strom nie nach den Hochländern der Bildung, sondern nach den Tiefebenen der Unkultur. Die russische Machtausbreitung hat einen Zug nach Osten, nicht nach Westen. Die europäische Menschheit hat von Rußland nicht das geringste zu fürchten, dagegen mögen die Chinesen zittern. Was russischer Größenwahn von der slavischen Zukunft Europas faselt, das hat denselben Wert, wie wenn der König von Dahomey in zorniger Aufwallung droht, er werde die Portugiesen und Engländer von der Erdoberfläche vertilgen. Dagegen scheint die Zukunft Asiens russisch zu sein. Schon heute ist Rußland der Grenznachbar Chinas im Norden und Westen, beinahe der Grenznachbar Englands in Indien. Die asiatischen Stämme, die es unterwirft, amalgamiert es sich, während England sie ewig in unverminderbarem Abstand von sich hält. Eine untergeordnete Rasse wird von den Engländern wie ein Haustier, von den Russen wie ein unmündiger, noch schulpflichtiger und Gehorsam schuldender Bruder behandelt. Daher kommt es, daß englische Eroberungen prekär, russische dauerhaft sind; daher auch die Leichtigkeit, mit der Rußland immer weiter in die Tiefen Asiens dringt. Der Grad der Civilisation, den Rußland wirklich, nicht bloß scheinbar, in seiner nationalen Gesamtheit, nicht bloß in seinen obersten und privilegiertesten Gesellschaftsschichten, erreicht hat, berechtigt es nicht zu einer Rolle im europäischen Kulturleben, macht es jedoch zum ersten Kulturlande Asiens. Weil der Abstand zwischen der asiatischen Barbarei und der russischen Civilisation kein allzugroßer, kein unüberbrückbarer ist, eignet sich Rußland dazu, den Asiaten eine relative Civilisation beizubringen, und zwar weit besser als England, dessen Kultur zu hoch über der Fassungskraft der Asiaten steht, und das sich darum zum Civilisator so wenig eignet wie Virchow oder Dubois-Reymond zum Elementarlehrer.

Litte Rußland nicht an der Affektation des Europäertums, so würden seine Staatsmänner längst die Eroberung und Civilisierung Asiens als das einzige Ziel der nationalen Politik erkannt und sich weniger um Konstantinopel und die Balkanhalbinsel, um Polen und die Ostsee, als um Merw und Afghanistan, um China und Indien gekümmert haben. An die Stelle absoluter Barbarei und Anarchie in Asien eine relative Civilisation und die regelmäßigen Formen eines wenn auch noch so primitiven Regierungssystems zu setzen, das erfasse ich als die weltgeschichtliche Aufgabe Rußlands. Und weil man sich auf die Dauer solchen Aufgaben nicht entzieht, weil man sie mit einer wahrhaft fatalen Zuverlässigkeit, manchmal instinktiv und unbewußt, erfüllt, weil man zu ihrer Erfüllung durch die Natur, durch die geographischen und ethnographischen Gesetze gezwungen wird, so habe ich die Überzeugung, daß Asien die prädestinierte Domäne Rußlands ist und daß die Engländer sich dort nicht halten werden.

Englands weltgeschichtliche Aufgabe ist eine andere: es ist die, zu kolonisieren, nicht zu civilisieren. England rottet barbarische Völker aus und setzt Angelsachsen an die frei und öde gewordene Stelle. So hat es Nordamerika und den australischen Kontinent der Kultur erobert, so civilisiert es jetzt Südafrika und Neuseeland. Rußland dagegen hebt seine asiatischen Unterthanen, ohne ihr Volkstum zu schädigen, um mehrere Stufen der Civilisation empor. Da die Asiaten nicht primitiv genug und zu zahlreich sind, um nach englischem Rezept ausgerottet zu werden, so sind sie nur nach russischem Rezept für die Kultur zu erobern.

Die Griechen, die Römer, die Semiten, die Germanen, die Neoromanen haben der Reihe nach an der Weltkultur durch Ideen oder durch Thaten mächtig mitgearbeitet; die Griechen durch ihre Kunst und Philosophie, die Römer durch

ihre Kolonisation, durch ihr Recht, durch ihre Staatsordnung, die Semiten durch ihren Monotheismus, die Germanen durch die Reformation, die Neoromanen durch die Besiedelung Amerikas und vor allem durch die französische Revolution; die Slaven allein sind bisher in allen Jahrtausenden passiv beiseite gestanden und haben die anderen Stämme arbeiten lassen, ohne selbst eine Hand zu rühren. Sie werden erst jetzt an die Arbeit treten und ihre weltgeschichtliche Großthat wird die graduelle Civilisierung Asiens sein.

II.

Skandinavische Eindrücke.

Durch Seeland.

Es war spät am Tage, als mein Reisekamerad und ich den trefflichen Wilhelm Jensen in seiner gemütlichen Arbeitsstube zu Kiel überfielen, wo er eben einen Roman schrieb, der seither ich weiß nicht wie viele Auflagen erlebt hat. Unser plötzliches Erscheinen zwang ihn, aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der er sich eben aufhielt, in die Gegenwart herüberzukommen, was er schleunig und mit guter Grazie that. Seine liebe, gestrenge Hausfrau schmollte dagegen ein wenig und machte uns strafende Vorwürfe, daß wir sie so überrumpelt und dadurch in die beschämende Notwendigkeit versetzt hätten, uns zu einem ärmlichen, ganz und gar improvisierten, „bloß aus kalter Küche" bestehenden Abendbrot einladen zu müssen. Das Schreckbild des bekannten deutschen Schriftstellerelends stieg unheimlich vor unseren geistigen Augen auf, und wir waren nach der rührenden Klage der Frau Jensen darauf gefaßt, einer Ugolinoscene in einigermaßen gemilderter Darstellung anzuwohnen. Nun vernimm, lieber Leser, wie das Jensensche Ehepaar zusammen mit seinen unvermutet ins Haus geschneiten Gästen den auf diesen Abend entfallenden Teil des chronischen Ver-

hungerns, zu welchem nach guter alter Überlieferung ein deutscher Schriftsteller verpflichtet ist, bewerkstelligt hat. Der Familientisch trug die Last folgender Gerichte: westfälischer Schinken, kaltes Roastbeef, Hummern mit Mayonnaise, Sprotten, Anchovis, gesottene Eier, geräucherte und frische Häringe, Mettwurst, Butter und Käse, dreierlei Salate, Kompott, dazu altes Porterbier, Bordeaux, süßer Marsala und Thee. Nachdem wir an diesem „ärmlichen, ganz und gar improvisierten, bloß aus kalter Küche bestehenden Abendbrot“ bis gegen elf Uhr geschmaust und dabei in fröhlichem Gespräche ferner lieber Menschen und Länder gedacht hatten, begleiteten uns der freundliche Wirt und seine Hausehre durch die stillen, dunklen Straßen von Kiel, deren holpriges Pflaster der reichlich genossene Marsala weder glatter noch gängiger gemacht hatte, zum Hafen und aufs Schiff, das uns kurz darauf nach Dänemark führen sollte. Die lieben, gastlichen Menschen gingen auch nicht eher, als bis sie uns die bequemsten Betten in der Kabine gesichert hatten und der wiederholte Pfiff der Dampfmaschine sie dringend mahnte, den Ausdruck ihrer Abschiedsempfindungen in einen einzigen herzlichen Händedruck zusammenzufassen. Einen Moment darauf war der Landungssteg zurückgezogen, und während das Jensensche Paar ins Dunkel der Straßen tauchte, die vom „Wall“ ins Innere der Stadt führen, dampfte das Schiff die Kieler Föhrde hinab.

Das Postschiff, das den Verkehr zwischen Kiel und Korsör vermittelt, ist eins der bequemsten Passagierboote, die ich je gesehen habe, und weiß Gott, ich bin seither in ihrer vielen geschaukelt worden. Wir befanden uns denn auch trotz schweren Kopfes und überfüllten Magens auf dem genügend breiten, reichlich mit Bettzeug versehenen, blühend reinlichen Lager ausnehmend behaglich, wozu freilich der Umstand wesentlich beitrug, daß die See diese Nacht just so glatt

war wie ein Spiegel. Das war meine allererste Seereise, und ich harrte mit einiger Neugierde ihrer Schrecken, auf die man uns vorbereitet hatte. Es ging mir beinahe wie dem Jungen im Märchen, der das Gruseln erlernen wollte: ich wünschte die Bekanntschaft der Seekrankheit zu machen. Eine Meerfahrt ohne diese pathologische Folge war in meinen Augen etwas Unechtes und Unvollständiges. Ich hatte meine Fahrkarte bezahlt und damit ein Recht auf Seekrankheit erworben, warum wollte sie sich nicht einstellen? Schon war das Schiff in offener See, ein leises Wiegen und Schwanken ließ sich verspüren, die Schraube arbeitete mit regelmäßigem, einförmigem Gepolter, und jede ihrer Umdrehungen schütterte durch das Schiff und rieselte durch meine Nerven; die Planken der Wände knirschten und knarrten in unfehlbarer, monotoner Kadenz, mein Geruchssinn konstatierte ein fremdartiges Gemisch von Salzwasser-, Teer- und brenzelndem Kohlenduft, das alles mußte nach verbürgten Beobachtungen jene ebenso geheimnisvolle als heftige Umwälzung im innern Menschen hervorbringen, welche die Wissenschaft noch nicht befriedigend erklärt hat, und in meiner Phantasie sah ich bereits aus einer Ecke der Kabine die Gestalt der Seekrankheit mit verzerrtem, grünem Gesichte und dicken, seewasserdurchfeuchteten Haarsträhnen hervorkriechen und langsam, mit gläsernen Augen mich anstierend, an mein Bett heranschleichen. Allein während ich ihre Annäherung mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete, schlief ich ein und erwachte erst am nächsten Morgen, als der Steward mich aufrüttelte und zur Eile im Ankleiden mahnte, da das Schiff in Korsör angelangt sei und der Zug nach Kopenhagen in wenigen Minuten abgehen werde. Daß ich dem alten Heiden Neptun so gar nicht tributet hatte, erfüllte mich mit übernatürlichem Stolze und ich wiegte mich in die Überzeugung, ich sei einer jener glücklichen Ausnahmsmenschen, denen das Meer nichts anhaben

kann. Freilich wurde mir in der Folge dieses Selbstbewußtsein grausam und schimpflich geraubt, und gerade wie der Junge im Märchen schließlich das Gruseln erlernte, so sollte auch ich bald genug die Bekanntschaft der Seekrankheit und zwar in ihrer garstigsten und unerbittlichsten Laune machen.

Die seeländische Eisenbahn, auf der wir nach kurzer Zeit dahinrollten, führt durch flache, ziemlich einförmige Landschaft, in die nur schöne Buchenwälder zeitweilig einige Abwechselung bringen. Die Eiszeit hat über dem ganzen Lande eine ungeheure Menge kleinerer und größerer erratischer Blöcke in Gestalt massenhaften Gerölls zurückgelassen, und eine mehrhundertjährige Kultur war bemüht, die Äcker von diesem Gestein zu befreien, das die Pflugschar gefährdet. So hat denn fast jeder Acker eine Umfassungsmauer von Geröll oder es erhebt sich in seiner Mitte eine ansehnliche Pyramide von zusammengelesenen Steinen. Der Boden ist üppig und von nahezu südlicher Fruchtbarkeit, der Rasen auf den Wiesen saftig und grün, wie in Europa nur noch in England, das Vieh, das zahlreich hinter Hecken weidet, blank und glänzend, jedes der Gehöfte, die in rascher Folge auftauchen und verschwinden, eine kleine Herrenburg, mit stolzem Giebel am Wohnhause, weitem Hofe und ausgedehnten Stallungen und Wirtschaftsgebäuden. Die Häufigkeit dieser einzeln stehenden Bauernhöfe und die verhältnismäßige Seltenheit und Kleinheit der Ortschaften ist ein charakteristischer Zug der dänischen Landschaft. Es ist eine uralte Volkseigentümlichkeit des Germanen, daß er nicht gerne das Land allzudicht besiedelt. Er hat den Nachbar nicht gerne allzunahe. Er liebt es nicht, wenn ihm der Fremde allzubequem über den Zaun und ins Fenster gucken kann. Inmitten seines Eigentums, vollbewußt seiner Freiheit wie seines Besitzrechts, haust er gern als ein kleiner König, und den losen Gauverband erachtet er für genügend, um ihn

an die Stammesgenossen zu knüpfen. Darin unterscheidet sich der Germane scharf vom Slaven und Romanen, die es beide im Gegenteil lieben, sich recht dicht aneinander zu drängen, und nie so zufrieden sind, als wenn sie den warmen Odem des Nachbars im Nacken und seinen Ellenbogen in der Seite fühlen. Dieser kräftig ausgeprägte Individualismus des Germanen nun, der einen so tiefen völkerpsychologischen Gegensatz zum romanischen Kollektivismus bildet, ist bei keinem germanischen Stamme auch heute noch so lebendig wie beim Dänen.

Ein prächtiges Stück von einem Menschen, ein solcher dänischer Bauer! Wohlhabender als der Bauernstand irgend eines andern europäischen Landes, trägt er seinen Reichtum unbedenklich zur Schau und sucht ihn weder hinter Ächzen und Krächzen über schlechte Zeiten zu verbergen, noch sich ihn durch Knickerei und Pfennigdrückerei zu verkümmern, was beides in anderen Ländern Überlebsel einer Zeit ist, wo der rechtlose, geschundene Bauer seinen blutigen Groschen vor der Habgier und Gewaltthätigkeit seiner adeligen Herren hüten mußte. Er vergräbt sein Geld auch nicht in Strümpfen und Töpfen, sondern weiß es in vernünftiger Anlage zu verzinsen. Er wohnt in schönen, luftigen, trefflich eingerichteten Häusern, kleidet sich stattlich, nährt sich reichlich und hat nur den einen Fehler, geistige Getränke zu sehr zu lieben. Er ist gebildet, kauft mehr Bücher als ein deutscher Baron und liest Zeitungen, und zwar nicht bloß elende Wochenblättchen, sondern große, täglich erscheinende, verhältnismäßig teure politische Journale, was die im Verhältnis zur Größe des Landes und zur Zahl seiner Einwohner erstaunlich bedeutende Verbreitung der dänischen Presse erklärt. Er beschäftigt sich viel mit den öffentlichen Angelegenheiten und bewirbt sich häufig um ein Volksvertretermandat, das er in zahlreichen Fällen erhält und dann trotz manchem

Advokaten und städtischen Schönredner erfüllt. Sein Auftreten ist ein freies und selbstbewußtes. Bei ihm würde man vergebens die verschlagene, erheuchelte Demütigkeit, das unzugängliche Mißtrauen, die Scheu und Gedrücktheit suchen, die anderwärts den Bauer im Verkehr mit dem Städter charakterisieren. Stolz erhobenen Hauptes tritt er in den Wartesaal der Bahnstation, ins Wirtshaus, in die Kirche, wuchtig, breitspurig, mit strammem Knie geht er in den Straßen der Stadt umher, breit und gemächlich setzt er sich ins Bahncoupé, wo jede seiner Bewegungen das Geltendmachen eines erworbenen Rechts versinnlicht; ohne Spur von Ängstlichkeit, völlig unbefangen mischt er sich ins Gespräch der Nachbarn, aufgeweckt geht er auf jedes kluge Wort, lachend auf jeden Scherz ein, jeder Rede setzt er die sichere Gegenrede entgegen, und daß sein Widerpart im Gespräch ein „Herr" in städtischer Kleidung sei, macht auf ihn nicht den geringsten Eindruck. In all seinem Thun und Gehaben sieht man ihm an, daß sein Hals nie das schmähliche Joch der Leibeigenschaft getragen hat. Der innerste Kern jedes andern Volks, der Bauerncharakter, ist durch jahrhundertelange Hörigkeit verdorben, vermorscht, in seinem tiefsten Gefüge bis zur Unkenntlichkeit verändert worden; die skandinavische Geschichte kennt aber eine solche volksverderbende Epoche nicht. In Dänemark — wie in Norwegen und Schweden — war der Bauer immer frei, und seine gerade Wirbelsäule hat es nie gelernt, sich unterwürfig zu krümmen.

Was wunder übrigens, daß der dänische Bauer so viel Selbstbewußtsein und Stolz hat? Ist er ja der Nachkomme der kühnen Seekönige und wilden Jarls, der Sohn einer Rasse, welche ihrer Geschichte nach als das Herrenvolk Europas, als die Aristokratie unter den Völkern angesehen werden muß! Seine Vorfahren haben die Meere beherrscht und die

Nationen bezwungen; sie haben Rußland und die Normandie, England und Sicilien erobert, Norwegen zur Staatsgemeinschaft mit ihnen gezwungen, Schweden und Konstantinopel zu eigen gehabt, Jerusalem und Cypern unter ihr Schwert gebeugt; sie haben den meisten Völkern Europas die Aristokratie gegeben; dasselbe Blut, das in den Adern des dänischen Bauers fließt, rollt mehr oder minder vermischt auch in denen des höchsten französischen Adels, der sicilianischen und süditalienischen Fürsten, der russischen „Kniäse", die sich der Abstammung von Rurik rühmen, zahlreicher griechischer und armenischer Primaten und besonders der herrschenden Klasse Englands. Es giebt im ganzen Hochadel Europas keine Familie, die nicht mit Stolz einen normännischen Ahn unter ihren Vorfahren aufzählen würde und die nicht umgekehrt der dänische Bauer als Sippe begrüßen könnte. Von einem Zufall hat es abgehangen, ob dieser heute ein obskurer Pflüger oder ein illustrer Dynast ist; wenn sein entfernter Vorfahr sich entschlossen hätte, gleich seinen Brüdern und Vettern das schwarze Rabenschiff zu besteigen, statt daheim auf der Erbscholle zu bleiben, so würde der Nachkomme heute vielleicht auf einem Thron oder im Palast des Herzogs von Norfolk sitzen und nicht im Bauerngehöft auf Seeland!

Es ist hochinteressant, in der geistigen Physiognomie wie in der körperlichen Erscheinung der späten Enkel die Familienähnlichkeit mit den schrecklichen Ahnen zu suchen, deren Bardit und Schildergedröhne die Geschichte des frühen Mittelalters erfüllt. Diese Familienähnlichkeit besteht. Die Rasse ist noch heute eine große, starke, derbknochige; unter allen germanischen Stämmen ist sie die leichtblütigste und leidenschaftlichste, wie ihr denn nichts ferner ist als das Phlegma des Holländers oder die Gemessenheit des Briten; ihr Mut und ihre Tüchtigkeit haben unter der Einwirkung der Jahrhunderte nicht gelitten; die Dänen sind noch heute

die unerschrockensten Seeleute, und was sie für tapfere, zähe Soldaten sind, das haben die Düppeler Schanzen in unseren Tagen bewiesen. Ihre ursprüngliche Wildheit und Grausamkeit hat sich allerdings unter dem Einfluß einer neuen Weltanschauung und einer jahrhundertelangen sänftigenden Kultur verloren, allein einer der wesentlichsten und hervorstechendsten Charakterzüge der alten Dänen findet sich mit erstaunlicher Ungeschwächtheit bei den modernen wieder, und dieser Zug ist ihre tiefe, leidenschaftliche Religiosität.

Die Dänen waren die letzten Teutonen, die den uralten Glauben der Väter abschwuren; stolz nannten sie sich die Söhne Odins, als alle übrigen Stammesgenossen das Haupt schon längst unter die Taufe geneigt hatten; sie waren so leidenschaftliche Heiden, daß sie aus bloßem religiösen Fanatismus die Christen bekriegten, auch wenn sie nach Sprache und Abstammung ihre nächsten Angehörigen waren; das Band, das sie ursprünglich so dicht an Angelsachsen, Franken und Heruler geknüpft hatte, wurde mit dem Momente entzweigeschnitten, als diese den Dienst der germanischen Götter verließen, und sie wollten von da ab nichts davon wissen, daß diese entarteten Stämme ihre alten Volkssippen seien; nie waren sie glücklicher, als wenn sie Christenpriester töten, Kirchen entweihen und zerstören, den Christen „die Speermesse“ lesen konnten, wie sie es in grimmem Spotte nannten. Als sie aber nach harten Seelenkämpfen schließlich doch den Christenglauben annahmen, da wurden sie ebenso treue, unerschütterliche Diener des nazarenischen Gottes, wie sie es früher den Heidengöttern gewesen waren. Nirgends opferte man der Kirche mehr, war man für sein Seelenheil ängstlicher besorgt, entartete der Katholizismus weniger, fanden die Mönchsorden mit strengsten Satzungen leichteren Eingang und größere Verbreitung als in Dänemark. Und als Luther seine neue Lehre predigte, fand sie außerhalb seines engsten Freundes-

kreises zuerst in den nordischen Ländern, namentlich in Dänemark, Verbreitung. Während die Romanen in religiösen Dingen zu äußerlich und formalistisch waren, als daß sie sich für diese oder jene Form der Glaubenslehre ereifern sollten und deshalb gegen die Reformation gleichgiltig blieben, war bei den Germanen, und besonders bei den nordischen Stämmen derselben, das religiöse Gefühl so lebendig und leidenschaftlich, daß sie die von Deutschland ausgegangene Läuterung des Glaubens mit stürmischem Eifer begrüßten und über Nacht die feurigsten und entschlossensten Bibelchristen wurden. Das hat sich bis zum heutigen Tage nicht geändert. Dänemark ist in unseren Tagen der wissenschaftlichen Aufklärung noch immer ein Hort des Glaubens, es herrscht da noch heute die starrste, protestantische Orthodoxie, die nur zu ehrlich und aufrichtig ist, um in das himmelnde Muckertum der deutschen Orthodoxen auszuarten, und vielleicht in keinem Lande Europas könnte heute eine kirchliche Bewegung die volkstümliche und politische Bedeutung erlangen, die etwa der Grundtvigianismus in Dänemark erlangt hat.

Der dänische Stamm hat auf die Richtung der Entwickelung unserer europäischen Kultur einen so großen Einfluß geübt, wie dies nur noch zwei anderen, der Zahl nach so kleinen Völkern gegönnt war, nämlich den Griechen und den Juden. Den Griechen verdankt die europäische Menschheit ihre Kunst und ihre heutige Litteratur und Philosophie; die Juden haben ihr das Christentum gegeben, das, obwohl heute ein Hindernis der freien Entwickelung des menschlichen Gedankens, bei seinem Entstehen einen großen sittlichen Fortschritt bedeutete. Die Dänen bescherten, freilich ohne Bewußtsein und Absicht, Europa die für die unteren Klassen kränkende Form der gesellschaftlichen Ungleichheit, welche die soziale Frage noch heute vergiftet. Damit dieser Ausspruch weder unklar noch paradox scheine, will ich ihn erläutern.

Die Aristokratie hat überall ihren Ursprung in Macht und Sieg und die Quelle der unfreien Arbeit war überall die Eroberung. Der antike Sklave war ein Kriegsgefangener und ebenso waren es die Sklaven der teutonischen Stämme. Allein neben der unfreien gab es allenthalben auch freie Arbeit; die germanischen Volksstämme, welche während der großen Wanderung in fremde Länder einfielen, thaten dies in großer Masse, in ihrer Nationalgesamtheit, und es war ihnen nicht so sehr darum zu thun, die Völker, auf die sie sich warfen, zu unterjochen, als vielmehr sie zu verdrängen, sie aus ihren Sitzen zu verjagen und das Land an sich zu reißen. In den eroberten Ländern blieben nur wenig Eingeborene, die Sieger bearbeiteten nach der Erwerbung des Landes selbst ihren Anteil, sie blieben Bauern, wie sie es in der verlassenen Heimat gewesen waren, ohne darum aufzuhören Krieger und freie Männer zu sein. Die Arbeit hatte also durchaus nichts Schimpfliches an sich und war das Attribut auch der besten und vornehmsten Männer des Stammes. Einen ganz andern Charakter hatten die Eroberungen der Dänen, sowohl in Frankreich als auch später in England und Süditalien. Ihre Absicht ging nicht dahin, die besiegten Völker zu verjagen oder auszurotten und ihre Länder an sich zu reißen, um sie selbst zu bearbeiten, sondern sie wollten allenthalben die Besiegten zu Sklaven, sich zu ihren Frohnherren machen; die Unterjochten mußten für sie arbeiten, sie selbst wollten nur über die unterthan gewordenen Pflüger des Bodens herrschen und sich das Instrument ihrer Herrschaft, ihre Kriegstüchtigkeit, durch stete Übung wirksam erhalten. So wurden denn die Dänen und Normannen überall, wohin sie erobernd drangen, die Zwingherren der Länder, vornehmer Müßiggang wurde ihr einziger Beruf, das Nichtsthun, wenigstens so weit produktive Thätigkeit in Betracht kommt, war ihr Privilegium, der Lohn ihrer Tapferkeit, das Attribut dänischer

Abstammung, die Arbeit im Gegenteil wurde die ausschließliche Pflicht der Besiegten, also der untergeordneten und verachteten Rasse, und es verband sich notwendig mit ihr der Begriff des Schimpflichen und Verächtlichen. Das Sprichwort hat gut versichern: „Arbeit ist keine Schande!“ Sie war das ganze Mittelalter hindurch in allen Ländern mit normännischer Aristokratie, also gerade in den für die Entwickelung der europäischen Kultur maßgebendsten Ländern eine Schande, und in der Vorstellungswelt der europäischen Menschheit wirkt diese Anschauung noch heute unbewußt fort. Der Arbeiter ist nicht bloß das ärmere, er ist auch das vom Vornehmen instinktiv verachtete Glied der Gesellschaft; der Aristokrat oder Geldprotz, der hochnasig auf den Bauer oder Holzspalter hinabsieht, weiß gewiß nicht, daß in ihm das Vorurteil eines normännischen Eroberers nachwirkt, welcher im Arbeiter den schwächeren und feigeren Menschen sah, der ihm auf dem Schlachtfelde unterlegen war, und doch ist dies der Fall; und wenn in manchen Staaten die Regierungen das allgemeine Stimmrecht nicht einführen wollen, so sieht der Kulturhistoriker, der auf die Ursprünge der politischen Ideen und Vorurteile zurückgeht, hierin die letzte Erscheinungsform der normännisch-aristokratischen Auffassung von der Unwürdigkeit der Arbeit. Amerika, das diese Vorurteile nicht kennt und wo Arbeit *wirklich* keine Schande ist, soweit sie von Weißen verrichtet wird, Amerika hat auch seine soziale Frage, aber sie ist dort eine reine Geldfrage, die Frage der Beteiligung der Arbeit am Kapitalsgewinne. In Europa aber ist die soziale Frage nicht bloß eine Frage des Geldes, sondern auch eine solche der menschlichen Würde; der Proletarier kämpft nicht bloß um Verbesserung seiner materiellen Lage, sondern auch um erhöhtes Ansehen in der Gesellschaft und größere Geltung im Gemeinwesen, mit einem Wort er kämpft, um die Vorurteile zu zerstören, welche die normän-

nischen Eroberungen in die europäische Civilisation eingeführt haben.

Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Dänemark, welches, wie wir gesehen haben, die historische Ursache für die heutige verbitterte und vergiftete Form der sozialen Frage gegeben hat, die — als rein materielle Frage — allerdings im Laufe der menschlichen Gesellschaftsentwickelung von selbst hätte auftreten müssen, — daß Dänemark, sage ich, heute eine Brutstätte des Sozialismus ist und daß die soziale Bewegung außerhalb Deutschlands nirgends eine den Konservativen so drohend scheinende Ausbreitung gewonnen hat wie hier!

Überhaupt erkennt ein scharfes Auge, das geübt ist, die feinen und verborgenen Fäden zu sehen, welche die geschichtlichen Erscheinungen miteinander verknüpfen, einen geheimnisvollen Parallelismus in den Ereignissen und ein Sichwiderspiegeln des frühen Thuns eines Volks in seinen spätesten Geschicken, so daß man durch solche Betrachtung fast zum Glauben an das Walten eines Fatums in antikem Sinne bekehrt werden könnte. Ist es nicht eigentümlich und beinahe unheimlich, daß das dänische Volk das einzige in Europa ist, das in unserem Jahrhundert das Schicksal alter Wikinger erleiden mußte und sich bei zwei Gelegenheiten weder der Wolthat der christlichen Weltordnung noch des Waltens der modernen Satzungen des Völkerrechts zu erfreuen hatte? Polen wurde doch unter Wahrung der modernen diplomatischen Formen seiner Selbständigkeit beraubt, allein der zweimalige Überfall Dänemarks durch die Engländer, 1801 und 1807, geschah ausschließlich nach heidnischem Räuberrechte des Stärkeren, und auch die Annexion der reindänischen Bezirke Nordschleswigs durch Preußen war eher die That eines mittelalterlichen Seekönigs als die eines neuzeitlichen Staatswesens. Habe ich angesichts dieser Serie von Vergewaltigungen, die Däne-

mark nur erleiden mußte, weil es zu schwach war, um seinem guten Rechte Anerkennung zu erzwingen, nicht Grund zu sagen, daß es die Schicksale eines alten Wikings erfahren habe? So, wie zu unserer Zeit gegen Dänemark verfahren wurde, handelte ein dänischer Pirat des neunten Jahrhunderts, wenn er siegte, und so wurde er behandelt, wenn er unterlag. Das ist das Schicksal eines Ragnar Lodbrog in der Hand seines siegreichen Feindes Aella, das ist das Schicksal der Feinde Ragnars, wenn er der Sieger ist. Und es ist ein glücklicherweise einzig dastehender politischer Atavismus, daß im neunzehnten Jahrhunderte Dänemark von civilisierten Gegnern im Sinne der urdänischen Auffassung internationaler Beziehungen behandelt werden konnte. —

Außer Landschaft und Leuten giebt es zwischen Korsör und Kopenhagen noch eine besondere Sehenswürdigkeit, und das ist die Stadt Roeskilde mit ihrem uralten Dom, der die Gräber sämtlicher dänischen Könige seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts enthält. Schauer der Ehrfurcht rieselten mir den Rücken hinab, als ich durch die unterirdischen Gruftgewölbe und durch die Kapellen wandelte, in welchen Sarg an Sarg die Leichen von vierzig Königen ruhen, die durch neunhundert Jahre in ununterbrochener Reihe das Scepter über Dänemark geschwungen. Es ist eine großartige, shakespearesche Vision, diese endlose, schattenhafte Reihe von Königen, die auf der einen Seite ins Dunkel der mythischen Zeiten, auf der andern in den hellsten Sonnenschein von gestern hineinreichen. Welche stolze, vornehme Geschichte, die des dänischen Staates! Älter als irgend ein Staat in Europa, weiß er wenig von fremden Eroberern und feindlichen Invasionen. An seinen Säumen wütete oft der Kampf, in sein Herz ist höchstens ein- oder zweimal ein Sieger gedrungen; kein Römer hat je seinen Fuß auf die dänischen Inseln gesetzt, nicht Cäsar noch Karl der Große noch Na-

poleon sie je botmäßig gemacht, nur der stammverwandte Schwede sie manchmal bedroht. Hier hat es keine Kolonisationen und keinen Nationalitätenhader gegeben. So weit die Geschichte zurückreicht, sind hier immer Dänen und bloß Dänen unter ihren eigenen Herrschern gesessen, und wenn die Kjökkenmöddinger von anderen Urbevölkerungen in verschollenen vorhistorischen Epochen erzählen, so ist die Erinnerung an diese Vorsiedler doch selbst aus Märchen und Sage vollständig verschwunden. Wahrlich, ich begreife das Hochgefühl jener exaltierten dänischen Patrioten, die man in Deutschland „Eiderdänen“ nennt und ehedem, als der Hader zwischen den beiden Völkern noch in heller Lohe flammte, grausam verspottete, — und ich beneide den Dänen um sein historisches Stammesbewußtsein!

Kopenhagen.

Unter allen Städten des Nordens ist Kopenhagen wohl diejenige, die am wenigsten einen nordischen Charakter hat. In großen und kleinen Zügen erinnert hier alles an südliches Leben: der Lärm in den menschenwimmelnden Straßen der alten Stadtteile, die Lebhaftigkeit der Einwohner in Gespräch und Bewegung, das Geschrei und Gewühl auf den Fisch- und Gemüsemärkten, und sogar der in sonderbarer Häufigkeit selbst die vornehmsten Straßen verunzierende Unflat, welcher auf Lebensgewohnheiten der niederen Klassen schließen läßt, wie sie sich so unsauber und cynisch nur noch bei der Bevölkerung von Marseille und Neapel wiederfinden. Wie oft, wenn ich abends im eleganten Café Porta an einem Fenster saß und auf den „Kongens Nytorv", den Mittelpunkt der Stadt und ihres Getriebes, hinaussah, glaubte ich mich im Wiener Café Daum und den Platz vor mir den „Graben"! Dasselbe lässige Hinwegweilen der Zeit, dasselbe müßige Schwelgen in unnützer, mannigfaltiger Zeitungslektüre, welches den Wiener charakterisiert, ist bei den Kopenhagener Cafébesuchern zu beobachten, und die Menschenmenge, die aus allen auf den Platz ausmündenden Straßen un-

unterbrochen strömt, zeigt viele Typen, die dem Kenner der Kaiserstadt an der Donau vertraut sind. Die Täuschung, die durch die Ähnlichkeit hervorgebracht wird, ist eine so vollständige, daß man ganz erstaunt ist, um sich die Töne einer fremden Sprache zu vernehmen, und beinahe an eine absichtliche Mystifikation glaubt.

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Eindruck, wenn wir zum ersten Male Menschen, die ganz so aussehen, ganz so gekleidet sind, ganz so thun und sich gehaben wie diejenigen, die wir im Vaterlande von Kindesbeinen an um uns gesehen haben, eine fremde Sprache sprechen hören und uns überzeugen, daß sie unsere Sprache nicht verstehen! Jeder Reisende muß einmal diesen Eindruck empfunden haben. In Ländern, wo die Menschen eine andere Hautfarbe oder eine andere Tracht haben, erhält man ihn nicht, denn man findet es begreiflich, daß Leute, die anders aussehen als wir, auch eine andere Sprache sprechen. Aber wo die äußere Erscheinung der Menschen in nichts von der unserer gewohnten Umgebung sich unterscheidet, da muß man sich anfangs fortwährend zurufen: „Sei doch nicht albern! Du bist ja in der Fremde!" um die drollige, aber durchaus natürliche Vorstellung loszuwerden, daß alle die Leute, die uns so lebhaft an Vetter Hinz und an Gevatter Kunz erinnern, bloß aus Affektation oder um uns anrennen zu lassen mit dem Ausdruck des Nichtverstehens den Kopf schütteln, wenn wir sie in unserer eigenen Sprache anreden. —

Das Straßenbild Kopenhagens ist reich an Abwechselung und überraschenden Punkten. Hier die krummen, engen Gassen des alten Stadtteils um den „Gamle Torv" und „Ny Torv" mit ihren hohen verwitterten Giebelhäusern, dort die breiten, geraden, stillen Straßen des vornehmen Viertels um Amalienborg mit ihren palastähnlichen Façaden, ihren ehernen Denkmälern und schönen Baumanlagen; hier breite Bassins

mit Hunderten von Fahrzeugen aller Form, dort ein Gewirr geschlängelter Kanäle, von altertümlichen Brücken überspannt, von lautlos und langsam dahinziehenden schwerfälligen Flachbooten durchfurcht; neben dem bunten, vielgiebeligen, mit aufgesetzten Pyramidchen und Obeliskchen überladenen Börsenbau die vornehme, etwas pedantische Front des Christiansborg-Schlosses; neben schönen Renaissancekirchen und reichen Palastbauten mitten im aristokratischen Quartier, zwischen der Norges- und Store Kongensgade, ein weitläufiger, von Unkraut und Gestrüpp überwucherter Platz mit einer riesigen marmornen Ruine, welche an die zerstörten Tempel und Basiliken Roms erinnert; mächtige Quais, von welchen man den Ausblick aufs unendliche Meer hat, das hier mit Inselchen besäet ist und aus dessen Spiegel da und dort trotzige Bastionen und Wälle wie fabelhafte Meerungeheuer hervortauchen; hohe, bizarre Türme, wie der der Erlöserkirche, um den sich außen eine offene Wendeltreppe vom Fuße bis zur Spitze windet, auf welcher die hinaufsteigenden Menschen von unten gesehen wie kleine schwarze Insekten erscheinen, die gemächlich an einer alten Steinwand emporkriechen; Reste mittelalterlicher Bauwerke wie der „runde Turm“, der sich gleich einer feudalen Zwingburg mitten zwischen den friedlichen Bürgerhäusern des „Landemaerket“ erhebt; große und schöne Theater, die in einer Weise prosperiren, wie nur noch die Pariser Bühnen; es fehlt an nichts, was die Wanderung durch eine Stadt interessant und den Aufenthalt in ihr angenehm machen kann!

In Kopenhagen kann man oft unmittelbar nacheinander die schönsten Hervorbringungen menschlicher Kultur und die wildesten, ursprünglichsten Naturschauspiele genießen. Es war an einem Tage meines Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt, daß ich den Vormittag im Thorwaldsen-Museum verbrachte, wo mir die Stunden in der Betrachtung der herr-

lichen Schöpfungen dieses nachgeborenen Sohnes der größten griechischen Meister wie Minuten im Traume dahinflogen, während ich nachmittags von einem der Quais, der „langen Linie“, aus des Anblicks eines fürchterlichen Seesturms mit einem veritabeln Schiffbruch teilhaftig wurde. Kann man sich einen größeren, raffinierteren, gewaltthätigeren Gegensatz denken? Scheint diese Folge von einander schroff widerstrebenden Eindrücken nicht direkt für die Nerven eines bis zur Empfindungslosigkeit blasierten, nach neuen und unerhörten Aufregungen sich sehnenden Genußmenschen kombiniert? Was würde ein abgestumpfter, von den Delirien des Arena-Blutrausches bis auf den Tod erschöpfter römischer Cäsar in seiner Langweile und seinem blöden Lebensekel darum gegeben haben, wenn er von der Betrachtung seiner Schätze und Kunstwerke ohne Übergang, ohne Mühe zum Anschauen des zerstörenden Wütens der entfesselten Elemente hätte gelangen können!

Es war ein echtes, grausiges Imperatorenvergnügen: wir standen auf dem sichern Lande, vom Sturm und Regen kaum belästigt; zu unseren Füßen donnerte die Brandung, deren Gischt wütend bis zu uns emporgeiferte; die See ging in haushohen Wogen, die einander überschlugen und verschlangen, und zwischen ihnen kämpfte eine ziemlich große Brigg einen entsetzlichen, bangen Todeskampf; ihr von der Küste aus Hilfe zu bringen, war nicht möglich, und so vollzog sich denn das Schicksal an ihr; Sturzseen zerbrachen ihr Steuer und führten einen Mast nach dem andern über Bord, vollständig wehrlos gemacht gegen den Zorn des Sturmes und der See, wurde sie dann wie ein von den letzten Zuckungen des fliehenden Lebens durchkrampfter Ertrinkender ans Land geschleudert, wo sie in Stücke ging; von ihrer Bemannung gingen bei dieser Gelegenheit einige zu Grunde, andere konnten gerettet werden. Und dieses Schauspiel, das sich gleichsam mitten

in einer großen, volkreichen Stadt zutrug, sah ich wie von einem Cirkussitze aus mitten in einer fürchterlich aufgeregten Menschenmenge mit an, während auf meiner Seele noch der Abglanz der leuchtenden, südlichen Sonne lag, von welcher das Thorwaldsen-Museum durchstrahlt und durchwärmt ist!

Dieses Museum halte ich nicht bloß für eine der schönsten Kunstsammlungen Europas, um so schöner, als sie einheitlich ist und uns — wie das Wiertz-Museum in Brüssel — eine einzige harmonische, geniale Individualität vor Augen führt, — ich halte es auch für ein großartiges Denkmal, das die dänische Nation sich selbst gesetzt hat. Das Thorwaldsen-Museum ist eine tröstliche Leugnung des Wortes, daß niemand Prophet sei im eigenen Vaterlande; die Fresken an der Außenseite des pompejanischen Baues, welche die Ehren verewigen, mit denen Thorwaldsen bei seiner Ankunft in Kopenhagen (1838) von seinen begeisterten und bewundernden Mitbürgern empfangen wurde, bleiben ein gemaltes Lobgedicht auf die Dänen, die ihren großen Landsmann so anzuerkennen und zu würdigen gewußt haben. Und daß es sich dabei nicht bloß um eitle Äußerlichkeit gehandelt hat, sondern um wirkliches Erfassen der Größe und Bedeutung des nordischen Praxiteles, das beweist seine tiefe Einwirkung auf die dänische Nationalkultur, die noch heute den Stempel des Thorwaldsenschen Genies an sich trägt. Die Entwickelung des Kunstgeschmacks in der Masse der Kopenhagener Bevölkerung beginnt mit der Aufstellung der Werke Thorwaldsens in der dänischen Hauptstadt; alle Kleinkünste und Kunstindustrieen der Dänen haben sich an Thorwaldsen inspiriert; in Holzskulpturen und Lederpressung, in geschliffenem Glase und Mosaik, in Terracotta und Edelmetall, in Kameen und auf gemeinen Steinguttellern finden wir die Gestalten Thorwaldsens oder doch Reminiscenzen an dieselben wiederholt, und die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Reproduktion dieser Motive macht

aus ganz Kopenhagen, ja aus ganz Dänemark, ein einziges ungeheures Thorwaldsen-Museum. Und das ist ja die eigentliche, die wünschenswerte Aufgabe von Meisterwerken der bildenden Kunst: sie sollen nicht in öden Museen eingesargt bleiben, sondern in die nationale Kultur eindringen und sich dort wie ein in die Erde gesenktes Weizenkorn zu hundert Halmen entwickeln. So lebendig und fruchtbar wie Thorwaldsen hat in diesem Jahrhundert kein Künstler auf den Geschmack und die Kultur seiner Nation gewirkt. Er hat an ihr eine Prometheusthat vollbracht, indem er in ihre nordische Dämmerung eine an der Sonne der Antike entzündete Schönheitsleuchte trug.

Der allenthalben sichtbare gute Geschmack, der Sinn für künstlerische Formung selbst der gewöhnlichen Industrieerzeugnisse ist nicht der am wenigsten bemerkenswerte südliche Charakterzug der Kopenhagener. Durchaus südlich ist auch ihre Vorliebe für öffentliche Vergnügungsorte, deren eine ganze Menge nebeneinander an der schönen, von einer Pferdebahn befahrenen Straße liegen, die von der Stadt nach dem Frederiksberggarten führt. Sie haben — charakteristisch genug — fast ausnahmslos Namen, die an den Süden erinnern, wie „Tivoli", „Olymp", „Figaro", „Kolosseum", „Odeon" ꝛc., und ahmen in ihrer Einrichtung mit Glück die Cafés chantants der Pariser Champs Elysées nach. Und wie die Kopenhagener sich gern an Gesang und Tanz erfreuen, so lieben sie auch das Theater trotz einem Wiener oder Pariser. Ich habe schon oben gesagt, daß alle Theater hier außerordentlich prosperieren; daß ein Theaterdirektor — wie das anderwärts so häufig geschieht — zu Grunde gegangen wäre, ist seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Das königliche Theater ebenso wie die Privatschauspielhäuser sind allabendlich überfüllt und ein leeres Haus soll in Kopenhagen zu den größten Seltenheiten gehören.

Die erste Vorstellung, der ich in einem Kopenhagener Theater anwohnte, war die des „Postillon von Lonjumeau“ im königlichen Theater. Das Publikum war im Gegensatz zu der in Deutschland und Österreich herrschenden Nachlässigkeit in Soiréetoilette, Herren in Frack und weißer Kravatte, Damen in dekolletierten Kleidern. In der Hofloge, die sich weder durch ein Wappen noch durch eine Krone, sondern bloß durch eine bescheidene rote Draperie vor den übrigen Logen auszeichnete, befand sich die ganze königliche Familie: der König und die Königin, der Kronprinz und seine Gattin und zwei Töchter des Königspaares, von denen die eine seither den Herzog von Cumberland geheiratet hat. Die Einfachheit, welche die ganze Familie zur Schau trug, war geradezu überraschend. Der König und der Kronprinz waren in schlichtem, schwarzem Salonkleide, ohne das geringste Abzeichen höherer Stellung, die Damen trugen Roben in bescheidenen Farben und mit geringem Aufputz, als Schmuck höchstens ein Medaillon am Halse oder eine edelsteinbesetzte Brosche am Kleide — und alle sahen sie so ungezwungen und kleinbürgerlich aus, daß man sie eher für eine wohlhabende Rentnerfamilie als für Bewohner eines stolzen Königspalastes hätte halten mögen.

Den Dänen gefällt dieses schlichte, treuherzige Wesen ihres Königspaars außerordentlich, und sie hängen an demselben mit einer Sympathie, wie vielleicht kein anderes gleich hochgebildetes und aufgeklärtes Volk Europas sie für seine Dynastie empfindet. Und doch ist es dem König Christian IX. weiß Gott nicht leicht geworden, das Herz seines Volkes zu erobern. Als er nach dem Tode Friedrichs VII. den Thron bestieg, war er durchaus unpopulär; sein Vorgänger war als guter Patriot, als ehrlicher Verfassungsfreund und als lustiger Kumpan persönlich beliebt gewesen, allein seine etwas wilde und ungezügelte Lebensweise hatte die Krone

selbst bedeutend kompromittiert. Das Ansehen des Königtums war im Sinken, und was den neuen König selbst betraf, so kannte ihn das Volk nicht und hielt ihn für einen Deutschen, das ärgste, was ihm zu jener Zeit in seinem Lande widerfahren konnte. Allein schon nach ganz kurzer Zeit trat in der Stimmung des Volkes ein tiefer Wechsel ein. Der König zeigte sich bei jeder Gelegenheit als ein bis zur Skrupulosität korrekter konstitutioneller Herrscher, er legte großes Interesse für die heimische Kunst und Litteratur an den Tag, behandelte nationale Größen wie Andersen und Holst mit einer Pietät, welche das Volksgemüt packte, und führte ein so musterhaftes, glückliches, patriarchalisches Familienleben, daß besonders der weibliche Teil der Nation alsbald für ihn schwärmte und heute kein Däne ihn anders nennt als den „ersten Familienvater des Landes".

Unsere Zeit kennt zahlreiche Fürsten, die, auf den Stufen eines Thrones geboren, heute in der Fremde als Prätendenten oder „verflossene" Majestäten ein verbittertes, obskures Dasein führen. Christian IX. ist das einzige Beispiel eines Herrschers, der als kleiner, verhältnismäßig armer Prinz bis zum Jahre 1852 ohne jede Aussicht auf eine Krone aufwuchs, um sich im reifen Mannesalter durch eine Reihe von Zufällen, die unmöglich voraus geahnt werden konnten, plötzlich auf einem der ältesten und sichersten Throne Europas zu finden. Heute ist er infolge seiner Familienverbindungen einer der persönlich einflußreichsten Monarchen des Weltteils: sein zweiter Sohn ist König von Griechenland, eine seiner Töchter hat den momentan allerdings wenig beneidenswerten Rang einer Kaiserin von Rußland, die andere wird eines Tages Königin von England sein, und er hat die stolze Genugthuung, die künftigen Beherrscher der größten Weltreiche als Enkel auf seinen Knieen wiegen und herzen zu können. Dieser jähe und fast opernhaft glänzende

Wechsel seiner Geschicke hat ihn jedoch weder hochmütig noch unzugänglich gemacht, er ist als König derselbe geblieben, der er als kleiner Prinz war, und das spricht jedenfalls für seltene Eigenschaften des Charakters und Geistes. Die Dänen sind aber auch voll Anerkennung für diese Eigenschaften, und man muß nur den fröhlichen Eifer sehen, mit welchem sie den Hut zum Gruße lüften, wenn ihnen das Insgewehrtreten der in einen krebsroten Mantel gehüllten bärenmützigen Schildwache vor dem Thore des Königsschlosses das Herannahen eines Mitglieds der Königsfamilie anzeigt, oder wenn sie auf der Straße einer jener Hofequipagen begegnen, deren Kutscher mit ihren Zwölfkragen-Mänteln auf den Fremden einen so wunderlich altfränkischen Eindruck machen . . .

Eine Stunde bei Andersen.

Ich hatte noch einmal den hochpoetischen „Improvisator“ und das rührend-bescheidene „Märchen meines Lebens“ durchgeblättert, noch einmal den Duft des „Weihnachtsbaums“ eingesogen und die Standhaftigkeit des „Zinnsoldaten“ bewundert, und das Bild des liebenswürdigen und gemütvollen Dichters stand nun wieder in voller Farbenfrische vor meiner Seele. Gewiß, ich bereitete mich förmlich vor für den Besuch bei Andersen; ich wollte nicht zu ihm kommen wie die gewöhnlichen Störer, die ihn zu den Merkwürdigkeiten Kopenhagens zählten und zu ihm mit derselben profanen Neugierde wanderten wie etwa ins Museum nordischer Altertümer oder in die Frauenkirche; deshalb stimmte ich mich zuvor empfänglicher für die feine Harmonie seines Wesens.

Es war an einem Frühlingsabende, wenige Monate vor seinem Tode, als ich und mein Reisekamerad die bescheidene Wohnung Andersens betraten. Zwei wenig geräumige Zimmer waren vollkommen ausreichend für die geringen Bedürfnisse des Mannes, der Könige zu seinen Freunden zählte und dessen Name in Palästen wie in Bauernhütten mit Verehrung genannt wurde.

Wer Andersens Autobiographie gelesen hat, weiß, daß er unverheiratet war. Er wohnte jedoch bei einer noch jugendlichen Dame von gewinnendem Aussehen, seiner Freundin und Pflegerin, und sie war es, die uns die Thür öffnete und uns mit großer Freundlichkeit empfing. Als wir ihr indes den Zweck unseres Kommens erklärten, flog ein Schatten über ihr Gesicht.

„Sie wissen, daß er krank ist und daß ihm Ruhe dringend not thut!“

„Allerdings, aber man hat uns gesagt, daß er sich seit einigen Tagen besser befindet und namentlich in den Abendstunden ziemlich frei von Beschwerden ist.“

„Das ist freilich wahr, aber wenn er Besuch hat, so spricht er zu viel, und das regt ihn so auf, daß er sich gleich wieder schlechter fühlt.“

Wir beruhigten die Besorgte mit der Versicherung, daß wir keinesfalls lange bleiben würden, und nun erst konnte sie sich, wiewohl auch jetzt noch mit einigem Zögern, dazu entschließen, uns bei Andersen anzumelden. Während sie im benachbarten Zimmer war und unsere Karten und Empfehlungsbriefe abgab, fanden wir einige Momente Zeit, uns in der Stube umzusehen. Es war ein höchst einfach aber behaglich eingerichteter Raum. In den Fenstern blühten Blumen, auf Tischen und Schränken standen und lagen eine Menge Kleinigkeiten, die nur Geschenke von Freunden und Verehrern sein konnten: Stickereien, Zeichnungen, Blumensträuße, Schreibzeuge aus Edelmetall oder von kunstvoller Arbeit und ähnliche Dinge. Sie rührten teils vom Osterfeste her, das kurz vorher begangen worden war, teils von des Dichters Geburtstage, der ungefähr in dieselbe Zeit wie jenes fiel. Zwei große, mit sgraffitoähnlichen Zeichnungen von bemerkenswerter Feinheit geschmückte Ostereier fielen mir besonders auf. Sie trugen eine einfache aber vielsagende Inschrift:

„Vom König" hieß es auf dem einen, „Von der Königin" auf dem andern. Alles verriet, daß wir uns im Zimmer eines Mannes befanden, der von vielen geliebt wurde und die ihm gezollte Liebe zu würdigen wußte. Die geringste Gabe war mit derselben dankbaren Aufmerksamkeit behandelt wie die wertvollste, und den Ehrenplatz auf dem Tische nahm neben den Ostereiern des Königspaares nicht etwa ein ebenfalls vorhandenes massives Schreibzeug aus getriebenem Silber, sondern der welke Veilchenstrauß ein, den ein neunjähriges Mädchen aus einem Dorfe bei Helsingör „dem lieben Freunde Andersen zum Danke für seine schönen Geschichten, die sie so gerne liest", als Geburtstagsangebinde geschickt hatte.

Wir hatten nicht Zeit, noch länger indiskret zu sein, denn die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, und gleichzeitig mit seiner Pflegerin erschien Andersen selbst, uns mit größter Herzlichkeit willkommen heißend. Auf seine Einladung folgten wir ihm ins andere Gemach, das ihm, wie es schien, zugleich als Arbeits- und Schlafzimmer diente; denn vorn am Fenster standen Schreibtisch und Bücherschrank, im Hintergrunde aber, von einer spanischen Wand halb maskiert, das einsame Bett des Junggesellen.

Andersen war eine hohe, hagere Gestalt von dem derben Knochenbau, der den Inseldänen charakterisiert. Sein bartloses Gesicht, damals schon bleich und leidend, drückte außerordentlich viel Sanftmut und Freundlichkeit aus; eine energisch modellierte, stark hervortretende Nase und eine breite, hohe Stirn wurden durch eine Mund- und Kinnpartie von seltener Weichheit gleichsam dementiert. Das merkwürdigste an diesem Kopfe waren aber jedenfalls die Augen: wahre Kindesaugen in einem Greisenangesichte, blaßblaue Augen voll Treuherzigkeit, Entgegenkommen und Offenheit; daß sie nun etwas matt blickten, änderte nichts an ihrem Ausdrucke;

ich glaube, man hat in diese Augen nicht schauen können, ohne dem Manne, der einen so hinterhaltslos und liebevoll anblickte, gleich von ganzem Herzen gut zu sein.

Er sprach mit schwacher, gebrochener Stimme, öfter nach Atem ringend; allein wenn wir, um ihn zu schonen, gehen wollten, bat er uns doch immer wieder lebhaft, nur noch ein wenig zu bleiben. Was mir sofort besonders auffiel, war, daß er nicht vollkommen geläufig deutsch sprach. Man hörte ihm einen sehr starken dänischen Accent an, und außerdem bereitete ihm die Anwendung des Geschlechtsartikels Schwierigkeit. In mir hatte sich, ich weiß nicht wie, die Vorstellung festgesetzt, daß Andersen gleich Öhlenschläger, Jens Baggesen und anderen dänischen Dichtern seine Werke selbst ins Deutsche übersetzt oder vielleicht gar ursprünglich deutsch verfaßt habe, und es war mir eine Überraschung, nun aus seinem Munde ausdrücklich zu vernehmen, daß er nie eine deutsche Zeile für den Druck geschrieben habe.

In den ersten Minuten bewegte sich das Gespräch um den Mann, von dem ich einen Empfehlungsbrief gebracht hatte; es war dies Berthold Auerbach, den Andersen mit Stolz und Liebe seinen „teuern Freund“ nannte. Ich freute mich, erzählen zu können, daß er sich sehr wohl befinde und mit einem eben damals erschienenen Werke seinem Lorbeerkranze ein neues Blatt angefügt habe, und Andersen freute sich innig mit mir, so viel Gutes von ihm zu hören. Wir kamen dann auf sein eigenes körperliches Befinden zu sprechen, und er klagte, daß er schon seit achtzehn Monaten schwer leidend sei. „O, aber im Innern,“ fügte er hinzu, „fühle ich mich ganz gesund und jugendfrisch. Wenn ich nur erst wieder ein wenig zu Kräften gelange, will ich wieder arbeiten. Ich will das Märchen meines Lebens, welches mit meiner Ankunft in Kopenhagen schließt, bis zur neuesten Zeit weiter erzählen. Aber glauben Sie nicht, daß ich es

thue, um die Welt wieder auf mich aufmerksam zu machen, (— hundert Dinge um uns bewiesen, wie wenig er von den Menschen vergessen war! —) aber ich habe vielen Menschen für das Gute und Liebe, das sie mir erwiesen, zu danken, und es drängt mich, diese Gefühle auszusprechen."

Die Konversation kam nun auf meinen Geburtsort Pest, wo Andersen einige Tage verbracht hatte, und bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein, daß er mich um eine Freundlichkeit zu bitten habe. Ich horchte mit Spannung.

„Vor einiger Zeit hat mir jemand aus Pest eine ungarische Übersetzung meiner Märchen gesandt; bloß das Buch, schön eingebunden, und nichts dazu. Ich möchte dem Einsender gern danken, aber ich weiß seinen Namen nicht. Könnten Sie vielleicht dem freundlichen Unbekannten in einer Zeitung Ihrer Heimat meinen Dank aussprechen, der so an die rechte Adresse gelangen möchte?"

Ich versprach dies gerne und habe seitdem meine Zusage eingelöst.

„Das Buch hat mir viel Freude gemacht," fuhr er fort, „und diese Freude ist ohnehin das einzige, was ich von den Übersetzungen meiner Werke habe." Er mochte ohne Zweifel bemerkt haben, daß ich ihn staunend und fragend ansah, denn er setzte eifrig hinzu: „Jawohl, das einzige. Nehmen Sie das buchstäblich. Bloß die Originalausgaben meiner Bücher haben mir etwas gebracht; das geringe Vermögen, das ich besitze, verdanke ich ausschließlich meiner armen, kleinen dänischen Nation. Die fremden Verleger haben mich gelobt und übersetzen und drucken lassen (— und sich an Ihnen bereichert — fügte ich hinzu) — sie haben meine Bücher schöner ausgestattet als die dänischen Verleger, aber mir hat keiner von ihnen auch nur den — Anerkennungspfennig gereicht." Er hatte nach dem letztern Ausdrucke gerungen und war sichtlich froh, einen so charakteristischen ge-

funden zu haben. „Man nennt die Amerikaner gewöhnlich habsüchtig, eigennützig und was weiß ich noch alles, und doch habe ich das einzige Honorar, das mir je aus der Fremde zukam, von einem amerikanischen Verleger bekommen. Ich habe den Mann nie gesehen noch gekannt, und er schickte mir vor kurzem aus freien Stücken achthundert dänische Reichsthaler.“

Armer Andersen! Warum hast Du nicht lange genug gelebt, um Deine trüben Erfahrungen in den Dienst der „Association littéraire internationale“ zu stellen, die sich seither gegründet hat, um dem litterarischen Eigentumsrechte auch im Auslande Anerkennung zu verschaffen und Fälle wie den Deinigen, wo ein Dichter die Verleger aller Nationen bereichert und selbst auf den kärglichen Gnadensold seines kleinen Vaterlandes angewiesen bleibt, unmöglich zu machen!

Andersen fragte weiter, welchen Eindruck Kopenhagen auf uns gemacht habe, und sprach mit der größten Begeisterung von der Schönheit dieser Stadt, die ihm zur zweiten Vaterstadt geworden war. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit der Frage: „Haben Sie schon die Geschichte von dem jungen Deutschen gehört, der hier vorgestern ertrunken ist? Nicht? Da muß ich sie Ihnen erzählen, sie ist zu merkwürdig.

„Er hieß Richard Günther und war Ingenieur. Im letzten Kriege hat er gegen Frankreich mitgefochten und sich auf dem Schlachtfelde das Eiserne Kreuz und den Offiziersrang geholt, aber auch eine Wunde, die ihm den rechten Arm für immer lähmte. Vor einigen Tagen benutzte er eine kurze Zeit der Freiheit, die ihm seine Berufsgeschäfte ließen, um einen Ausflug nach Kopenhagen zu machen. Er stellte sich ein genaues Programm für seinen Aufenthalt in unserer Stadt fest und schrieb sich auf einem Zettel alle Sehenswürdigkeiten in der Reihenfolge auf, in der er sie zu be-

sichtigen gedachte. An der letzten Stelle stand die „lange Linie" (der Quai, von dem schon im vorigen Kapitel die Rede war). Und vorgestern ging er gegen Abend auf der langen Linie spazieren, nachdem er, wie es scheint, alle übrigen Punkte seines Programms erledigt hatte. Da fiel vor seinen Augen ein schöner, blonder Knabe, der am Ufer im Sande gespielt hatte, ins Wasser und sank gleich unter. Aus einer nahen Bude stürzte unter Jammergeschrei und Händeringen ein junges Weib herbei, die Mutter des verunglückten Kindes. Günther hatte gar nicht so lange gewartet, sondern war augenblicklich dem schönen Jungen nachgesprungen, im schweren Überrock wie er war, und mit seinem gelähmten Arm. Nach wiederholtem Tauchen gelang es ihm, den ohnmächtigen Knaben zu fassen und bloß mit den Beinen rudernd nach dem Ufer zu bringen. Fast war das Land erreicht, da wurde ihm auch der eine gesunde Arm vom Krampf erfaßt, er ließ das Kind los und versank wie Blei in den Wellen. Von den mittlerweile herbeigekommenen Leuten wurde der Knabe mit leichter Mühe noch lebend aus dem Wasser gezogen, er selbst nur als Leiche.

„Und heute war sein Begräbnis. Tausende folgten dem Sarge, Dänen und Deutsche ohne Unterschied, allen Hader vergessend und durch den Opfertod des Jünglings versöhnt. Auf dem Kirchhofe sangen ihm Landsleute ein trauriges Abschiedslied. Ein deutscher Pastor sprach schlichte, ergreifende Worte und ein dänischer pries in der fremden Zunge, mehr schluchzend als sprechend, seine edle That. Der Sarg sollte in die Gruft niedergelassen werden, da trat der erste Adjutant des Königs aus dem Trauergefolge hervor und legte die Medaille für Verdienst auf den Deckel des Sarges. Der König, sagte er dabei, will auf diese Weise das Andenken des edlen, todesmutigen Mannes ehren. Da lag nun neben dem deutschen Eisernen Kreuze die dänische

Medaille, beide mit unerschrockenem Herzen erworben, das eine mit Blut, die andere mit dem Leben erkauft. Tausend Augen waren thränennaß, die Sonne schien, auf den knospenden Bäumen zwitscherten die Vögel und in dem anbrechenden Frühling, der ihn nicht mehr erfreuen sollte, wurde der junge Richard Günther in die Erde gesenkt."

Während der letzten Worte war Andersen ans Fenster getreten, seine Stimme hatte gezittert und sein umflorter Blick wie verloren in das Gewühl des Hafens hinuntergestarrt. Er schwieg nun und es trat im Zimmer eine Stille ein, die ich nicht um eine Welt unterbrechen mochte. Mir war's, als wäre ich um sechzehn Jahre jünger gewesen und hätte eben eine jener schönen Geschichten gehört, in denen Engel die Guten beschützen und der Tod ins Himmelreich führt und jedes Ungemach zuletzt sich in Freude verwandelt. In Andersens Munde war die einfache Begebenheit zu einem lieblichen, traurigen Märchen geworden, und ich wartete noch immer auf eine Fortsetzung der Erzählung, wie sich dann der Sarg geöffnet habe und der gute Mensch hervorgetreten sei; um die Weinenden zu trösten und dann selig fortzuleben bis ans Ende der Tage . . .

Aber es kam keine Fortsetzung. Günther war tot und begraben und Andersen konnte noch immer kein Wort finden zur Fortsetzung der Rede. Er war zu tief ergriffen. Wir fühlten, daß wir nicht länger bleiben sollten, und gingen, trotzdem uns der kranke Dichter noch zurückhalten wollte. Im Vorzimmer stand die freundliche Pflegerin und öffnete uns die Thür. In dem Blicke, mit dem sie uns ansah, lag ein stiller Vorwurf. Wir waren lange geblieben, fast eine volle Stunde, und sie war um die Folgen besorgt, welche die außergewöhnliche Anstrengung für den Leidenden haben konnte.

Sei ruhig, gute Seele, ein warmer Regen hat noch nie

den zartesten Blumen und eine edle, wehmütige Erregung noch nie einem Dichter geschadet! Wir erkundigten uns tags darauf nach dem Befinden Andersens und erfuhren, daß es gut sei. Monatelang hielt die Besserung an, allein dann wurde es wieder schlimmer, und im nächsten Jahre kam uns die Zeitung vom Tode des edlen Dichters, eines der tiefsten und anmutigsten, die das Jahrhundert hervorgebracht hat.

Der Deutschenhaß und seine Gründe.

Der Tod Günthers schien einen Moment lang die Bedeutung eines großen politischen Ereignisses gewinnen zu wollen. In Kopenhagen und Berlin schrieben Blätter darüber Leitartikel, in welchen der unglückliche Jüngling als eine Art Curtius hingestellt wurde, dessen Opfertod den Abgrund schließen werde, der zwischen Dänemark und Deutschland gähnt. Deutsche und dänische Sanguiniker sahen bereits eine neue Ära der Bruderliebe zwischen den beiden verfeindeten Nationen anbrechen und erwarteten jeden Tag in den Zeitungen eine Depesche zu lesen, daß die deutsche Reichsregierung der dänischen die Rückabtretung der dänischen Bezirke Nordschleswigs angeboten und ein großmütiges „Soyons amis, Cinna!“ hinzugefügt habe. Aber ach! es kam nichts dergleichen. Nordschleswig blieb deutsch, die vom Tode Günthers angeregten sentimentalen Vibrationen der Gemüter kamen allmählich wieder zur Ruhe, und wenige Wochen später hatte der Deutschenhaß in Kopenhagen den alten Hochstand erreicht.

Ich kann mir kein schmerzlicheres Schauspiel im europäischen Völkerleben denken, als diese feindselige Entfremdung

zwischen zwei Nationen, die Jahrhunderte hindurch in den innigsten Kulturbeziehungen zueinander gestanden hatten. Die frühen Fehden zwischen den heidnischen Dänen und den ihnen benachbarten christlichen Germanenstämmen, die räuberischen Einfälle der ersteren in deutsches Gebiet und die blutige Heimzahlung des Kaisers Otto waren längst vergessen; Dänen und Deutsche fühlten sich als Stammverwandte, die volkstümlichen Ureriunerungen und Sagen waren ihnen gemeinsam und die Sprachverschiedenheit bildete beinahe keine Schranke mehr zwischen ihnen. Denn die Kenntnis der deutschen Sprache war in Dänemark nicht bloß unter den Gebildeten, sondern sogar bis tief in die untern Schichten des Volks hinab allgemein verbreitet. Das ging so weit, daß die deutsche Sprache zum Teil sogar amtlich in Anwendung stand, wie denn gewisse Kopenhagener Gilden — so die Zimmermanns- und Schreinerzunft — bis in die Dreißigerjahre dieses Jahrhunderts ihre Frei- und Meisterbriefe deutsch ausstellten. Einige der besten der Nation bedienten sich in ihrer litterarischen Thätigkeit wie in ihrer Korrespondenz mit Vorliebe der deutschen Sprache, und der deutsche Parnaß zählt einige dänische Bewohner — wie Adam Öhlenschläger und Jens Baggesen — die gar nicht als Fremde oder Ehrengäste, sondern als Insassen kraft natürlichen und gemeinen Bürgerrechts betrachtet werden. Deutsche Litteratur und deutsche Schriftsteller fanden in Dänemark Aufmunterung und Unterstützung zu einer Zeit, wo ihr eigenes Vaterland sie vernachlässigte, wenn nicht verachtete, und es bleibt eine kuriose Thatsache, deren sich Deutschland schämen und auf die Dänemark stolz sein mag, daß Klopstock, der Herold der neueren klassischen Epoche deutscher Litteratur, zeit seines Lebens Pensionär des dänischen Königs war, daß Schiller aus Dänemark Unterstützung bezog, und daß Hebbel vielleicht nie zu poetischem Schaffen gelangt wäre,

wenn ihn der König von Dänemark, der allerdings damals der Landesherr des hochbegabten Schleswig-Holsteiners war, nicht durch ein mehrjähriges Stipendium in die Lage versetzt hätte, frei von materiellen Sorgen, in der anregenden Umgebung italienischer Städte und Landschaften, bloß seinem dichterischen Genius zu leben.

Und heute! Die zahllosen Fäden, die zwischen Deutschland und Dänemark hinüber und herüber gingen, sind durchgeschnitten, den alten litterarischen Zusammenhang zwischen den beiden Völkern sucht man in Dänemark bis auf die Erinnerung zu zerstören, ein moderner dänischer Schriftsteller, der es wagen würde, ein deutsches Buch zu schreiben, würde vaterlandslos und landesflüchtig werden müssen, wie der in Berlin lebende talentvolle Professor Brandes, und die unwillige Ablehnung alles Deutschen geht so weit, daß zahlreiche Kopenhagener dem Fremden gegenüber ihre Kenntnis der deutschen Sprache verleugnen.

Diese Erscheinung, so betrübend sie ist, hat allerdings nichts Überraschendes oder Unerklärliches. Man mag über die Schuld, die Dänemark in Schleswig-Holstein aufgehäuft hat, denken wie man will, sicher ist, daß ihm Deutschland ein ungroßmütiger Feind und Besieger war. Große Nationen, welche von übermütigen kleinen Nachbarn gereizt werden, mögen manchmal in die unter allen Umständen beschämende und unangenehme Lage kommen, ihren starken Arm strafend gegen den kecken Beleidiger erheben zu müssen; allein im Momente, wo der Streich wuchtig gefallen ist, haben sie die Pflicht, sich zu erinnern, daß sie Riesen und die Feinde Zwerge seien. Die gerechte Abwehr, wenn sie bei den unbeteiligten Zuschauern nicht Abscheu erregen soll, darf nicht zu weit gehen, in keinem Falle bis zur rücksichtslosen Ausnutzung des leicht errungenen Sieges und bis zur Vernichtung des unebenbürtigen Gegners. Es giebt keinen widerwär-

tigeren Anblick als den eines Starken, der über einen Schwachen herfällt, ihn nach grotesk ungleichmäßigem Ringen niederschlägt und dann noch den auf dem Boden Liegenden mißhandelt. Daß Deutschland nach seinem Siege über Dänemark diesem nicht bloß die deutschen Provinzen abnahm, sondern selbst dänische Stücke aus dem lebendigen, ohnmächtig zuckenden Leibe schnitt, war ein schwerer politischer Fehler. Die Wunde im Leibe Dänemarks ist noch nicht geheilt, und sie heilt um so schwerer, als sie von vornherein vergiftet war. Man hat sich in Deutschland nicht damit begnügt, Dänemark zu besiegen, man hat es auch verhöhnt und beschimpft. Konnte doch ein Rückert — in einem Momente der Verirrung und des patriotischen Taumels will ich zur Ehre des Dichters annehmen — in einem Gedichte („Der Tod hat eine Rose, — Nicht eine dornenlose, — Gepflanzt auf ein Gesicht, — Ein feindlich königliches" u. s. w.) den jähen Tod Friedrichs VII. bejubeln und den unfaßbar würdelosen, feigen Wunsch ausdrücken, daß der Tod auch noch unter den übrigen Feinden Deutschlands aufräumen und aus Gesichtsrosen „der Freiheit (!!) einen Kranz flechten" möge! Dieses ebenso abjekte als widerwärtig geschmacklose Gedicht, welches eine Schmach für die deutsche Litteratur ist, figuriert leider in allen Ausgaben der Werke Rückerts und ist den Dänen sehr wohl bekannt. So oft die Fackel ihres Zornes im Erlöschen ist, entzünden sie sie an diesen Versen zu neuer Glut.

Ich wiederhole es: der Deutschenhaß der Dänen, so beklagenswert er ist, muß selbst vom deutschen Standpunkte aus begreiflich und natürlich gefunden werden. Allein diesem Deutschenhaß begegnen wir nicht bloß bei den Dänen. Alle germanischen Völker teilen ihn, diejenigen zuerst, denen Deutschland nie etwas zuleide gethan hat. Der Schwede steht dem Deutschen kühl, wenn nicht feindlich gegenüber; der Holländer haßt ihn, wie man in Deutschland nie den Fran-

zosen gehaßt hat; der Engländer affektiert, ihn zu verachten; der Nordamerikaner verabscheut ihn vom Herzensgrunde. Woher diese weitverbreitete Feindseligkeit gerade bei den Stammesgenossen? Denn die Spanier, soweit sie nicht indifferent sind, haben für Deutschland eher Sympathieen, und die Italiener machen, seit das Joch Österreichs sie nicht mehr drückt, aus ihrer Neigung für deutsche Kultur, deutsches Schrifttum und deutsches Wesen kein Geheimnis. Von den Holländern könnte man allenfalls sagen, ihr Deutschenhaß entspringe der Furcht, eines Tages vom mächtigen Nachbar mit Haut und Haaren verspeist zu werden, obwohl der Haß schon zu einer Zeit bestand, wo das arme Deutschland noch viel zu kümmerlich und elend lebte, als daß es sich zum Gedanken hätte versteigen können, seine Nachbarn zu bedrohen. Bei den Engländern und Amerikanern hat man den Deutschenhaß als Neid über die deutschen Erfolge zu erklären gesucht. Allein bei den Schweden trifft keine dieser Erklärungen zu; sie haben Deutschland weder eine Mißhandlung nachzutragen wie die Dänen, noch von demselben etwas für ihre Selbständigkeit und nationale Existenz zu befürchten wie die Holländer, noch es um seine Macht und Größe zu beneiden wie die rivalisierenden Angelsachsen, und dennoch treffen sie sich mit all diesen germanischen Volksstämmen in einem gemeinsamen Gefühle der Feindseligkeit gegen Deutschland!

Die Politik hat eben mit diesem Hasse nichts zu schaffen. Man muß sehr kurzsichtig sein, um sich mit dem landläufigen Grunde zu begnügen, der gewöhnlich angegeben wird, um die Feindseligkeit der germanischen Völker gegen Deutschland zu erklären. Wer genauer zusieht und schärfer beobachtet, erkennt alsbald, daß dieses Gefühl weit tiefere Ursachen hat. Vor allem ist es ja kein einseitiges, es wird redlich vergolten; und dann beschränkt es sich nicht auf Deutschland, sondern hat auch für die germanischen Stämme untereinander

Geltung. Der Engländer mag den Holländer nicht leiden, dem Dänen ist der Engländer unsympathisch, der Schwede verabscheut herzlich den Norweger, der doch mit ihm in einem, wenn auch losen politischen Verbande lebt, und seien wir nur aufrichtig: haben wir denn etwa im allgemeinen eine besondere Neigung für den individuellen Engländer? Politische Ereignisse mögen diese Gefühle der Abneigung in der letzten Zeit gerade gegen Deutschland zugespitzt haben, allein im Wesen handelt es sich hier um eine von den Zeitereignissen unabhängige instinktive Gleichgiltigkeit, ja Abneigung aller Germanenstämme gegen alle Germanenstämme. Und neben diesem weitverbreiteten Gefühle läuft das einer herzlichen Zuneigung zu den Romanen und besonders zu deren Vormacht, den Franzosen her. Der Engländer hat trotz seiner Selbstüberhebung, trotzdem er sich für die schönste Blüte der Menschheit und jeden andern Landsmann für ein tief unter ihm stehendes, bemitleidenswertes Wesen hält, für den Franzosen eine geheime Vorliebe, die er offen einzugestehen zu stolz ist, die aber in tausend Formen zu Tage tritt: in seiner Nachäffung französischer Moden, Sitten und gesellschaftlicher Gewohnheiten, in seiner Beachtung französischer Kunst und Litteratur, in seiner Freude am französischen Theater, in seinem Zorn über französische Niederlagen und in seiner naiven Bewunderung für Paris und alles was aus Paris kommt. Der Schwede, der Däne, der Holländer schwärmt geradezu für den Franzosen und verirrt sich in seiner bedingungslosen Gallomanie oft genug ins Gebiet des Lächerlichen, und der Deutsche selbst, er mag es bekennen oder nicht, hat im geheimsten Winkel seines Herzens eine Schwäche für den „Erbfeind“, die kein Krieg und keine Invasion zu beseitigen vermochte.

Die Politik hat die Völker oft genug mit diesen ihren primitiven Gefühlen in Konflikt gebracht, aber die letzteren

erwiesen sich doch immer stärker und lebenszäher als die momentanen politischen Konstellationen. Holland und Spanien hatten anfangs dieses Jahrhunderts dieselben Schicksale: beide wurden von den Franzosen erobert, beiden wurde ein Bonaparte als König aufgezwungen, beiden schließlich ihre nationale Selbständigkeit und ihre nationale Dynastie wiedergegeben. Allein während der gemeine Spanier noch heute den Franzosen haßt und ihm den Schimpfnamen „Franchuto!“ nachruft, der gebildete aber nur aus politischen Partei- und Vernunftgründen mit ihm als mit dem Vertreter des Liberalismus und Republikanismus sympathisiert, war in Holland einen Tag nach dem Abzug des letzten Franzosen aus dem Haag bei Volk und Gebildeten jeder Groll vergessen und die Gallomanie so stark wie je vor der Invasion. Im letzten Kriege gegen Napoleon I. fochten Deutsche, Engländer, Holländer und Schweden Seite an Seite in demselben Heerlager; allein die Alliierten hatten füreinander keine Sympathie, während sie im Gegenteil den Feind, den sie auf dem Schlachtfelde ehrlich bekämpften, im innersten Herzen liebten und bewunderten, freilich mit Ausnahme der Deutschen, die unter der Franzosenherrschaft zu sehr gelitten hatten, um dem Unterdrücker nicht noch ein wenig zu grollen.

Nein, es hat mit der Politik nichts zu thun, wenn die Germanen einander scheel ansehen, dagegen mit den Romanen liebäugeln. Es handelt sich hier um einen ursprünglichen, tiefen, instinktiven Gefühlszug, der in den intimsten Grundeigenschaften der beiden Hauptrassen der civilisierten Menschheit seine Erklärung findet. Die Naturen der Germanen und Romanen sind gegensätzlich, und erst wenn sie einander in friedlicher Vereinigung ergänzen, geben sie einen voll harmonischen Kulturmenschen. In der Völkerfamilie stellen die

Romanen das weibliche, die Germanen das männliche Element dar. Weiblich ist an dem Romanen die Raschheit, aber auch die Flüchtigkeit seiner Auffassung; seine nervöse Eindrucksfähigkeit, das Wechselnde und Sprunghafte seiner Launen, seine Leidenschaftlichkeit in Liebe und Haß; weiblich ist die Anmut und Geschmeidigkeit seiner Lebensformen, das Einschmeichelnde seines Umganges, seine Freude am heitern, geselligen, zwecklosen Geplauder, mit einem Worte seine Konversationskunst, deren alleiniger und unbestrittener Meister er ist; weiblich ist sein Geschmack an den kleinen, äußerlichen Schönheiten der Dinge, der ihn antreibt, das Hübsche und Malerische in Kleidung und Hausrat, in Bauten und Gartenanlagen zu suchen. Der Germane dagegen ist männlich in seiner Starrheit und Schwerfälligkeit, in seiner größern geistigen und physischen Langsamkeit, in seiner tiefern Erfassung des Lebens, in seinem regen Pflichtbewußtsein, in der schweren Wandelbarkeit seiner Gefühle und Überzeugungen, in seinem geringeren Sinn für äußere Zierlichkeit, in der Schroffheit seiner Umgangsformen und in seiner wenig entwickelten Vorliebe für harmloses Geplauder, für absichtsloses Spiel mit wohlgefügten, anmutig klingenden Worten. Der Germane erfaßt es nicht, daß man sprechen könne um des Sprechens willen; wenn er den Mund aufthut, so geschieht es, um Satzschriften vorzutragen, um zu argumentieren, um zu überzeugen, um geistige oder materielle Interessen zu verteidigen, um Auskunft zu verlangen oder Bescheid zu geben; er spricht zu einem Zwecke und in einer Absicht und weicht nicht von seinem Gegenstande, ehe er ihn im Sinne seines Vorsatzes erschöpft hat; kann er aber weder erzählen, noch lehren, noch sich erkundigen, noch für irgend etwas plaidieren, so schweigt er und hört bedächtig anderen zu. Der Romane dagegen spricht, um seine Stimme und den Wohlklang seiner Sprache zu vernehmen, um seine Individualität selbstgefällig zu be-

thätigen, um einen rein sinnlichen Eindruck im eigenen und fremden Ohr hervorzubringen; seine Konversation ist Selbstzweck, sie ist wie eine Seifenblase schöne, schillernde Form oder Scheinform ohne jeglichen Inhalt, sie erfreut die Sinne, ohne den Geist zu nähren und ohne eine Spur zurückzulassen. Um Stunden und Tage lieblich hinwegzutändeln, dazu taugt unübertrefflich die romanische Konversation; um tiefen Gedanken und mächtigen Gefühlen wuchtigen Ausdruck zu geben, dazu ist die heiligernste, tiefinnerliche germanische Rede unvergleichlich geeignet. Daran liegt es, daß die Germanen die Dichtungsform nicht oder nur höchst unvollkommen haben, die auf der Konversation beruht, nämlich das Lustspiel, während die Romanen vergebens eine Tragödie zu schaffen suchen und es nicht über die eitle äußerliche Deklamation eines Corneille, über den mystischen Schwulst eines Calderon, über die geistreiche Großsprecherei eines Victor Hugo bringen. Es giebt kein einziges germanisches Lustspiel, das zugleich wahr, natürlich und poetisch ist; Shakespeare selbst hat, wo er Komödien dichtete, nur Märchen hervorgebracht, die in einer höhern Welt spielen und von andern als den möglichen Voraussetzungen des heutigen Erdenlebens ausgehen; und die Dichter, die nicht Märchen gedichtet haben, sind gar auf die brutale Farce mit Backpfeifen und Rippenstößen geraten. Dagegen sind Hamlet und Faust, das verlorene Paradies und die Kritik der reinen Vernunft in germanischen Idiomen geschrieben, und in diesen Werken haben wir die — bisher — vollkommensten Äußerungen des germanischen Geistes zu suchen, wie die vollkommensten Erscheinungsformen des romanischen Geistes bisher die vergleichsweise doch an der Oberfläche haftende Zeitsatire des Cervantes, das hauptsächlich durch Diktion und historische Beziehungen wirkende große Gedicht Dantes, das mit Gedanken wenig beschwerte, nur durch Handlung und Phantasie glänzende Abenteuerepos

Ariosts, die herrlichen Komödien Molières, die heidnisch-anthropomorphische „Legende der Jahrhunderte“ Victor Hugos, die positive, mit Händen zu greifende, keinerlei geistige Vertiefung erfordernde Philosophie Auguste Comtes sind.

Aus dem weiblichen Charakter der Romanen, aus dem männlichen der Germanen geht ihre urverschiedene Weltanschauung hervor. Der Germane ist Pessimist, transscendental und Idealist. Er faßt das Leben als ein Instrument der Pflichterfüllung auf; an einer Erscheinung fesselt ihn zunächst die Erforschung ihrer Ursache, die Ergrübelung ihrer Wirkung; er lebt deshalb mehr in Vergangenheit und Zukunft als in der Gegenwart; in seiner steten Sehnsucht nach dem Erfassen der letzten Ursache gelangt er zuletzt zur formell befriedigenden Annahme eines übernatürlichen Princips; die Welt der Wirklichkeiten ist ihm eine spanische Wand, hinter die er immer den Kopf stecken möchte, um nach dem verborgen dahinterstehenden „Warum?“ und „Wozu?“ auszugucken; selbst in seine menschlichsten Regungen, wie in die Liebe, mengt er mystische Elemente, und er getraut sich nicht einmal sich den ehrlichsten Genüssen hinzugeben, ohne ihnen einen transscendentalen Vorwand gleich einer stattlichen Verkleidung umzuhängen, wie er denn nur trinkt, um „den Bund befreundeter Seelen zu schlingen“, und ein Weib nur umarmt, um sein „Ich in selbstlos ewiger Treue in einem andern Ich geheimnisvoll aufgehen zu lassen“.

Der Romane ist von alledem das Widerspiel. Er ist positiv, materialistisch, ein Optimist. Ihm ist die Erde kein Jammerthal, sondern ein Festsaal; der Inhalt des Lebens nicht Pflichterfüllung, sondern eine möglichst große Summe individuellen Glücks; er sucht zunächst sinnliches Behagen und kümmert sich nicht oft um das, was außer dem Bereich seiner Sinne liegt. Die Jagd nach dem „Ding an sich“ gewährt ihm nicht Anregung noch Genuß, er läßt sich's an dem

Phänomen genug sein. Die Gegenwart hat ihn voll und ganz, Vergangenheit und Zukunft sind ihm Schatten, die nur selten über seinen Geist hinziehen. Er handelt nach Impulsen, nicht nach Erwägungen. Sichvertiefen in die Ursachen der Dinge ist nicht seine Sache; die sichtbare und greifbare Oberfläche derselben genügt, um ihn zu impressionieren und seine Phantasie zu beschäftigen.

So kommt es, daß der Germane in der Religion entweder ein tiefsinniger Gläubiger oder ein aufgeregter, selbstquälerischer Sceptiker ist; daß er als Heide fanatisch und als Katholik der persönliche Lehnsmann Christi und seiner Heiligen war; daß er, unbefriedigt von dem verflachten und äußerlich gewordenen Katholizismus, die Kirche reformierte und ihr einen transscendentaleren Inhalt gab; daß er, wie David Fr. Strauß, selbst als Ungläubiger noch nach einer „neuen Kirche" sucht, die den übersinnlichen Drang seines Geistes befriedigen soll; während der Romane als Gläubiger sich darauf beschränkt, die Praktiken der Religion gedankenlos zu üben, und als Ungläubiger ein selbstzufriedener, unbekümmerter Materialist ist; im Heidentum wie im Katholizismus nichts Anderes suchte als äußern Pomp, Sinnesbefriedigung und poetische, die Phantasie anregende Legenden und die von den Germanen ausgehende Reformation wunderlich, abgeschmackt, unnötig und unverständlich fand. Sein Transscendentalismus macht den Germanen hingebend und selbstentäußernd, sein Positivismus den Romanen egoistisch; sein unruhiges Erwägen aller Folgen macht den Germanen in der Politik zu einem Konservativen, zu einem Feinde der Revolution, sein momentanen Impulsen voll zugängliches, um Vergangenheit und Zukunft unbekümmertes Wesen den Romanen zu einem Liberalen, ja Radikalen und Revolutionär. In der Kunst sieht der Germane nur die allegorische Form eines transscendentalen Inhalts, und darum ist seine Malerei

Symbolik und seine Bildhauerei kaum nennenswert; während der Romane in ihr nichts als sie selbst sieht, sie als Selbstzweck behandelt, von ihr nichts als faßbare, sichtbare sinnliche Schönheit fordert und darum die berückenden Farbenwunder Raphaels, Tizians, Murillos, die Zauberformen Michel Angelos und Canovas hervorbringt. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel bildet nur Thorwaldsen, der in der von aller Symbolik entfernten sinnlichen Wahrheit und Menschlichkeit seiner Schöpfungen, in seiner Freude an der Wiedergabe der natürlichen Schönheit ohne jeden übersinnlichen Hintergedanken ein wahrer Romane ist.

Was ist es, was diese Urverschiedenheit der Romanen und Germanen von Anfang her verursacht hat? Ist es die größere Knochen-, die mächtigere Muskelentwickelung, die den Germanen derber, schwerfälliger, langsamer, und umgekehrt die größere Feinheit und Zierlichkeit der Körperformen, die den Romanen nervöser, beweglicher, eleganter macht? Stammt der Hang zum Mystischen und Transscendentalen und der Pessimismus beim Germanen daher, daß er immer, seit er ins früheste Dämmerlicht der Sage und Geschichte getreten ist, unter rauheren Himmelsstrichen gewohnt hat, wo die Natur weder schön, noch mild, noch wirtlich war, und verdankt der Romane seine Lebensfreudigkeit, seinen Optimismus, seine Sinnlichkeit dem steten Aufenthalte in gesegneten Ländern, wo die Natur nur Genüsse und Freuden bietet und ihre Pracht, sowie die Intensität der äußern Sinneseindrücke das, was im Menschen denkt und fühlt, von innerlicher Vertiefung stetig ablenkt, — oder haben umgekehrt die Germanen von vornherein den rauhen Norden, die Romanen den heitern Süden gewählt, weil dies zu ihren innersten Neigungen und Anlagen stimmte? Das sind entscheidende Fragen, auf die aber die Anthropologie noch keine Antwort hat.

Thatsache ist es indes, daß die Germanen in der Weltgeschichte stets die Rolle spielten, die ihnen ihrem Charakter nach zukommt: die des Mannes; sie waren die Eroberer, die Herren; die Romanen aber waren auch ganz und voll in ihrer Rolle des Weibes, als sie sich erobern ließen, um dann den Gebieter mit ihrer subtileren Kunst und ihrer intensiveren Anmut erst recht zu beherrschen. Wo der Germane im Romanenlande als Eroberer erschien, da verwandelte er sich alsbald, besiegt von der gefälligen Weiblichkeit der Unterworfenen, in einen — Pantoffelhelden. Die Franken in Gallien, die Westgoten in Spanien, die Longobarden in Italien, die Normannen in Frankreich gaben mit erstaunlicher Bereitwilligkeit ihre Stammesart und Sprache auf und wurden vollständig romanisiert, wie es im kleinen in jeder Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Nationalitäten auch heute zu beobachten ist, daß der Gatte sich vom Weibe entnationalisieren läßt.

Wenn der Germane gegen den Germanen gleichgiltig ist, für den Romanen aber eine unerklärliche, instinktive Sympathie empfindet, so ist das eine Analogie zur Indifferenz des Mannes für den Mann und zu seinem Hange nach dem Weibe. Aus seinem melancholischen Pessimismus heraus blickt er in den fröhlichen Optimismus des Romanen hinüber, wie der betrübte Lazarus von seiner finstern Ecke aus in den hellerleuchteten, rosendurchdufteten, von Musik und Gesang erfüllten Festsaal blickt, wo der Reiche unbekümmert um die Todesstunde und Abrahams Schoß schmaust und sich ergötzt. Die geschmeidigeren, glänzenderen, einschmeichelnderen und gefälligeren Lebensformen, der leichtere, stets bereite Witz des Romanen muten den Germanen zugleich fremd und wünschenswert an, und dessen offene, gesunde Sinnlichkeit erregen sein geheimes, mit einem Element von Lüsternheit versetztes Wohlgefallen. Er vergleicht die dürftige

Strenge seiner eigenen Weltanschauung mit der Heiterkeit und dem Leichtsinn der romanischen, und er kann nicht umhin, diese, wenn nicht würdiger, so doch schöner zu finden. So erkläre ich mir das Gemütsverhältnis der Germanen zu einander und zu den Romanen, und ich halte es für eine arge Oberflächlichkeit, sich über diese völkerpsychologische Erscheinung mit dem bequemen Schlagworte hinwegzuhelfen: „Allgemeiner Deutschenhaß aus Neid und Furcht." Von diesem Gesichtspunkte aus betrachte ich auch die Germanophobie und Gallomanie der Dänen und übrigen Skandinaven, und so betrachtet, haben diese Gefühle nichts, was einen Deutschen zu Zorn oder Bitterkeit stimmen könnte.

Die skandinavische Union.

Die tiefen Demütigungen, die Dänemark nach seinem letzten Kriege erlitt, erzeugten im Lande eine Gedrücktheit und Verbitterung, ein verzweifeltes Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit, daß die besten Männer des Landes trostlos die Hände rangen und an der Zukunft ihrer Nation zu verzweifeln begannen. Aus dieser Stimmung ging mit Naturnotwendigkeit das Verlangen hervor, sich an ein größeres, verwandtes Gemeinwesen zu schließen, um vereint mit den Stammesgenossen eine stattlichere Figur in der Welt machen und den Widersachern ein drohenderes Gesicht zeigen zu können. So lebte die alte Idee der skandinavischen Union wieder auf und bildete sich zu einer starken Strömung in Politik, Kultur und Litteratur heraus.

Die skandinavische Union ist kein Hirngespinst und darf nicht als der Traum einiger Schwärmer betrachtet werden. Sie stützt sich auf sehr reale Voraussetzungen. Vor allem knüpft sie an eine geschichtliche Thatsache an, die dunkel noch in der Erinnerung aller nordischen Völker lebt, an die Kalmarsche Union vom Jahre 1397. Freilich hatte das großartige Werk der genialen Königin Margarethe schon bei

seinem Entstehen alle Keime des Todes in sich; man versäumte es damals, die praktischen Details der Union festzustellen, mit dem Ehrgeiz und den kleinen Eifersüchteleien der Großen zu rechnen und die tiefe Unwissenheit sowie den beschränkten Gesichtskreis der Volksmassen selbst in Betracht zu ziehen, die noch im primitivsten Individualismus befangen waren und sich erst später zum höhern Gesichtspunkte einer Vaterlandsidee emporschwingen sollten; allein der Grundgedanke jenes mittelalterlichen Vertrags war ein gesunder und lebensfähiger, und es ist hocherstaunlich, daß eine prophetische Frauennatur in einer Zeit des ausschließlich dynastischen Staatsrechts, ein halbes Jahrtausend vor der förmlichen Einführung der Nationalitätenidee in die Politik, diese Schöpfung einer so viel spätern Epoche vorahnend zum Angelpunkte eines Staatsvertrages machen konnte!

Aber außer ihrer historischen hat die Idee der skandinavischen Union auch eine volle ethnographische Berechtigung. In allen nordischen Ländern spricht man die Dialekte einer und derselben Sprache, Dialekte, die sich nur im Drucke verschieden ansehen, weil sie mit abweichender Orthographie geschrieben werden, die einander aber so nahe stehen, daß jeder nur einigermaßen gebildete Däne ohne alles Vorstudium jeden Schweden verstehen, jedes schwedische Buch lesen kann, und umgekehrt. Die Sprache eines dalekarlischen ist von der eines jütischen Bauers (und ich habe absichtlich die weitest auseinanderliegenden nordischen Dialekte gewählt) nicht um ein Haar mehr verschieden als die eines dithmarsischen von der eines steyrischen, und doch bedienen sich Dithmarsche und Steyrer für alle höheren Zwecke ohne Schwierigkeit derselben hochdeutschen Sprache! Die dänische und die schwedische Schriftsprache sind zwei, infolge ihrer litterarischen Verwendung entwickeltere und durchgebildetere Dialekte der nordischen Sprache, neben welcher aber noch zahlreiche, ganz so

berechtigte und einer selbständigen Entwickelung fähige Mundarten in vollster Kraft und Lebendigkeit bestehen; in Dänemark unterscheidet man ihrer drei, die von einander besonders stark abweichen und besonders deutlich ausgeprägt sind, nämlich die jütische, seeländische und schonische; in Schweden giebt es gleichfalls drei oder vier, von denen einzelne, wie eben die schon erwähnte dalekarlische Mundart, von den Schweden selbst weniger gut verstanden werden, als etwa Schriftdänisch, und dasselbe gilt von Norwegen. Der norwegische Volksdialekt ist von der norwegischen Schriftsprache, welche eben das Dänische ist, weit verschiedener als Dänisch von Schwedisch, und doch macht es keinem Norweger Schwierigkeiten, dänisch zu schreiben und zu lesen, unbeschadet seiner familiären Mundart, deren er sich im Alltagsleben bedient. Einzelne norwegische Dichter haben im letzten Jahrzehnt begonnen, das Dänische zu verschmähen und ihren heimischen Dialekt zur litterarischen Landessprache zu erheben, und da zeigt es sich denn, daß man im skandinavischen Norden mit ebenso geringer Mühe von einem Tag auf den andern ein Dutzend neuer Schriftsprachen schaffen könnte, die alle genau so viel Berechtigung und Lebensfähigkeit hätten als Dänisch und Schwedisch, wie man von einem Tag auf den andern das Geistesleben aller drei nordischen Nationen in den Rahmen einer einzigen Schriftsprache zusammenfassen könnte.

Aber welche soll diese Schriftsprache sein? Hier beginnen die praktischen Schwierigkeiten. Die Schweden wollen, daß ihre Sprache von Dänen und Norwegern einfach als Litteratursprache angenommen werde. Das Verlangen ist ein natürliches. Die schwedische Litteratur ist die reichste und entwickelteste des Nordens; sie enthält nicht bloß großartige Dichtungen, sondern auch historische, philosophische und naturwissenschaftliche Werke, welchen das dänische Schrifttum nichts Ähnliches an die Seite stellen kann. Dazu kommt, daß

Schwedisch die Bildungssprache von 4,300,000 Individuen, Dänisch die von nur 3,500,000 ist, so daß also auch die arithmetischen Gründe für die Annahme des Schwedischen sprechen. Außerdem ist es, mindestens beim heutigen Stand der Dinge, sicher, daß Schweden für die skandinavische Union nicht das geringste Opfer bringen würde. In Schweden begeistert man sich allgemein für die Unionsidee weit weniger als in Dänemark, und das ist natürlich. Schweden hat seit seinen letzten russischen Kriegen keinerlei nationale Demütigungen und Kümmernisse erlitten, es fühlt sich sicher, von natürlichen Grenzen wohlgeschützt, es hat nichts zu wünschen, keine Unbill zu rächen, keinen Feind zu fürchten und spürt nicht das praktische Bedürfnis des engern Zusammenschlusses mit den Stammverwandten und des Erwerbs unbedingt zuverlässiger Bundesgenossen. Die rein ideale Seite der Nationalgemeinschaft mit den Volkssippen aber vermag die Schweden nicht genügend zu erwärmen, um sie zu einem so großen und schweren Opfer, wie es das Aufgeben der eigenen Schriftsprache wäre, zu bestimmen.

Andererseits ist es freilich auch verständlich, daß die Dänen sich nicht ohne weiteres dazu herbeilassen, mit ihrer litterarischen Vergangenheit zu brechen und eine Sprache zum niedern Rang eines bloßen Volksdialekts hinabsinken zu lassen, welche durch einen Holberg, Öhlenschläger, Andersen, Winter, Holst u. s. w. gefürstet worden ist. Und doch wäre es für die Dänen von großem moralischen Vorteil, in der Frage der Schriftsprache nachzugeben. Sie sind die schwächern, sie müssen sich fügen. Schon haben sie sich in der Münzeinigungsfrage den Schweden untergeordnet, indem sie deren Geldsystem mit Aufopferung des eigenen adoptiert haben, und sie werden in der Frage der Litteratursprache früher oder später sich ebenfalls zur schwedischen Auffassung bekehren.

Das ist fatal und unvermeidlich. Das Jahrhundert ist den kleinen Nationen feindlich. Im Zeitalter des Grundsatzes: „Macht geht vor Recht“ ist es ein Verbrechen, schwach zu sein. Und nicht nur die Politik, auch die Kultur fordert von einer Nation, die ihren Platz in der Welt behaupten will, eine gewisse Wucht und Masse.

Die Weltgeschichte ist nichts Anderes als die Geschichte des Zusammentretens kleiner verwandter Stämme zu großen nationalen und staatlichen Einheiten. Unsere Generation hat die Einigung Deutschlands und Italiens gesehen; praktische Politiker auf der Pyrenäenhalbinsel sprechen von einer iberischen, Träumer sogar von einer lateinischen Union, welche alle romanischen Völker umfassen soll, und der Panslavismus ist ein großer Gedanke, der zahllose Herzen höher schlagen macht. Die Zukunft wird in Europa nur drei große, sich nahverwandte, sich eins fühlende Stämme sehen: den slavischen, den germanischen, den romanischen; die kleineren Völker sind bestimmt, als ethnische Individualitäten, als Kulturelemente, zu verschwinden. Das Zusammenfließen von Sprachen, die nur kleine Verbreitungsbezirke haben, in solche, die einen großen Kreis umfassen, ist eine elementare und unabwendbare Erscheinung. Vergebens versucht es gerade in unsern Tagen da und dort eine Minderheit, die sich schmelzen und schwinden fühlt, sich gegen das kulturgeschichtliche Gesetz der Spracheinigung aufzulehnen. In der Provence arbeiten die „Felibres“ an einer Wiederbelebung der provençalischen Sprache und Litteratur; in Norddeutschland hat sich im Schatten Fritz Reuters und Klaus Groths eine ganze, täglich zahlreicher werdende Gruppe von Dichtern und Schriftstellern zusammengefunden, welche sich bewußt und absichtlich bemüht, eine eigene, selbständige plattdeutsche Litteratur zu schaffen; in Catalonien pflegt man die Lokalmundart, bringt in derselben Gedichte und Dramen hervor, veröffentlicht in ihr Zeitungen

und Jahrbücher, ja in den jüngsten Monaten hat ein aus Barcelona nach Madrid berufener Professor den kühnen Versuch gemacht, seinem Catalanisch im Herzen Castiliens selbst als Vortragssprache die Gleichberechtigung mit dem Castilischen zu erkämpfen. Damit gehen ähnliche Bestrebungen von Nationalitäten Hand in Hand, welche außerhalb der großen europäischen Sprachverbände stehen. Unsere Zeit hat das Aufblühen einer finnischen Litteratur beobachtet, in England agitiert man mächtig für die Pflege der wälschen (gaelischen) Sprache, welcher eigene Universitäten in Wales, eigene Lehrstühle an den englischen Universitäten errichtet werden sollen, in welcher neuestens zahlreiche Bücher und eine Zeitschrift erscheinen und unzählige Gedichte geschrieben werden, die sich alljährlich auf dem demonstrativen Nationalfeste der Gaelen, dem „Eisteddfodd" zu Llandudno, um Preise bewerben, — und selbst in den Thälern und auf den Abhängen der Pyrenäen regt sich neuestens geheimnisvoll und unruhig etwas, als ob sogar das altertümliche, verschollene Baskische plötzlich auf seine alten Tage den Ehrgeiz empfände, sich auch in litterarischer Toilette neben den anderen, vornehmeren Sprachen sehen zu lassen.

Aber das sind Bewegungen, die der Tag bringt und die mit dem Tage verschwinden werden. Wo nicht große politische Ereignisse störend in das Walten des Gesetzes eingegriffen haben, da sind die verwandten Dialekte eines Sprachstammes verödet und zu einer linguistischen Einheit zusammengeschwunden. In ganz Frankreich herrscht die Sprache der Isle de France, in welcher das Picardische, Poitevin, Angevin, Guien und die zahlreichen provençalischen Dialekte, die alle einst hochausgebildet waren, untergegangen sind; in Deutschland das Meißensche, welches das Niederdeutsche, Schwäbische, Fränkische, Bayrische, Allemannische u. s. w. unterdrückt; ein niederdeutscher Dialekt, das Holländische, konnte durch politische

Gründe zu einer großen Selbständigkeit gelangen, aber früher oder später, vielleicht in Jahrzehnten, vielleicht in Jahrhunderten, wird es wieder im gemeinsamen Hochdeutsch aufgehen, aus dem sich, trotz Obwaltens ähnlicher politischer Verhältnisse, das Schweizerdeutsch merkwürdigerweise nie zu litterarischer Selbständigkeit erhoben hat; in Spanien ist das Castilische souverän, nachdem es das Catalanische, Galicische, Murcianische, Valencianische, Andalusische u. s. w. verschlungen hat, ein Schicksal, vor dem sich bisher nur ein galicischer Dialekt, das Portugiesische, bewahren konnte, weil dieser Dialekt eben vom Panzer staatlicher Selbständigkeit geschützt war; in Italien und in Rußland sind Dutzende von Lokaldialekten unterdrückt, die in nichts hinter dem herrschenden Toscanischen und Moskowitischen zurückstehen und sich sofort zu selbständigen Sprachen und zu einer Gefahr für die Nationaleinheit entwickeln würden, wenn sie zum vornehmeren Gebrauch in Schule, Kirche, Verwaltung, Rechtspflege und Litteratur zugelassen wären. Das ist der Gang der europäischen Kulturgeschichte, und diesen Gang werden die heutigen separatistischen Bestrebungen kleiner Nationalitäten und Volkszweige nicht aufhalten.

Je entwickelter die Civilisation wird, je allseitiger Künste, Gewerbe, Wissenschaften gepflegt werden, um so lebhafter wird sich allgemein das Bedürfnis geltend machen, die Kulturarbeit aller Völker allen Völkern zugänglich zu machen. Das kann aber nur geschehen, indem man die Sprachhindernisse, welche die einzelnen Nationen trennen, nach Möglichkeit beseitigt. Im Mittelalter empfanden nur die hervorragendsten Geister aller Nationen das Bedürfnis, ihren Bildungspfennig zu gemeinsamem Kapitale zusammenzusteuern, und sie klammerten sich an die von der römischen Civilisation überkommene Weltsprache: ans Lateinische. Heute beschränkt sich

dieses Bedürfnis nicht auf die Elite der Völker, es steigt in tiefe und weite Kreise hinab, der Kaufmann, der Industrielle, der gewöhnliche Vergnügungsreisende und Unterhaltungsleser empfindet es fast so lebhaft wie der Gelehrte und der Politiker, und mit einer toten Sprache ist dem lebendigen, in immer neuen Formen sprießenden Gedankeninhalt der heutigen Kultur nicht gedient. Daher ein immer allgemeiner werdender Polyglottismus auch der Halbgebildeten und das Bestreben der Bürger kleiner Nationen, sich die Sprache eines großen Kulturvolkes als Schriftsprache anzueignen. Viele Walachen, aber selbst Spanier, Portugiesen, Südamerikaner und Italiener schreiben neben ihrer Muttersprache französisch, Holländer und Norweger schreiben deutsch, was zahlreiche Dänen nur wegen einer augenblicklich herrschenden politischen Stimmung nicht thun, und schwedische Gelehrte publizieren ihre Hauptarbeiten deutsch oder englisch. Das sind Anfänge, die sich entwickeln werden. Der Kulturhistoriker kann, ohne eine lächerliche Prophetenpose anzunehmen, mit Zuversicht voraussagen, daß viele Sprachen, die heute eine reiche Litteratur haben, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Lokaldialekten herabgesunken sein und ihren Platz in der Litteratur der nächstverwandten oder örtlich nächsten großen Kultursprache überlassen haben werden. Wie das Einmünden eines großen Stroms das Wasser eines Sees eine Strecke weit in seiner Farbe ändert, so erhält eine große Kultursprache ein eigenartiges Sonderkolorit durch jede Sprache und jeden Dialekt, den sie in sich aufgenommen hat, und die Litteraturen von Volkszweigen, die aus eigenen Mundarten zu gemeinsamer Schriftsprache hinübergelangt sind, zeigen dem feinfühligen Sinn Eigenarten und Unterschiede, die zu beobachten ebenso reizvoll ist, wie es das musikalische Ohr erfreut, dasselbe Tonstück in verschiedener Tonart und auf verschiedenen

Instrumenten zu hören. Die Sprache wird reicher, mannigfaltiger, ausdrucksvoller, wenn in ihren Grundton die Sonderstimmen aufgenommener Sprachen und Mundarten harmonisch hineinklingen, und die Ausdrucksmittel des menschlichen Gedankens werden durch die Verminderung der litterarisch gepflegten Sprachen nicht mitvermindert, sondern im Gegenteile vermehrt, weil sich eben den nach Form suchenden Gedanken in der aus den Elementen zahlreicher Dialekte aufgebauten höhern Sprache ein weit reicheres, weit mannigfaltigeres Material an Worten, Bildern und Wendungen darbietet, als in der das Gedankenleben einer beschränkteren Anzahl Individuen widerspiegelnden Sprache.

Das Aufgeben der lokalisierten und die Annahme der nächstverwandten weiterverbreiteten Sprache für Litteratur- und Kulturzwecke durch ein kleines gebildetes Volk ist also nur eine Frage der Zeit und der fortschreitenden Civilisation. Darum glaube ich, daß auch die Dänen sich früher oder später doch zur schwedischen Schriftsprache bekehren werden, wenn sie eben nicht in der deutschen untergehen wollen, und damit wird der wichtigste und schwerste Teil der skandinavischen Union verwirklicht sein.

Denn ich fasse die skandinavische Union unter den heutigen Verhältnissen als eine rein kulturelle, rein litterarisch-linguistische Frage auf. Ich kann mir den Zusammenschluß der nordischen Reiche auf dem Gebiete des Schrifttums, nicht auf dem der Politik denken. Das politische Selbständigkeitsgefühl ist in allen drei Ländern zu kräftig entwickelt, als daß eines derselben daran denken würde, seine staatliche Unabhängigkeit aufzugeben. Außerdem sind die Dynastieen, die gegenwärtig die skandinavischen Länder beherrschen, im Herzen ihrer Völker zu fest gewurzelt, als daß diese in ihrem Drange nach Einigung über sie hinweggehen würden. Die Popularität der Dynastieen ist also das Haupthindernis praktischer

Verwirklichung der Aspirationen nach der skandinavischen Union. Umgekehrt aber ist diese Lieblingsidee der besten Männer der Nordens ein Damoklesschwert über dem Haupte der nordischen Könige, und es ist sicher, daß der erste dänische oder schwedische König, der sich durch schwere Fehler wider die Konstitution und den Volkswillen um die populären Sympathieen brächte, die dringendste Gefahr liefe, der dann mächtig emporlodernden Idee der skandinavischen Union geopfert zu werden.

Durch Göta- und Svealand.

Nach einer kurzen, angenehmen Fahrt durch den Sund, auf der ich schon wieder vergebens „das Gruseln erlernen wollte“ und in meinem verhängnisvollen Irrtum, daß die Seekrankheit gegen mich nicht aufkommen könne, trügerisch bestärkt wurde, kamen wir, mein Reisekamerad und ich, an einem schönen, hellen Frühlingsmorgen in Malmö an, wo wir den Eisenbahnzug bestiegen, der uns nach Stockholm bringen sollte.

Mein Freund hatte an diesem Morgen einen akuten Anfall von Sparsamkeit, den er jedoch hinter gleisnerischen Vorwänden zu maskieren suchte. Er zeigte mir die Coupés erster und zweiter Klasse, die allerdings verzweifelt schlecht besetzt waren, und stellte mir vor, daß ein Reisender, der in Kulturgeschichte macht, das größte Interesse daran habe, mit recht vielen Landesbewohnern in Berührung zu kommen, ihre Sitten aus der Nähe zu beobachten, mit ihnen zu sprechen 2c. Dazu aber biete ein wohlgefülltes Coupé der dritten Klasse weit bessere Gelegenheit als ein leeres der höhern Wagenklasse, und darum sollten wir natürlich bloß zur Förderung unserer Studien und Beobachtungen, diesmal

in der dritten Klasse fahren. Nun war zwar das Argument mit dem Sprechen eine arge Aufschneiderei, denn mein Freund war im Schwedischen nicht übers Zählen hinausgekommen und auch an meiner schwedischen Konversation würde damals ein Eingeborener nur einen äußerst geringen Genuß gehabt haben, allein ich that, als wäre ich überzeugt, und wir saßen eine Minute später in einem vollgepferchten Coupé dritter Klasse Seite an Seite mit acht schwedischen Reisenden, die größtenteils Bauern, zum geringeren Teil Handwerker und Arbeiter waren.

Anfangs hatten wir an unseren Mitreisenden unsere helle Freude. Die Bauern waren auch hier wie in Dänemark schöne, großgewachsene, kräftige Leute, die den Nacken gerade und den Kopf hoch trugen und mit stolzen, freien Blicken in die Welt hinaussahen. Sie waren allerdings schlechter und unsauberer gekleidet, als man es in Dänemark sieht, und machten auch nicht entfernt den Eindruck der Wohlhabenheit, den wir bei den seeländischen Bonden empfangen hatten; allein in ihrer Freude an eifrigem politischen Gespräch glichen sie ihren Stammesgenossen jenseits des Sundes. Wir hörten ihnen gerne zu und es war uns eine angenehme Übung, das zu erraten, was wir von ihrer Rede nicht verstanden. Allein schon nach wenigen Stationen wich das anfängliche Behagen einem entgegengesetzten Gefühle. Die Beine entlang ließ sich alsbald ein verdächtiges Kribbeln und Jucken verspüren, welches uns im Zusammenhange mit dem gewissenhaften Kratzen, das ein großer Teil der Mitreisenden fortwährend vollführte, die beängstigende Vermutung nahelegte, daß wir am Beginn einer formidabeln Invasion von Flöhen ständen. Außerdem entwickelten unsere Nachbarn eine Reihe sehr bedenklicher Gewohnheiten. Fünf von ihnen pafften und schmauchten aus hölzernen Pfeifen einen Tabak, der aus den geteerten Hanffäden zerzupfter

Schiffstaue angefertigt sein mochte, und die übrigen drei kauten stattliche Priemchen, welche ihnen bald die eine, bald die andere Wange hervorbauchten. Alle zusammen aber expektorierten sich mit großer Häufigkeit, wobei die anspruchsloseren sich damit begnügten, es schlicht vor sich hin zu thun, während die jüngeren und eitleren durch die Gewandtheit, mit der sie ein oft kleines Ziel trafen, um das Wohlgefallen der Zuschauer buhlten. Infolge dieser Kunstübungen begann der hölzerne Fußboden sehr rasch das Ansehen einer Kaulquappenpfütze anzunehmen, und da wir leider mit vielem Handgepäck gesegnet waren, welches, weil wir die schmalen Netze bereits vollbelegt vorgefunden hatten, zum Teil auf den Dielen unter den Bänken hatte untergebracht werden müssen, so sahen wir mit Schrecken den Augenblick voraus, wo unsere Köfferchen und Schachteln in einer stets wachsenden Schlammschichte rettungslos untergegangen sein würden. Auch die Luft im Coupé wurde sehr rasch unatembar, weil die biedern Schweden große Angst vor Erkältung an den Tag legten und sich mit höflicher Entschiedenheit dem Öffnen der Fenster widersetzten.

Als die Dinge bereits ein durchaus unleidliches Ansehen gewonnen hatten, begnügte ich mich damit, meinen sparsamen Freund mit bitterer Schadenfreude zu betrachten. Er war in diesem Augenblicke eine ergötzliche Studie. Bleich und leidend lehnte er sich gegen die Wand und schnappte mit halbgeöffnetem Munde nach Luft, raffte sich jedoch sofort zu einem unsichern Lächeln auf, wenn er sich von mir beobachtet sah. Von Zeit zu Zeit ließ er sachte ein Schiebfenster hinab, in der Hoffnung, daß das Manöver von den Insassen des Coupés in ihrem Gesprächseifer nicht bemerkt werden würde; allein kaum drang der erste Stoß der kühlen, würzigen Außenluft herein, als sich auch schon ein halb Dutzend Hände beeilten, die Öffnung hermetisch zu verstopfen, wobei die

Luftfeinde auch noch höchst liebenswürdig lächelten und meinem armen Freunde freundlich zunickten! Ihm gegenüber saß ein junger, stämmiger Bauer, der sich durch eine besondere Geschicklichkeit im Zielspeien hervorthat. Mein Freund verfolgte mit sichtbarer Aufregung das schelmische Spiel seines Gegenübers, das anfangs sein flüssiges Geschoß bald zwischen, bald vor die Füße meines Reisekameraden sandte und diesen durch den steten Wechsel des Ziels in ängstlicher Spannung erhielt. Nach einiger Zeit schien der Virtuose sich jedoch für einen einzigen Punkt entschieden zu haben, den er nunmehr regelmäßig und kunstgerecht bombardierte. Das neue Ziel war unsichtbar, mußte jedoch unter der Bank irgendwo zwischen den Beinen meines Freundes liegen. Dieser hatte eine Weile unruhig den Wechsel des Angriffsobjekts beobachtet, bis ihm plötzlich eine fürchterliche Ahnung durch den Kopf fuhr. Wie von einer Tarantel gestochen, sprang er auf und blickte unter die Bank — richtig, es war wie er gefürchtet hatte: das blanke Messingschildchen am Schlosse des Handkoffers meines Freundes hatte dem schalkhaften Schweden alle die Zeit her als Ziel gedient!

Diese Entdeckung verwandelte meinen sonst so gutmütigen und liebenswürdigen Freund in eine Hyäne. „Sie Schwein!“ schnaubte er den Verbrecher an, der glücklicherweise für die deutsche Verbalinjurie kein Verständnis zeigte und den zornigen Mann nur erstaunt ansah, mir aber rief er zähneknirschend zu: „Bei der nächsten Haltestelle steigen wir in die zweite Klasse über.“

Das war mir ganz recht, denn ich hatte zu dem Experimente von Anfang kein Vertrauen gehabt und es zuletzt im Coupé unleidlich gefunden. Ich stieg also schon in der nächsten Station aus, um die finanziellen Vorbedingungen unserer Übersiedelung an der Billettenkasse zu erfüllen. Der Aufenthalt sollte an dieser Station nach dem Fahrplan fünf

Minuten betragen. Ich verlor gut die Hälfte dieser Zeit mit dem Suchen nach dem Billettenschalter, an den man erst nach dem Durchschreiten etlicher Wartesäle und Korridore gelangte. Hier trug ich dem Beamten in fliegender Hast und aufgeregt mein Begehren vor. Der Mann, offenbar ein zur Beschaulichkeit geneigter Charakter, hörte mich gelassen an, ließ sich meine Fahrkarten zeigen, betrachtete sie mit Interesse, frug mich nach meiner Nationalität und begann dann, immer mit größter Ruhe, eine umfängliche Litteratur über den ihm sichtlich sehr verwickelt scheinenden Fall zu Rate zu ziehen. Er schlug große und kleine Register auf, las mit Vertiefung in verschiedenen Büchern, fuhr mit dem Finger über die Zahlenkolonnen von Tabellen und machte sich mit Bleistift ab und zu Notizen. Mir brannte der Boden unter den Füßen, um so mehr, als ich von draußen her ein bedenkliches Pfeifen und Läuten und Rufen hörte, und ich schrie den gewissenhaften Beamten an, er möge doch um Gottes willen seine eingehenden Studien ein andermal vornehmen, da mir sonst der Zug vor der Nase weggehen werde; allein der Mann erwiderte mit mildem Lächeln: „Haben Sie keine Angst, guter Herr, der Zug kann nicht abgehen, so lange ich hier bin.“ So viel Zuversicht und Ruhe gab auch mir das Vertrauen wieder, und ich konnte mit geringerer Nervosität zusehen, wie der gründliche Forscher neue Bücher zu Rate zog, komplizierte Berechnungen auf dem vor ihm liegenden Papier anstellte, in minutenlanges Sinnen verfiel und mir endlich mit Sammlung eine Ziffer nannte, von deren Richtigkeit er sich erst noch durch zweimaliges Nachrechnen und durch Anstellung von allerlei Proben überzeugte. Ich bezahlte und hielt nun doch einige Eile für angezeigt, weshalb ich in raschem Laufe auf den Perron hinausstürmte.

Hier bot sich mir ein unerwartetes Schauspiel. Vor

unserem Coupé stand mein Freund und umklammerte mit beiden Händen den Arm des Schaffners, um ihn zu verhindern, seine Blechtrompete an die Lippen zu führen und das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Umsonst zappelte der Schaffner, um sich von den Händen des Verzweifelten zu befreien, dieser hielt ihn wie ein eiserner Schraubstock und redete auf ihn los in einer unerhörten Sprache, die er sich in seiner Todesangst erfunden hatte. Es war eine Art Deutsch, welches sich durch unverständliche Aussprache und Verschlucken der Wortenden bemühte, eine gewisse Ähnlichkeit mit Dänisch zu erlangen, um auf diesem wunderlichen Umwege dem Schwedischen näher zu kommen. Der Gedanke war sinnreich, aber der Schaffner verstand dennoch kein Wort von dem Kauderwelsch und bestand darauf, das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Sämtliche Passagiere des Zuges streckten die Köpfe zu den Waggonfenstern heraus und beobachteten mit großer Heiterkeit die drollige Scene, nur unsere eigenen Coupégenossen, die wir so schnöde verlassen wollten, unterstützten mit ihrer verständlicheren und darum wirksameren Überredung das immer aussichtslosere Bemühen meines armen Freundes, den pflichteifrigen Schaffner zu längerem Warten zu bestimmen.

So standen die Dinge, als ich wie eine Bombe aus der Thür des Wartesaals hervorgeschossen kam. Kaum erblickte mich mein Reisekamerad, als er den Schaffner losließ und mit purpurrotem Gesichte auf mich zufuhr: „Wo stecken Sie? Was treiben Sie? Wissen Sie, daß der Zug um Ihretkalben eine Verspätung von zehn Minuten hat?“ Zu Erklärungen war keine Zeit und ich antwortete nur: „Steigen wir vor allem über, alles andere wird sich finden.“ Mein Freund, noch immer aufs höchste erregt, sprang mit einem Satze ins Coupé, und während die übrigen Insassen, die sein Beginnen unbegreiflich fanden, ihn staunend fragten, was er treibe, erraffte er mit einer Behendigkeit und Kraft, welche die

Todesangst ins Wunderbare steigerte, zwei Köfferchen, einen Mantelsack, zwei Hutschachteln, einen zusammengerollten Plaid, zwei Regenschirme, einen Reisepelz, einen Überrock, etliche Bücher und Zeitungen, schwang sich mit dieser Last, die ihn unter sich fast begrub, aus dem Coupé, fuhr unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer mit der Jähigkeit eines Irrwisches den Zug entlang und zwängte sich im Nu durch die Thür eines Coupés zweiter Klasse, wo er keuchend auf den Sitz sank und die Siebensachen kraftlos aus den Händen, von den Schultern, von unter den Armen und zwischen den Zähnen auf den Boden fallen ließ. Ich fand nur noch einen einzigen Überrock vor, den er mir übrig gelassen hatte; den nahm ich denn auf den Arm und folgte meinem Freunde in das neue Coupé, das eine Sekunde später dröhnend geschlossen wurde, worauf der Zug sich endlich in Bewegung setzte.

Wir waren schon eine gute Strecke im freien Felde, als Freund F. endlich seine ruhige Besinnung wiederfand und daran ging, das Gepäck zu revidieren und ordentlich wegzustauen. Bei dieser Gelegenheit konstatierte er nun, daß er unser sämtliches Gepäck und ich bloß meinen Überrock getragen hatte, und diese Entdeckung brachte ihn aufs neue höchlich auf. Vergebens machte ich geltend, er habe in seinem Eifer alles an sich gerissen und mir nichts zu thun übrig gelassen, er bestand darauf, in meinem Vorgehen einen Beweis des schwärzesten, ruchlosesten Egoismus zu erblicken, und noch heute, nach fünf Jahren, pflegt er mir mit Bitterkeit vorzuhalten, wie ich damals im schwedischen Bahnhof gemächlich meinen Überrock trug, während er unter der Last unseres dutzendfältigen Gepäcks atemlos daherkeuchte.

Die Behaglichkeit, deren wir uns im neuen Coupé zu erfreuen hatten, machte uns alsbald das Ungemach des geschilderten Intermezzo vergessen. Wir konnten uns nunmehr der Betrachtung des Landes, durch das wir dahin-

fuhren, mit Genuß hingeben. Große Abwechselung bot die Gegend nicht; es war meist flaches oder sanft gewelltes Land, ab und zu durch einen kleinen Fluß oder einen hübschen, inselreichen, schilfbewachsenen See unterbrochen. Selten kamen wir durch einen dunklen Föhrenwald, noch seltener durch steiniges, unfruchtbares Gefild, wo der granitene Urfelsen durch die dünne Schichte urbaren Landes an zahlreichen Stellen hervorbrach und nackt zu Tage lag. Meist war das Land im Gegenteil gut bebaut, die kleinen Dörfer und Städte folgten einander in nicht allzulangen Abständen, und sehr häufig tauchten einzelstehende Bauernhäuser auf, fast durchgehends Holzbauten mit hellroten Ziegeldächern, die einen sehr freundlichen Eindruck machen. Bemerkenswert ist die Ähnlichkeit und Stilverwandtschaft zwischen diesen schwedischen und den russischen Blockhäusern, eine Ähnlichkeit, die durch das gleiche Baumaterial allein nicht erklärt ist. Ich denke eher an eine ferne Nachwirkung jener Beziehungen, welche die nordischen Waräger vom neunten Jahrhundert ab zu Byzanz und Rußland hatten und welche ganz gut eine Adoption der Bauformen dieser Länder durch die in ihre Heimat zurückgekehrten Krieger zur Folge haben konnten.

In der Station Moheda bekam die Besatzung unsers Coupés Zuwachs in Gestalt zweier bemerkenswert hübschen jungen Damen, die nach Jönköping zu ihren dort als höhere Beamte lebenden Gatten fuhren. Die eine sprach vortrefflich, die andere hinreichend deutsch, so daß sich alsbald eine lebhafte Konversation zwischen uns entwickeln konnte. So erfuhren wir, daß die Damen aus Wärend waren, welches eine Art schwedisches Weinsberg ist. Die Wärenderinnen haben einmal ihr Land mit großem Mut und Tapferkeit von einem Feindeseinfall gerettet. Schweden war wieder einmal in einem seiner häufigen Kriege mit Dänemark und alle waffenfähigen Männer der südlichen Distrikte hatten

sich um den König geschart, der sie gegen die Hauptmacht des Feindes führte. Das Land lag nun offen und schutzlos da, bloß der Hut der zurückgebliebenen Frauen, Greise und Kinder anvertraut. Das erfuhr eine starke Abteilung der Dänen, welche sich beeilten, hinter dem Rücken der schwedischen Hauptarmee ins Innere des Landes zu dringen. So kamen sie nach Wärend, wo die Weiber sie mit gleisnerischer Freundlichkeit empfingen, ihnen ein reichliches Gelage bereiteten und sie dann, als sie von Speisen und Getränken und ausgetauschten Liebesblicken völlig betäubt waren, in der Nacht bis auf den letzten Mann niedermachten. Wie man sieht, ist die Großthat der Wärenderinnen keine passive und weiblich-liebevolle wie die der Weinsbergerinnen, sondern eine sehr aktive, ein Bravourstück à la Judith, jedoch ohne vorhergehende Liebesnacht. Nach Beendigung des Krieges erteilte der König den Frauen von Wärend zum Lohn für ihre Tapferkeit das Privilegium, mit dem Rechte, auf einen vollen Sohnesanteil zu erben, während die übrigen schwedischen Frauen von jeder Erbfolge nach wie vor ausgeschlossen blieben. Außerdem erhielten sie das Vorrecht, bei ihrer Trauung in Wehr und Waffen vor den Altar zu treten und sich von kriegerischer Musik mit Zinken, Hörnern und Pauken zur Kirche geleiten zu lassen, ein Vorrecht, dessen sich noch unsere liebenswürdigen Reisegefährtinnen bei ihrer Verheiratung bedient hatten, wie sie sich mit großer Genugthuung rühmten.

Gegen Mittag gelangten wir in eine Station, die sich eines Büffetts rühmte. Die Bahnverwaltung läßt den Reisenden hier mit anerkennenswerter Großmut eine halbe Stunde zu ihrer Verfügung, und wir benutzten diese Zeit, um zum ersten Male mit der schwedischen Küche eingehende Bekanntschaft zu machen. Wir empfingen von ihr einen sehr guten Eindruck. Sie steht ungefähr zwischen der englischen und französischen Küche. Sie ist beinahe so schlicht und primitiv, jedoch nicht

ganz so ungeschlacht-brutal wie die erstere und hat von der letzteren bereits die Anfänge der wissenschaftlichen Zusammenstellung eines Diners erlernt, ohne sich ihre Raffinements angeeignet zu haben. Freilich sind ihr auch noch einige Eigentümlichkeiten geblieben, welche ihr ein nationales Gepräge geben. Indessen thäte die schwedische Küche sehr wohl daran, diese Eigentümlichkeiten aufzugeben, da dieselben barbarisch sind. Welcher gebildete Gaumen wird sich nicht angesichts einer Suppe entsetzen, die aus Milch, Bisquit und Fruchtsäften zusammengebraut ist, und welcher ästhetische und logische Esser nicht verblüfft sein, wenn er sieht, daß man Beefsteaks und Hauptsalat dick mit gestoßenem Zucker bestreut! Das schwedische Weißbrot ist trocken und lehmig, das Schwarzbrot sieht aus und schmeckt, als wäre es aus Kohlenstaub geknetet, dagegen giebt es eine originelle Brotsorte, das „Knäkkebröd", welche nicht zu verachten ist, vorausgesetzt, daß man einen Magen hat, der zur Not auch einige Kieselsteinchen und Schuhnägel verdauen könnte, ohne sich über die ihm zugemutete außergewöhnliche Arbeit zu beklagen. „Knäkkebröd" hat die Form von tellergroßen, runden, flachen, etwa kleinfingerdicken Scheiben und wird aus Roggenmehl gebacken. Es ist sehr hart, derb in seinem Gefüge und gleicht in Ansehen und Geschmack einigermaßen dem ungesäuerten Brot der Juden. In Kriegszeiten könnte man es als Schild verwenden, denn ich glaube, daß es gegen Hieb und Stich und selbst gegen eine matte Kugel hinreichenden Schutz gewähren würde. Da es sich aber recht knusperig ißt, so hat es für gesunde und unerschrockene Zähne eine gewisse Verlockung, daran zu knabbern.

In dem Stationsbüffett, wo wir diese kulinarische Beobachtungen anstellten, herrschten auch ganz eigentümliche Sitten und Gepflogenheiten, wie man sie nirgends in Europa wiederfindet. Wir traten in eine reinliche Stube, in welcher

wir einige blankgescheuerte Holztische bemerkten. Auf dem einen standen Stöße von Tellern, Gläser, Flaschen und Pyramiden von Eßbestecken; die anderen waren mit Schüsseln beladen, von welchen uns allerlei appetitliche Speisen entgegendufteten; hier winkte eine braungebratene, trefflich aussehende Gans, dort rauchten Suppenschüsseln und riesige Roastbeefs, dazwischen lockten große Lachse, Forellen, Wildenten, Kalbsbrüste und Würstchen, und auch an Kartoffeln, Kompott, Käse und Butter fehlte es nicht. Ein dienstbarer Geist war nirgends zu sehen. Man trat ein und bediente sich selbst nach Belieben. Während ich mich an ein Glas Bier und ein schlichtes, aber ausgiebiges Stück Roastbeef mit Kartoffeln hielt, bemerkte ich, wie mein Freund einen raschen Blick der Orientierung um sich warf und dann zuerst einen königlich aussehenden Lachs anschnitt, hierauf herzhaft auf eine Gans einhieb, dann an einer Wildente naschte, nebenbei ein Würstchen versuchte und zuletzt mit einem Stückchen Käse schloß, nicht ohne das Ganze mit generösen Portionen von allerlei Schnäpsen und Bier befeuchtet zu haben. Ich war ganz starr vor Erstaunen. Was war aus den Prinzipien der Sparsamkeit geworden, zu deren beredtem Anwalt er sich heute morgens aufgeworfen hatte? Was sollte diese leichtfertige Verschwendung bedeuten? Erwuchs mir aus seinem maßlosen Thun nicht die Pflicht, ihm Vorstellungen zu machen und ihn freundschaftlich, aber eindringlich vor den bösen Folgen seines lockern Gehabens zu warnen? Allein ehe ich noch über all diese Fragen schlüssig werden konnte, ertönte das erste Glockenzeichen zur Abfahrt. In demselben Augenblicke öffnete sich ein Schiebfenster an der Wand und hinter demselben wurde der freundliche Blondkopf einer jungen Dame sichtbar, die lächelnd in den gefüllten Speisesaal herein sah. Die Reisenden drängten sich an das Schiebfenster, und ich erkannte, daß hier die Zeche bezahlt wurde. Als die

Reihe an mir war, begann ich methodisch aufzuzählen, daß ich ein Glas Bier, ein Roastbeef, Kartoffeln u. s. w. gehabt habe. Allein die junge Dame unterbrach meine Bekenntnisse mit der kurzen Auskunft: „Das macht 1 Krone 25 Öre." Lächelnd hatte Freund F. hinter mir stehend die kleine Scene mitangesehen, lächelnd trat nun er an den Schalter und überreichte der Dame, ohne ein Wort zu sagen, 1 Krone 25 Öre, die sie mit freundlichem Danke entgegennahm, während er mir einen triumphierenden Blick zuwarf. Es stellte sich also heraus, daß hier ein bestimmter Preis von 1 Krone 25 Öre bestand, um den man nach Belieben zulangen konnte und der für den schwachen wie für den starken Esser, für den unbedenklichen Schlucker wie für das wählerische Leckermaul galt. „Wie in aller Welt haben Sie das nur wissen können?" fragte ich erstaunt meinen Freund, der mir nun folgende wirklich tiefsinnige Auskunft gab: „Als ich in den Speisesaal trat, beobachtete ich einen alten, sehr dürftig aussehenden Bauer, der von Schüssel zu Schüssel ging, überall kostete und sich schließlich bloß an die besten und köstlichsten Speisen hielt, während er die gemeineren völlig verschmähte. Da wurde es mir augenblicklich klar, daß die Menge und Feinheit der Speisen hier keinen Preisunterschied machen könne, weil der Bauer sonst gewiß mit den billigsten vorlieb genommen hätte, und ich schwankte trotz der Sparsamkeit, zu der ich mich bekenne, nicht einen Augenblick, dem Beispiel des Bauers zu folgen." Von diesem Momente an hatte ich für den Scharfsinn meines Freundes die größte Hochachtung und ich weissagte ihm sofort glänzende Geschicke.

Es spricht für die große Ehrlichkeit der Schweden, daß sich hier ein solches System auf die Dauer erhalten kann. Ich weiß zahlreiche Länder, wo dasselbe nicht eine Stunde lang bestehen würde, ohne zu den ärgsten Mißbräuchen zu führen. Unskrupulöse Reisende würden ganze Schinken und

Käselaibe, Gänse und Schnapspullen als Mundvorrat mitnehmen, wenn sie nicht etwa Teller und Eßzeug ebenfalls einstecken würden, und der Wirt wäre entweder gezwungen, eine strenge Saalpolizei einzuführen und seinen Gästen scharf auf die Finger zu sehen, oder er müßte in drei Tagen ruiniert sein. Dasselbe Vertrauen zur allgemeinen Redlichkeit und Diskretion, welches wir hier im Stationsbüffett bemerkten, giebt sich auch in Stockholm und Gothenburg in allen Restaurants kund. Es herrscht nämlich in diesen ganz allgemein eine Einrichtung, welche nicht verfehlt den Fremden in Erstaunen zu versetzen. Im Speisesaal stehen auf einem großen Tische zahlreiche kalte und warme Speisen und Getränke aller Art, zu welchen die Gäste frei zulangen. Man findet da englisches, bayrisches und einheimisches Bier, Kornbranntwein, Cognak, Kümmel, französische Liqueure, geräucherten und gesottenen Lachs, Häringe, Anchovis, Schinken, allerlei Wurst-, Fleisch- und Käsesorten, Eierspeise, die durch ein Weingeistflämmchen warm gehalten wird, und Ragoutschüsseln in Kohlenbecken. Der Eintretende begiebt sich zuerst an diesen Tisch, trinkt ein Gläschen Wein oder Schnaps, nascht eine Kleinigkeit aus einer oder der andern Schüssel und bestellt dann sein ordentliches Mittagsmahl. Für die Vorspeisen wird nichts bezahlt, sie gelten als bloße Appetiterreger, und ein Schwede kann sich gar nicht eine Mahlzeit denken, der nicht ein solches „Kosten" vorausgegangen wäre. Es kommt nie vor, daß ein Eingeborener mit dieser liberalen Einrichtung Mißbrauch treiben würde. Dagegen beobachtete ich selbst später in Stockholm, wie in mein Restaurant regelmäßig ein Amerikaner kam, sich an den Kosttisch stellte und hier eine halbe Stunde lang gleich einem Werwolf aß und trank, worauf er ein Glas Blier und eine Suppe bestellte, etwa 25 Öre bezahlte und fürbaß ging. Der Amerikaner glaubte sich wohl etwas Großes, daß er es verstand, um so geringes Geld so reichlich

und trefflich zu speisen, Wirt und Kellner aber, die sein gemeines Treiben geradeso bemerkten wie ich, begnügten sich damit, den indiskreten Gast mitleidig und verächtlich zu belächeln, ohne seinem Thun mit einer Silbe zu wehren.

Das herrliche Abfütterungssystem, dessen Bekanntschaft wir im Bahnhofrestaurant gemacht, hatte meinen Freund das Ungemach des Morgens vergessen lassen und seine gute Laune völlig wiederhergestellt. Wir waren denn auch in rosigster Stimmung, als wir in Stockholm eintrafen, und der Anblick der Stadt war ganz geeignet, diese treffliche Stimmung noch zu erhöhen.

In der That, es ist schwerlich möglich, sich ein entzückenderes Städtebild zu denken als das von Stockholm. Natur und Civilisation haben sich hier vereinigt, um ein unübertreffliches Juwel von einer Stadt zu schaffen. Stockholm ist ein förmliches Ausstattungsstück mit den überraschendsten Verwandlungen. Hier befinden wir uns in einer schönen, breiten, geraden Straße, die gut gepflastert und zu beiden Seiten mit stattlichen Häusern eingefaßt ist, in welchen sich ein reiches Warenlager neben dem andern öffnet, so daß man sich in einer eleganten Handelsstraße von Paris oder London glauben möchte; wir biegen um die Ecke und — erster Dekorationswechsel: vor uns öffnet sich ein weiter See, mit kleinen waldigen Inseln übersäet, von winzigen Dampfern und Schiffen mit schimmernden Segeln durchpflügt, auf dessen Spiegel Sonnenschein und Wolkenschatten wunderbare Licht- und Farbeneffekte hervorzaubern; wir bedürfen einiger Minuten, um uns angesichts dieser prächtigen Überraschung zu sammeln, und besteigen dann einen der kleinen Dampfer, die den See befahren; nun folgt der zweite Dekorationswechsel oder vielmehr eine ganze Reihe zauberischer Wandelbilder: blicken wir rechts, so sehen wir nichts als die unermeßliche Wasserfläche, deren Horizont vor uns flieht und deren unsicht-

barer Saum gleich der Begrenzungslinie eines Meeresgesichtskreises mit dem Himmel verschmilzt; blicken wir links, so fällt unser Auge auf einen stolzen Quai, wo mächtige Oceanfahrer in langer Zeile nebeneinander vertäut und verankert liegen und ein emsiges Gewimmel von Hafenarbeitern Waren löscht und lädt; blicken wir nach der entgegengesetzten Seite, so haben wir einen in weichen Linien geschwungenen flachen, sandigen Strand vor uns, wo Fischer geruhig ihre Netze flicken und zum Trocknen ausbreiten, während andere lässig ihre Angel in die fischreiche Flut senken, eine ganz italienische, neapolitanische Erinnerungen heraufbeschwörende Ansicht; wenden wir uns nun um, so erhebt sich steil und trotzig eine starrende Felswand vor uns, an deren dunklem Fuße die leise bewegte Welle sich mit einer Neigung zur Brandung silbern bricht. Ein bloß halbstündiger Spaziergang führt hier der Reihe nach durch großstädtische, nach der Schnur gezogene Straßen, über Plätze, die mit ehernen Monumenten geschmückt sind, über imposante Brücken, welche ein Gewirr von Strömen, Seearmen und Kanälen überspannen, an Seeen, deren blauer Spiegel so ruhig träumt, als läge er weltverloren in einem amerikanischen Urwald, über Inseln, die bald mit Häusern und alten Kirchen, bald mit den Resten tausendjähriger Forste besetzt sind, an Hafenlinien, die das Leben der Hamburger oder Londoner Docks erfüllt, und auf Felsenberge, wo der kahle Granit seine abenteuerlich wilden Formen gen Himmel reckt. Dieses innige Gemisch von See, Strom, Urwald, Felsenwildnis und Großstadt ist für Stockholm und in ganz Europa bloß für Stockholm charakteristisch. Gott nahm eines Tages ein Stück des schottischen Seedistrikts, ein Stück des neapolitanischen Strandes, einige der hyerischen Inseln, etliche Bergknorren aus der Granitkette des Urals, ein Stück kanadischen Fichtenforstes und einige Stadtviertel von Paris, rüttelte das Ganze

in einem Gefäß tüchtig durcheinander und goß es ohne Ordnung an das Ufer eines Ostseemeerbusens, wo es heute die Hauptstadt des Königreichs Schweden bildet und Stockholm genannt wird.

So originell die Stadt selbst ist, so wenig originell ist das Leben in ihr. Die Existenz der Menschen ist nach der allgemeinen europäischen Kulturschablone geformt. Man geht auf die Börse, wo kontinentale Papiere gehandelt werden, ins Kaffeehaus, wo man die Zeitungen liest und Grog dazu trinkt, ins Theater, wo die neuesten Pariser Stücke gespielt werden, in die zahllosen Cafés chantants des „Djurgården“ (Tiergarten), wo Pariser, Londoner und Berliner-Chansonettensängerinnen die jüngsten Gassenhauer aller Nationen popularisieren, man kleidet sich nach der letzten Pariser Mode und würden die Leute nicht schwedisch sprechen, man könnte sie ganz gut für die Bewohner einer andern beliebigen nord- oder mitteleuropäischen Großstadt halten. Nur äußerst selten verirrt sich ein nationaler, individueller Zug in diese banale Physiognomie des Stockholmer Lebens; so sieht man ab und zu, namentlich des Sonntags, Bauern und Bäuerinnen in origineller, bunter Tracht gruppenweise zur Kirche und in den Djurgården ziehen; die Damen, die fast ausnahmslos den Wuchs und Knochenbau eines Tambourmajors haben und blonde, blauäugige Schönheiten sind, denen zur Vollkommenheit bloß eine feinere Modellierung der Hände und Füße und eine generösere Entwickelung der Büste fehlt, tragen bei kaltem Wetter über ihrer in tadellosestem Pariser Schnitt und Aufputz prangenden Straßentoilette einen allerdings genügend eigentümlichen, aber auch scheußlichen schweren Mantel aus rotbraunem Sammet, der gerade und einförmig vom Halse bis zu den Füßen reicht und seiner Trägerin das Aussehen einer großen wandelnden Glocke verleiht; die Mägde verbringen den größten Theil ihrer Zeit damit, Hausflur, Trep-

pen, Korridore und Küchen mit Malereien zu bedecken, wobei sie sich dicker Kalkmilch als Farbe bedienen; diese Dekorationen stellen Kreise, Vierecke, Sterne, Palmenzweige und schematische Blumen dar und erheben sich, je nach der Phantasie und zeichnerischen Begabung der betreffenden Magd, von der einfachsten geometrischen Figur bis zur kompliziertesten, blühendsten Arabeske. In manchen Fällen schwingt sich die handfeste Künstlerin sogar bis zur Polychromie auf und sucht ihrem vergänglichen Werke durch Verwendung von Rötel, Ockergelb und Berliner Blau erhöhten Reiz zu geben. Der über diese sonderbaren Fresken rücksichtslos hinschreitende Fuß zerstört sie natürlich sehr bald, so daß sie zwei- bis dreimal in der Woche erneuert werden müssen. Das ist eine ebenso unnütze als zeitraubende Gepflogenheit, aber ich glaube, eine Stockholmer Hausfrau würde trotz ihrer tiefen Frömmigkeit eher auf ihrer Seelen Seligkeit als darauf verzichten, daß alle Treppen- und Flursteine ihres Hauses mit Kalkmalereien geziert seien.

Da ich schon die eigenartigen Züge des Stockholmer Lebens mühsam zusammensuche, so darf ich auch die Art, wie hier gegessen wird, nicht mit Stillschweigen übergehen. Von den originellen Seiten der schwedischen Küche und von der Sitte des „Vorkostens“, die in allen Privathäusern wie in den Restaurants besteht, habe ich schon weiter oben gesprochen. Nun sei noch konstatiert, daß man sich wohl nirgends in der Welt so reichlich nährt wie hier. Man frühstückt wie ein Engländer, speist zu Mittag wie ein Deutscher, nimmt vor- und nachmittags einen Zwischenimbiß, eine „Jause“, wie ein Österreicher, und nachtmahlt wie ein Franzose; dank diesem weisen Eklekticismus gelangt man dazu, täglich fünf Hauptmahlzeiten zu haben und jedesmal so viel zu essen und zu trinken, daß ein Spanier oder Italiener an einer einzigen solchen Mahlzeit acht Tage genug hätte. Wenn der Sinn

für die Großthaten Pantagruels in der ganzen übrigen Welt verloren gegangen ist, wird man sie hier noch mit Rührung und Verständnis lesen. Ich weiß nicht, ob ich das von allen Schweden sagen darf, aber die Stockholmer sind gewiß die direkten Nachkommen der verdauungstüchtigen Heroen des Rabelais.

An den gewöhnlichen, in Baedekers Bereich fallenden Sehenswürdigkeiten hat Stockholm nicht mehr und nicht weniger als jede andere königliche Residenzstadt, die sich respektiert. Zahlreiche Königs- und Heldenstandbilder, untermischt mit einigen wenigen Büsten und Statuen von Gelehrten und Dichtern, schmücken die öffentlichen Plätze; das königliche Schloß ahmt, da seine Façaden aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen, pflichtschuldigst den Stil französischer Rococopaläste nach; die Bildergalerie des Nationalmuseums enthält die übliche Anzahl teils mittelmäßiger, teils fraglicher italienischer Meister, dagegen allerdings viele gute Werke aus der flämischen und niederländischen Schule und eine sehr vollständige Vertretung der einheimischen Kunst, die, jung und wenig selbständig, dank ihrem verständigen Eklekticismus und dem Eifer, mit dem sie bei fremden Schulen (besonders der Pariser und Münchener) in die Lehre geht, doch schon sehr bedeutend ist und eine große Entwickelung verspricht.

Ungleich interessanter als die ebenso gut in allen übrigen europäischen Großstädten zu findenden Kunstgalerien sind die historischen Sammlungen. Die Kollektion nordischer Altertümer, von der Stein- bis zur Eisenzeit, ist die großartigste Europas, und die Waffensammlung erhält durch die Reliquien der großen Könige Gustav II. Adolf und Karl XII. Wert und Bedeutung. Hier sind die Uniformen der Truppen, die im dreißigjährigen Kriege ganz Deutschland nach allen Richtungen als Sieger und Herren durchstreift haben, hier die

glorreichen blaugelben Fahnen, die ebendamals den Schweden in hundert Schlachten vorangeflogen sind und oft genug die schwarzgelben Banner der Kaiserlichen vor sich hergejagt haben. Eine Vitrine enthält die Kleider, die Gustav Adolf bei Lützen getragen hat; man sieht das Loch, das die mörderische Kugel ins Hemd gerissen hat, und das Blut des Helden dunkelt noch an dem weißen Linnen in melancholischen, vielsagenden Flecken. Welch eine wunderbare Gestalt dieser Kriegerkönig war und welche großen Geschicke sein Volk während seiner Regierung erlebte! Ein Stern zwölfter Größe, der dem freien Auge unsichtbar am Himmel dunkelt und dessen obskure Existenz nur das Fernrohr mühsam zu entdecken vermag, flammt eines Nachts urplötzlich in hellem Lichte auf und strahlt den halb mit Grauen, halb mit Staunen erfüllten Astronomen mit dem siegreichen, stolzen Glanze eines Gestirns erster Größe an; die Gelehrten brechen sich den Kopf, um den Grund dieser geheimnisvollen und wunderbaren Lichtzunahme zu entdecken, da verschwindet der Glanz eines Nachts wieder so jäh und unerklärlich, wie er gekommen war, und der neue Sirius sinkt wieder zum namenlosen teleskopischen Sternchen hinab. Diese wiederholt beobachtete astronomische Erscheinung ist ein Bild der Geschichte Schwedens. Von einem kleinen, in sich uneinigen, vor dem dänischen, polnischen, russischen Nachbar den Nacken beugenden Königreiche, das auf den Gang der europäischen Angelegenheiten nicht mehr Einfluß hat als heute Portugal, wird Schweden mit dem Regierungsantritt des großen Sohnes Karls IX. eine Großmacht ersten Ranges, die durch vierzig Jahre die Geschicke der Welt in ihrer Hand hält, Dänemark niederwirft, Polen und Rußland ihre Bedingungen diktiert, die katholischen Fürsten Deutschlands vernichtet, welcher England huldigt, um deren Gunst Frankreich buhlt und die aus einem kulturmörderischen, allenthalben das Chaos hinter sich

zurücklassenden Kriege reicher, gebildeter, glücklicher, ungeheuer vergrößert hervorgeht, jedoch nur, um nach dem Tode des Helden und seiner Marschälle in die alte Dunkelheit und Bedeutungslosigkeit zurückzusinken. Während dieser kurzen Glanzzeit, wo Schweden ein politisches Meteor war, tauchten um den großen König zahlreiche geniale Gestalten auf, Helden und Staatsmänner wie Horn, Banér, Torstenson, Oxenstierna, ganz so wie Frankreich zur Zeit seiner ersten Empire-Glorie eine verblüffende Anzahl gewaltiger Krieger, Verwalter und Gesetzgeber hervorbrachte. Diese Erscheinung, die sich immer und überall wiederholt, wo große Ereignisse gleich Tiefpflügen über eine Nation hinweggehen und das Volkstum mächtig umwühlen, trägt eine tiefe Lehre in sich. Sie beweist, daß überall eine große Menge von Genie in den Völkern latent ist, das nicht zur Entwickelung gelangen kann, weil es von einer dicken, wuchtigen Decke hergebrachten Schlendrians, pedantischer Ordnung und erbgesessenen Nepotismus erstickt wird, das aber sofort mit ungestümgewaltigem Wachstum emporschießt, sowie es durch Umwälzungen an Licht und Luft gebracht wird.

Eine Erscheinung wie das jähe Emporkommen Schwedens unter Gustav Adolf und sein rasches Sinken nach des Königs Tode kann sich heute nicht mehr wiederholen. Sie war nur zu einer Zeit möglich, wo die Masse der Völker wehrlos war und Kriege mit Berufsarmeeen geführt wurden. Ein genialer Organisator und Heerführer, auch wenn er einem kleinen Staate angehörte, konnte da leicht aus dem eigenen Volke und aus fremden Mietlingen ein ebenso zahlreiches Heer zusammenbringen wie der Herrscher über das größte Land und das zahlreichste Volk und dadurch den Sieg und seinem Lande eine erste Machtstellung erringen. Heute, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, spielt die Wucht und das Momentum der Gesamtnation die größte Rolle, und ein

kleines Volk wie das schwedische kann keinen Augenblick lang gegen ein großes wie das russische, deutsche oder französische aufkommen. Daß eine wenig zahlreiche Nation durch die bloße Vervollkommnung ihrer Heeresverfassung und den Besitz großer Feldherren dazu gelangen konnte, die Rolle einer Großmacht zu spielen, war nur auf einer bestimmten Entwickelungsstufe des Völkerlebens möglich, die heute längst und für immer überwunden ist. Die Geschichte war damals aristokratisch, sie ist heute demokratisch; damals wurde gewogen, heute wird gezählt; damals war die Ära der Individualitäten, heute ist es die der Massen; damals gehörte die Weltgeschichte allen Nationen in gleichem Maße, heute ist sie die ausschließliche Domäne der großen Völker.

Die Schweden sind auf ihre glänzendste Geschichtsepoche sehr stolz; sie vervielfältigen die Statuen ihres Heldenkönigs und widmen seinem Andenken einen Kultus, den man chauvinistisch nennen könnte, wenn er nicht mit einem großen Behagen am gegenwärtigen Frieden und der Überzeugung verbunden wäre, daß das Land an seinem historischen Kriegsruhm gerade genug habe und einer Vermehrung der ererbten Lorbeern durchaus nicht bedürfe. —

Ein Zug, den die Stockholmer mit den Kopenhagenern gemein haben, ist ihre große Vorliebe fürs Theater. Die Oper und die Schauspielhäuser, deren es zur Zeit meines Aufenthalts in Stockholm drei große gab, sind allabendlich ausverkauft. Allerdings ist aber der Theatergenuß auch nirgends so billig wie hier. In der großen Oper kostet der vornehmste Logensitz 5 Mark 60 Pf., der geringste Platz aber, der noch numeriert und bequem ist und eine vollkommene Aussicht auf die Bühne gewährt, kostet 25 Öre, etwa 30 Pfennig, ein Preis, um den man sonst nirgends in der Welt eine vortreffliche Opernvorstellung ansehen kann. Die Stockholmer scheinen im Theater keine Freunde gewaltsamer Emotionen

zu sein. Wenigstens giebt man selbst den grausamsten Stücken einen gelinden, allseitig befriedigenden Ausgang und sorgt dafür, daß im letzten Akt die Liebenden einander bekommen, die Bösen beschämt und die Tugendhaften trefflich belobt werden. So sah ich hier einmal eine Aufführung des „Don Juan", die aufs überraschendste von allen anderen abwich, welchen ich bis dahin angewohnt hatte. Beim tollen Gastmahl im letzten Akte, wo sonst der steinerne Gast zu erscheinen pflegt, tritt die gute Elvira nochmals auf und redet dem überraschten Don Juan eindringlich ins Gewissen; der ruchlose Mann sieht auch alsbald ein, daß er sein Lebelang wie ein Lumpaci gehandelt habe, und bereut seinen anstößigen Wandel zur Stelle. Er begiebt sich, ehe seine gute Regung verraucht ist, auf den Friedhof, legt sich am Fuße der Statue des von ihm getöteten Gouverneurs hin und stirbt nach einigen zerknirschten Trillern im Stande der Gnade. Das ist ein viel erbaulicherer Schluß als die gewöhnlichen Teufeleien und flammenden Höllenschlünde, in die der Sünder köpflings geschleudert wird, und er erinnert mich lebhaft an eine ähnlich für zarte Gemüter eingerichtete Bearbeitung des „Hamlet", die ich einmal in Neapel aufführen gesehen. Der Prinz entdeckt da, daß der König ihn vergiften wolle, und hält ihm in überzeugender Rede seine Unanständigkeit vor. Der König geht in sich, nimmt den Pilgerstab und wallfahrtet nach Rom, um sich Verzeihung für seine Missethaten zu erflehen, die Königin geht in ein Kloster, Hamlet besteigt den Thron, ordnet die Errichtung eines Erzdenkmals und einer Kirche für seinen Vater an und heiratet Ophelia, die von ihrer bedenklichen Melancholie völlig geheilt ist.

Auf dem Gustav-Adolfs-Platze, wo das große Theater steht, herrscht nach den Vorstellungen noch ein sehr reges Nachtleben, das man in der nordischen Stadt gar nicht suchen

würde. Angesichts der ohne Begleiter lustwandelnden Schönheiten würde man sich in Regentstreet oder auf den Boulevard des Italiens versetzt glauben, und ihre Zahl ist so bedeutend, daß ich Stockholm gegen die von verschiedenen oberflächlichen Beobachtern ausgesprengte Verleumdung in Schutz nehmen muß, als könnte es an kühler Ehrbarkeit und langweiligem Puritanismus mit dem übrigen Schweden wetteifern. Stockholm scheint im Gegenteil weder ehrbarer noch puritanischer als irgend eine andere europäische Großstadt, und wer galante Abenteuer in populärer Ausgabe sucht, wird sie hier zu seines Herzens Genüge mit derselben Leichtigkeit finden wie im geschmähten Paris und verrufenen London.

Der Götakanal und Trollhättan.

Es war an einem schönen, lauen Frühlingsabende, als ich von meinem bisherigen Reisekameraden, der nach Berlin zurückkehrte, Abschied nahm und mich auf dem Dampfer „Motala Ström“ einschiffte, um auf dem Götakanal quer durch das ganze südschwedische Land nach der zweitgrößten Stadt des Königreichs, nach Gothenburg zu reisen. Das Schiff lag am „Ridareholmen“, der „Ritterinsel“, deren gotische Kirche ihren hohen, schlanken Dachreiter in den wolkenlosen Himmel tauchte und mit der schönen Fensterrose ihrer duftigen Façade wie mit einem freundlichen Auge herübergrüßte. Die Sonne ging eben unter, als das Fahrzeug sich in Bewegung setzte. Umflossen von dunklen, kaum bewegten Wässern, angestrahlt von der Abendröte, welche die metallbedeckten Türme zu lodernden Flammen entfachte und den roten Dächern einen hellen, rosigen Widerschein verlieh, lag Stockholm wie ein Traumgesicht vor uns, und der bezauberte Blick klammerte sich an das wunderschöne Bild, bis seine unbestimmt verdämmernden Umrisse und seine märchenhaft rosige Farbe im tiefer werdenden Dunkel der Nacht und in der wachsenden Entfernung allmählich verschwammen.

Auf dem „Motala Ström“ fand ich noch bequemere

Einrichtungen als auf dem Postdampfer, der zwischen Kiel und Korsör verkehrt. Die Reisenden werden hier nicht mit einem einfachen „berth“ abgefertigt und selbviert in einer engen gemeinsamen Kajüte zwei Reihen hoch übereinander geschichtet, vielmehr erhält jeder eine geräumige, luftige Kabine, in welcher ein geradezu überraschender Möbelüberfluß herrscht. Außer einem breiten Schlafdivan, auf dem abends gebettet wird, steht da noch ein Sofa, ein Stuhl und ein Tisch mit aufzuklappender Platte, der als Nachtkästchen und Waschstand dient, und an der Wand sind ein Spiegel und ein Bücherbrett nebst einigen Kleiderhaken befestigt. Es wohnt sich hier so behaglich wie nur in irgend einem Hotelzimmer auf dem Lande, und ich kann mir überhaupt eine angenehmere Reisegelegenheit als die Götakanaldampfer nicht denken.

Der Götakanal, der Schweden der Breite nach durchschneidet und die Ost- mit der Nordsee verbindet, ist eine der größten Merkwürdigkeiten Europas. In steter Folge zieht sich eine ganze Reihe größerer und kleinerer Seeen quer durch das Land, das davon wie mit glitzernden Edelsteinen bestreut aussieht; allein diese Wasserflächen waren ursprünglich ohne Verbindung miteinander; man stellte nun von 1810 bis 1832 den Kanal her, und sämtliche Seeen Südschwedens sind seither an dieser herrlichen Wasserstraße aufgereiht wie Perlen an einem Faden, der sie zu einem Geschmeide vereinigt. Es galt auf der ganzen Strecke zwischen der Ost- und Nordsee eine Steigung von 308 Fuß zu überwinden; von Söderköping bis Motala auf-, von da bis Gothenburg absteigend, klimmt der Kanal auf Schleusenstufen seine Bahn entlang, und es ist ein erstaunlicher Anblick, an manchen Stellen dieser eigentümlichen Wasserstraße die Schiffe gleich rüstigen Bergsteigern langsam an steilen Abhängen förmlich hinauf- und herabklettern zu sehen.

Der „Motala Ström“ fuhr, nachdem er Stockholm verlassen hatte, zuerst eine gute Strecke in den malerischen Mälarsee hinaus, um dann an verschiedenen Inseln und Uferorten vorüber in den „Södertelgekanal“ einzubiegen, der eine der Verbindungen dieses Binnenwassers mit der Ostsee bildet. Mittlerweile war es völlig Nacht geworden, und nach einem Vesperbrot, dessen Opulenz und Vortrefflichkeit uns die freudige Erkenntnis beibrachte, daß wir hinsichtlich der leiblichen Pflege auf unserem Dampfer aufs beste aufgehoben waren, gingen wir zu Bette. Es war schon ziemlich spät am Tage, als mich ein eigentümliches Gefühl von Unbehagen weckte. In den Schläfen hämmerte es ein wenig, in der Magengegend war auch nicht alles in der Ordnung, vor den Augen begann es bedenklich zu flimmern und zu kreisen — was hatte das alles zu bedeuten? Ich sah mich erstaunt in der Kajüte um — das an einem Wandhaken hängende Handtuch pendelte so kräftig hin und her wie die Serviette in der Hand eines eifrigen Kellners, meine Schuhe, die ich abends vors Bett gestellt hatte, lagen in einer Ecke unordentlich zuhauf, ein Stiefelknecht schickte sich vor meinen Augen zu einem Ausflug durch das Gemach an, dazu knirschten und ächzten alle Planken und Dielen, und ich selbst wurde von einer unsichtbaren Gewalt aufs unangenehmste gleich einem Wickelkinde gewiegt und von einer Seite auf die andere gerollt. Ich sprang rasch auf die Füße und schaute zur runden Fensterluke hinaus: vom Lande war keine Spur zu erblicken, wir befanden uns auf hoher See, und ein steifer Wind wühlte den Meeresspiegel zu klafterhohen Wellen auf, die bei jedem Anrollen das nicht sehr große Schiff auf die Seite legten. Es hatte kaum einer Minute bedurft, um diese Beobachtungen zu machen, allein diese kurze Zeit war hinreichend gewesen, um mein allgemeines Übelbefinden wesentlich zu steigern. Ich kroch also rasch wieder unter die Decke, nicht

ohne mir kleinmütig und mit einer gewissen Betretenheit zu sagen, daß nun vielleicht doch mein Stündlein geschlagen haben dürfte und ich schließlich das Gruseln erlernen sollte. Während ich mich hierüber beschämt und gekränkt einer Reihe schmerzlicher Gedanken hingab, schlief ich aufs neue ein und erwachte erst wieder, als der Steward die Thür öffnete und mit einem Tone, in dem meine Empfindlichkeit eine gewisse Ironie zu spüren glaubte, die Frage an mich richtete, ob ich vielleicht unwohl sei, da ich so spät noch nicht zum Frühstück komme?

Ich unwohl? Welche beleidigende Zumutung! Im Augenblicke war ich aus dem Bette und in den Kleidern; vom früheren Unbehagen keine Spur; ein Werwolfshunger war an die Stelle der Bedenklichkeit in der Magengegend getreten, und mit stolzem Lächeln sagte ich dem dienstbaren Geiste, daß ich ihm beim Frühstückstische gleich beweisen werde, wie wenig ich unwohl sei. Was hatte diesen plötzlichen Scenenwechsel verursacht? Das Schiff stand ganz einfach in schönster Unbeweglichkeit still, und von Rollen oder Stampfen war nicht mehr zu bemerken als etwa in einem steinernen Dome. Nun war es freilich leicht, den wetterfesten Seewolf zu spielen, und meine Überzeugung, daß ich gegen die Seekrankheit gefeit sei, wuchs zu einem gelinden Fanatismus an.

Der Dampfer hatte, während ich mein Morgenschläfchen gethan, eine kurze Strecke in der offenen Ostsee zurückgelegt und war vor Söderköping angelangt, wo der Götakanal beginnt. Wir lagen vor der ersten Schleuse und warteten, bis dieselbe in Arbeitsordnung war. Noch umspülte grünliches Meerwasser ringsum das Schiff und hinter uns breitete sich das weite Meer aus; vor uns aber zog sich ein Streifen milchigen Wassers bis zum Schleusenthor, Süßwasser aus den Landseen, das eine Strecke weit unvermischt durch die

Salzflut hinfließt, und eine gemach abfallende, niedere Küste breitete sich rechts und links aus.

Ich will mich bei den Details der Reise nicht aufhalten, die durch keinerlei Abenteuer, keinerlei außergewöhnliches Vorkommnis belebt wurde. Bald klommen wir langsam hohe Schleusentreppen von acht oder zehn Stufen hinan, die uns auf einmal um fünfzig bis sechzig Fuß hoben, bald fuhren wir auf ebener Wasserbahn dahin. Kurze Strecken des ausgezeichnet erhaltenen Kanals wechselten mit größeren und kleineren Seeen, deren Ufer teils in melancholischer Einsamkeit brüteten, teils mit freundlichen Dörfchen und Städtchen besetzt waren, welche der Dampfer anlief, um Post und Waren auszutauschen. So durchmaßen wir den Asplången-, Roxen- und Borensee und gelangten schließlich nach Motala am Eingange des Wetternsees. Während das Schiff eine Reihe von kurz aufeinander folgenden Schleusen emporstieg, ehe es in den gegen 300 Fuß über der Ostsee gelegenen Wetternsee einfahren konnte, hatten wir Zeit, die kleine, junge, aber in fröhlicher Entwickelung begriffene Stadt und „Motala-Werkstad“, das großartige Eisenwerk zu besuchen, welchem der Ort seine ganze Prosperität zu verdanken hat. In diesem Etablissement werden Panzerplatten, Schienen, Lokomotiven und andere Maschinen in großer Vollkommenheit erzeugt, und es ist mit Recht der Stolz Schwedens, das trotz seiner dünnen Bevölkerung eine hochentwickelte Industrie besitzt und auf einigen Gebieten — wie auf dem der Eisen- und Stahl-, der Porzellan- und Holzwaren-Fabrikation — mit den ersten Industrievölkern der Welt erfolgreich konkurriert.

Die Fahrt durch den Wetternsee war nicht lang, aber eindrucksvoll. Der weite Spiegel lag unbewegt da; an den Ufern traten finstere Wälder bis an den Rand des Wassers heran und tauchten ihren Fuß in die blaue Flut, über welche sie ihre dunklen Schatten warfen. Da und dort flog kreischend

eine weiße Möve über den See hin und verschwand im dicken Röhricht der kleinen Inseln, die in weiten Abständen über den Wasserspiegel emportauchten. Die Ufer wie die Inseln sind menschenleer. Kaum daß man das Dach einer einzigen Holzhütte am Horizont entdeckt. Dafür wird aber die Gegend von der Volksphantasie mit Geistern bevölkert. Die Inseln enthalten zahlreiche Hünengräber, über welchen abends und morgens geheimnisvolle Nebel weben, und auf dem See entstehen urplötzlich und ohne Vorboten fürchterliche Wirbelstürme, die manchmal nur einige Minuten, manchmal eine Viertelstunde dauern, um dann ebenso jäh der früheren Windstille zu weichen. In diesen Wetterlaunen sehen die Umwohner Zornesausbrüche der Geister, welche in dieser Gegend walten. Die heidnischen Riesen verlassen dann ihre uralten Gräber und jagen mit den entthronten Göttern des Nordens, mit Asen und Walkyren, über den See und durch die unheimlichen Forste in toller Windsbraut dahin, bis sie sich ausgetobt haben und wieder in ihre Todesruhe zurückkehren.

Auf den Wetternsee folgten wieder kurze Kanalstrecken und die kleinen „Botten“- und „Wiken“-Seeen, worauf wir nach starkem Abstieg durch eine Reihe von Schleusen in den Wenernsee einfuhren, den größten See Schwedens und einen der größten Europas. Das Schiff verbrachte fast einen ganzen Tag damit, die verschiedenen Uferstädte anzulaufen und ans andere Ende der 95 Quadratmeilen großen Wasserfläche zu gelangen, deren meerähnliche Ausdehnung nur von wenigen bewaldeten und unbewohnten Inseln unterbrochen wird. Nun waren wir im Göta-Elf (Götafluß) und gelangten nach kurzer Fahrt zwischen den waldigen und hügeligen Ufern dieses reißenden Stromes an den Trollhättakanal, wo das Schiff durch sechzehn der Reihe nach zu passierende Schleusen um 120 Fuß tiefer gebracht wird und nahezu das

Niveau der Nordsee erreicht. Am Eingang des Kanals liegt ein kleines Städtchen, bei dem wir ausstiegen, um zu Fuße den naheliegenden Wasserfall zu besuchen, während der Dampfer langsam durch den Kanal geschleust wurde, dessen Ende er nach zwei Stunden erreichte.

Ein Fußpfad führte vom steinernen Quai des Kanals an den Fluß, dessen Ufer von Föhrenwäldern bedeckt sind; noch ehe wir ihn erreicht hatten, hörten wir schon den Donner eines tosenden Wasserfalls, unter dessen Gewalt wir bald den Boden zu unseren Füßen erzittern fühlten. Nach wenigen Minuten wurden wir seiner ansichtig — er stürzte sich aus einer Höhe von etwa 30 Fuß über zerrissenes, ausgezacktes Granitgeklüft mit solcher Wucht in die Tiefe, daß die tobenden Wassermassen vom Widerprall fast so hoch wieder emporgeschleudert wurden, als sie hinabgetaumelt waren. Wenige hundert Schritte weiter abwärts ist der zweite, ungleich großartigere Wassersturz, der gegen 45 Fuß hohe „Toppöfallet". Die Scenerie ist eine unheimliche und wilde. Hohe, dichtbewaldete Berge ragen zu allen Seiten empor; der Strom schießt in einem schluchtartigen Bette zwischen nahe aneinander tretenden zerrissenen Felsenwänden heran und stürzt sich zwischen Klippen und Riffen, die schwarz aus dem weißen Gischt hervorstarren, brüllend in die Tiefe, welche von einem kochenden und schäumenden Chaos erfüllt ist und über welcher ewiges Dunkel lagert, aus dem der Donner der rasenden Wassermassen noch grausiger herauftönt. Die Waldes- und Bergesschatten, in welche die Gegend selbst unter der Mittagssonne gehüllt ist, das fortwährende Beben des Bodens, der stoßweise erzittert, sowie das Wasser Guß auf Guß in die Tiefe fährt, der ununterbrochene, stets in gleicher Stärke dröhnende Donner, den der Widerhall der Felsenwinkel und Bergwände verworren wiederholt und verstärkt, wirken mächtig auf die Sinne ein, die in eine Art

Betäubung geschreckt werden. Neben dem Falle befindet sich eine verlassene Sägemühle, welche an der Flußseite mit einem hölzernen Balkon gerade über den Fall hinausragt, so daß man hier stehend den donnererfüllten Abgrund zu seinen Füßen hat. Es macht einen dämonischen Eindruck, die Fluten zu verfolgen, wie sie pfeilgeschwind heranjagen, dann mit fürchterlicher Schnelligkeit hinabfahren, um in Schaum aufgelöst unten dem Blick zu verschwinden und erst eine Strecke weiter abwärts wieder gesammelt, aber noch wild erregt und in hohen Wellen gehend zum Vorschein zu kommen. Man hat die Empfindung, als würde man durch die tolle Hast der sich köpflings hinabstürzenden Fluten selbst mitgezogen und müßte im nächsten Momente mit ihnen blitzschnell über den Felsenkamm in die schauerliche Tiefe hinabgleiten.

Lange hatten wir leider nicht Zeit, das erhabene Schauspiel dieses Wasserfalls zu genießen, da es stark zu dunkeln begann und wir noch ein gutes Stück Wegs durch den Wald zurückzulegen hatten, um wieder unsern Dampfer anzutreffen. Ehe wir aber den Trollhätta verließen, fuhr hinter einer Felsenecke hervor ein bis dahin vor unseren Blicken verborgen gewesener Mann auf uns los und — bot uns Photographieen des Falls und der Sägemühle zum Kaufe an! O schnöde Prosa des industriösen Jahrhunderts! Hatte nicht der hauptsächliche Zauber der eben durchlebten Viertelstunde für uns darin bestanden, daß wir uns in einer nordischen Urwildnis, fern von den Menschen und ihrer langweiligen Kultur zu befinden geglaubt hatten? Aber ach, die leidige Civilisation sandte uns höhnisch auch in diese Wüstenei ihren Lohndiener und ihre Photographieen nach, und mit einem bittern Seufzer sagten wir uns, daß wir, um völlig weltverlorene Einöden zu finden, nun schon nach dem Nordpol ziehen müssen, aber bald, ehe die Engländer und Amerikaner ihn zu einem Ausflugsorte degradiert haben.

Nachdem wir einige weitere kleine Fälle und Schnellen passiert hatten, erreichten wir wieder unsern Dampfer, der uns nach einer ereignislosen Nachtfahrt am nächsten Morgen wohlbehalten in Gothenburg ans Land setzte. Die Fahrt von Stockholm bis hieher hatte von Mittwoch abend bis Sonntag früh, volle 84 Stunden gedauert, aber sie war überaus genußreich gewesen wegen des steten Wechsels von Flüssen und Seeen, Inseln und Wäldern, Granitfeldern und baumbestandenen Hügeln, kleinen stillen Dörfern und regsamen hübschen Städtchen, besonders aber wegen der zauberischen Stille und Weltabgeschiedenheit der Gegenden, durch die wir gekommen waren, eine Stille, die den Nerven des ewig aufgeregten Großstädters ebenso ungewohnt wie wohlthuend ist.

In Gothenburg blieb ich bloß drei Tage, die mir in lieber Gesellschaft traumschnell verflogen. Die schöne, reiche Stadt, die sich mit ihren weitläufigen Granitquais, breiten, geraden Straßen, wohlgepflegten Promenaden, palastähnlichen Wohnhäusern und monumentalen öffentlichen Bauten in nichts von anderen modernen, blühenden Hafenstädten unterscheidet, bewahrt nur in den abenteuerlichen Granithügeln, die sie von allen Seiten umgeben, einen leisen Rest von Lokalfarbe. Gewöhnlich von überaus heiterem Leben erfüllt, war die Stadt eben damals besonders freudig erregt und lärmvoll, da König Oskar II. sie zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung besuchte. Da gab es denn Feste, Bankette, Bälle, Galavorstellungen, Straßenaufzüge und Beleuchtungen, welche die Bevölkerung tagelang in einem förmlichen Taumel erhielten. Ich selbst verbrachte den letzten Abend in Gothenburg auf einem Balle im prächtigen Börsengebäude, auf dem auch der König erschien. Bis um Mitternacht zechte ich bei schwedischem Punsch und französischem Champagner mit den Freunden, dann brachten sie mich in Frack und weißer Krawatte,

wie ich war, vom Feste weg direkt an Bord des Dampfers, auf den schon vor Abend mein Gepäck geschafft worden war, und geleiteten mich bis zur Kajüte, wo wir erst warmen Abschied voneinander nahmen.

Ich hatte kaum noch genug Bewußtsein, um mich auszukleiden und mein Lager aufzusuchen, und schlief einige Minuten später wie erschossen. Während der Nacht verließ der Dampfer Gothenburg, um nach London zu segeln, und er war schon viele Meilen von der Küste in der stürmischen Nordsee, als ich frühmorgens erwachte.

Welch ein Erwachen war das? Es steht noch in grauenvoller Erinnerung vor meiner Seele. Verlange nicht, gütiger Leser, daß ich dir eingehend schildere, was ich an jenem Schreckensmorgen erfuhr und litt; es genüge dir, wenn ich dir sage, daß ich endlich „das Gruseln erlernte“, und zwar bis zur unübertrefflichen Meisterschaft, und für ewige Zeiten vom Wahne geheilt war, gegen die Seekrankheit gefeit zu sein . . .

III.

Belgische Streifzüge.

Das Wiertz-Museum.

Im äußersten Norden Brüssels, wenige hundert Schritte von der Luxembourg-Station, erhebt sich mitten in einem schönen, etwas verwilderten, kleinen Park ein weißer Bau, zu dessen säulengetragenem Portal man auf einer breiten Freitreppe hinansteigt. Man durchschreitet einen kurzen Korridor, giebt bei einer freundlichen Pförtnerin Stock oder Regenschirm ab, tritt unbehelligt und ohne im geringsten gemautet zu haben durch eine unscheinbare Pforte und — steht plötzlich und unvorbereitet mitten in einer Versammlung von Göttern, zu deren erhabenen Lichtgestalten und übermenschlichem Walten man beklommen und überwältigt emporschaut.

Das Wiertz-Museum — denn in diesem befinden wir uns — ist von allen Bildergalerieen so himmelweit verschieden wie Wiertz von allen Malern, die vor und neben ihm geschaffen haben. Was wir an den Wänden des einzigen, weitläufigen, mit Oberlicht erhellten Saales sehen, das sind keine Gemälde, sondern erdrückend großartige Dichtungen, die mit einer geradezu beängstigenden Gewalt auf das Auge, die Phantasie, das Gefühl, den Verstand einstürmen und

aus welchen der Beschauer, dessen Sinne durch so viel ungeahnte Herrlichkeit bis zur Weltunbewußtheit aufgeregt sind, sogar die übernatürlichen Klangfluten hervorbrausen zu hören glaubt, von welchen die tiefsinnigen Griechen die unfaßbar schöne, stolze Bewegung der himmlischen Gestirne begleitet dachten. Mit dem kurzen Schritte, der uns über die Schwelle dieses Zaubersaals gehoben hat, sind wir plötzlich in eine ungeheure, ideale Höhe emporgerafft worden, von der wir die Erde mit all ihrer Qual und Not tief unter uns liegen sehen, während Morgenrot uns umflammt und emporrollende Wolkenvorhänge uns prophetische Ausblicke auf eine tröstliche, geheimnisvolle Weltzukunft öffnen. Das orientalische Märchen erzählt, im Himmel gebe es irgendwo ein Fenster, von wo Gott die ganze Erde mit allem, was sich auf ihr regt, übersieht; da steht Gott täglich eine Stunde, und wenn ihm von all dem Jammer, den er da unten erblickt, das Herz schwer geworden ist, so wendet er das Haupt um und findet seine göttliche Freudigkeit wieder im Anblick des Paradieses, das ihn umgiebt. Im Wiertz-Museum nun öffnet uns ein unendlich genialer Künstler ebenfalls ein solches Fenster auf alle Schmerzen und alles Elend der Erde, und wenn uns von diesem grausamen Schauspiel die Brust zusammengepreßt wird und das Auge übergeht, so schließt er das tragische Fenster und richtet uns durch den Anblick einer schönern und bessern idealen Welt wieder zum Frohmut auf.

Wiertz, dessen Werke in diesem Museum vereinigt sind, war ohne Frage der größte Maler unseres Jahrhunderts und einer der allergrößten Meister, die überhaupt je über die Erde gegangen sind. Das ist eine Wahrheit, die von den künftigen Generationen freudig anerkannt werden wird, wenn sie auch heute noch wenig verbreitet ist. Wäre dieser erstaunliche Mann nach Verdienst gewürdigt, so sähen wir sein ehernes Standbild auf allen Marktplätzen der belgischen

Städte ragen, wir läsen seinen Namen auf dem Titelblatt von hundert Werken in allen Sprachen, es gäbe Wiertz-Lehrstühle an allen Kunstschulen und die gebildete Menschheit wallfahrtete zu seinem Museum so wie zu den Stanzen Raphaels und mehr als zum jüngsten Gericht Michel Angelos, zur milesischen Venus und zu den Parthenonskulpturen des Phidias. Es ist aber natürlich, daß seine Größe noch nicht entfernt die richtige Anerkennung gefunden hat. Wiertz ist eine Erscheinung aus einer andern Zeit. Er ist ein Nachgeborener des großen sechzehnten Jahrhunderts, jenes fabelhaften Cinquecento, dessen unerschöpfliche Lebensfülle und Zeugungskraft noch heute alle Kunst und Wissenschaft befruchtet, und unserer kleinen Zeit ist das Maß für den Riesenwuchs seiner geistigen Individualität verloren gegangen. Wiertz ist aus jenem Titanengeschlechte, aus welchem Michel Angelo hervorgegangen ist. Gleich diesem beherrscht er mit universaler Gewalt alle Künste. Er ist Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Musiker, er macht alles was er will und macht alles vollkommen. Und ebenfalls gleich den größten Meistern der Hochrenaissance hat er ganz und gar, mit eifersüchtig ascetischer Ausschließlichkeit der Kunst gelebt, welcher er einen heiligen, tiefernsten, fast fanatischen Kultus gewidmet hat. Er opferte ihr die Welt und sein Leben und forderte von ihr nichts als die idealen Freuden der Selbstbefriedigung. In einer Zeit des Materialismus verschmähte er Glanz, Macht und Genuß; in einer Zeit, die bloß der engsten Gegenwart lebt, schuf er nur im Hinblick auf die Zukunft, die ihm, er fühlte es zuversichtlich, ganz und voll gehörte; in einer Zeit der billigen, aber ephemeren, durch Zeitungsreklame leicht produzierten Notorietät, die man gern mit echtem Ruhme verwechselt, verachtete er die landläufige öffentliche Meinung, den Geschmack der Menge und das Gewühl des Marktes, hüllte sich freiwillig in eine stolze Obskurität wie ein antiker

Gott in eine Wolke und bewahrte sich angesichts nergelnder Tadler und unverhältnismäßig geringer äußerer Erfolge jenen robusten Glauben an die Ewigkeit seiner Werke, welcher das Vorrecht des sich seiner übermenschlichen Kraft und Dauer vollbewußten Genius ist.

Aber in der Art, wie die Heroen der Renaissance den Kultus der Kunst trieben und wie es Wiertz that, ist doch ein wesentlicher Unterschied. Jene Meister waren heidnische Priester und ihr Tempeldienst war ein heiterer. Rosenbekränzt nahten sie dem schöngeschmückten Altar ihrer Göttin, wo ein üppiger Opferschmaus ihrer harrte, während Saitenspiel und Flötenschall festlich um sie tönte. Wiertz dagegen war ein christlicher Mönch, der seinem Gotte das Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit gethan, und der weltentsagend, schwermütig und entbehrend in seiner Kirche lebte, wo er seine strenge und freudlose Andacht in mitternächtigen Vigilien verrichtete. Unbildlich zu sprechen: den Meistern der Renaissance war es leicht, ausschließlich der Kunst und ihren Idealen zu leben; reiche Mäcenaten hielten ihnen sorgsam die Prosa des Daseins fern und machten ihre Existenz zu einem einzigen fröhlichen Sonntage. Sie hatten Ehren und Zechinen die Fülle; sie malten und meißelten in Sammetwämsern und mit goldenen Brustketten angethan und erholten sich nach der Arbeit in den Lilienarmen schöner Frauen. Wiertz aber hatte nie einen reichen Gönner und gefiel sich zeit seines Lebens in der freiwilligen, evangelischen Armut der Apostel. Er konnte Hunderttausende verdienen, aber er verschmähte es, seinen geweihten Pinsel zum Handwerkszeug, zum Instrument des Erwerbs herabzuwürdigen. 1806 zu Dinant als der Sohn eines einfachen Gendarmen und ehemaligen Soldaten der großen Republik geboren, erregte er durch sein zeichnerisches, bildhauerisches und musikalisches Talent, das sich von selbst und mit elementarer

Gewalt offenbarte, wie eine Quelle von selbst aus dem Felsen bricht, so früh die Aufmerksamkeit von Kennern, daß er zu fünfzehn Jahren von seinem damaligen Landesherrn, dem Könige von Holland, ein Stipendium von 140 holländischen Gulden erhielt, das später auf 200 fl. erhöht wurde und welches er bis zu seinem 22. Jahre behielt. Diesem spärlichen Gnadenpfennig hatte er seine früheste Ausbildung zu verdanken. Nachdem er sich 1828 vergebens um den römischen Preis der Brüsseler Kunstakademie beworben hatte (auch Victor Hugo mußte fünfmal an der Pforte der französischen Akademie klopfen, ehe ihm aufgethan ward!), erhielt er denselben 1832 und damit die Möglichkeit, einige Jahre in Italien zu leben. In die Heimat zurückgekehrt, begann er jenes Dasein der Armut und Entbehrung zu führen, das er bis an sein allzufrühes Ende (er starb 1865 im Alter von 59 Jahren) nicht aufgab. Er malte, so oft er dringend etwas Geld brauchte, hastig und schleuderisch Porträts, die er mit seinem Namen zu zeichnen verschmähte und die ihm lange Zeit mit 3—400, erst sehr spät mit 1000 Fr. bezahlt wurden. Davon fristete er sein bedürfnisloses Leben, während er seine ungeheuren Schöpfungen nur für sich und die Nachwelt hervorbrachte und nie ein einziges seiner grandiosen Gemälde verkaufen wollte. Sein Vaterland that das Eine, Geringe für ihn, daß es ihm ein Atelier baute, groß genug für seine gigantischen Entwürfe. Er zahlte königlich für dieses kleine Darlehen, indem er seine sämtlichen Werke dem Vaterlande vermachte, das dieses Vermächtnis schon heute hoch achtet, es aber eines Tages als seinen größten Schatz betrachten wird. Wie mit der materiellen Unterstützung, so geizte Belgien auch mit seinen Ehren gegen seinen größten Sohn. Wohl erhielt er zweimal große Preise für seine litterarischen Arbeiten über Rubens und die flämische Malerschule, allein diese Preise waren in anonymem Wettstreit

glänzend erobert. Die einzige Auszeichnung, die ihm der Staat freiwillig gewährte, die er dem letztern nicht in offenem, ehrlichen Kampfe abtrotzen mußte, war das Offizierskreuz des Leopoldsordens, eine armselige Dekoration, die in einem Glasschrank zur Schau ausgelegt ist und geradezu den Eindruck einer absichtlichen Satire macht, wenn man sie betrachtet, nachdem man im Saale die Schöpfungen des Genius bewundert hat, dessen einziger Lohn im Leben dieses Kreuzlein und Bändchen sein sollte.

Arm und entsagend verbrachte der große Mann sein Leben, das nur zwei große Gefühle erfüllten: die abgöttische Liebe für seine Mutter und nach ihrem Tode, der 1847 erfolgte, die vollkommene Hingabe an seine Kunst.

Eine solche Hingabe wird immer belohnt, sie wurde es auch bei Wiertz. Er beherrscht die Technik seiner Kunst vollkommener als irgend ein Maler, der seit den großen Meistern der Renaissance gelebt hat. Betrachten wir diese Bilder, die hier an den Wänden umherhängen, ganz absehend von ihrem Inhalt, von dem was sie darstellen, bloß von dem verwerflichen, jämmerlich engherzigen und kleinlichen Gesichtspunkte, den ich den Ateliergesichtspunkt nennen möchte und von dem allein ausübende Künstler leider ein Bild zu betrachten und zu beurteilen pflegen, betrachten wir diese Bilder bloß auf ihre malerische Erscheinung, Komposition, Zeichnung und Farbenwirkung hin, und wir werden überwältigt von der Großartigkeit des Könnens, das sich in diesen Werken urgewaltig offenbart. Das ist nicht die Malweise eines Epigonen! So konnten nur die großen Maler schaffen. Hat Wiertz den Wunderpinsel eines Michel Angelo und Tintoretto, welchen diese übermenschlichen Maler in ihr Grab mitgenommen, durch Zaubermittel und Teufelsbeschwörung in seine Gewalt bekommen? Hat ihm der gebannte Geist Rubens' beim Malen die Hand geführt und der aus seiner

Todesruhe herbeigeheischte Tizian aus Sonnenschein und Mitternachtsdunkel diese unerhörten Farben gemischt? Man möchte es schaudernd glauben, wenn man vor diesen Bildern steht. Welche unfaßbare Kraft und Wahrheit in allen Zeichnungen! Wie auf diesen Riesenleinwanden alles lebt und zuckt! Wie sich die überlebensgroßen Leiber in den kühnsten Stellungen winden und krampfen und von ihrer leidenschaftlichen Aktion mit unwiderstehlicher Wucht fortgerissen, förmlich aus dem Bilde herausfahren! Wie das Fleisch leuchtet und der Leichnam sich todeskalt und grabesfeucht ansieht! Wie die Landschaft glänzt und blüht und die Wolke mit wahrem Gewitter und Regen schwanger geht! Und diese Bewegung, die mit sich reißend und förmlich toll wirbelnd durch die Bilder zieht! Das ist die „Furia", welche die großen Meister des Cinquecento beseelte, nein, von welcher sie unheimlich besessen waren. Das ist die Furia, unter deren berauschender Wirkung sie die ungeheuren, die haushohen Leinwanden mit ihren Myriaden von nackten Leibern bevölkerten, deren jeder doch wahr und lebenswarm ist, die Furia, welche die zahmen, mühselig bastelnden und nestelnden, kühl gelehrten, sorgsam wägenden, messenden und studierenden Maler unserer Zeit nicht mehr begreifen können und an jenen großen Vorgängern am meisten bewundern. In dieser pythischen Aufregung entstanden mit Zauberschnelle die Riesenbilder eines Paolo Veronese und Tintoretto, die Hochzeit von Kana und das Paradies im Dogenpalast zu Venedig; so wurde das jüngste Gericht von Michel Angelo geschaffen, so wurden die Tausende und Abertausende von Bildern einzelner Meister gemalt, deren fabelhafte Fruchtbarkeit wir nicht fassen können; so die schwierigsten Probleme der Perspektive gelöst, vor welchen die heutigen gelehrten Akademiker kopfschüttelnd und bänglich verlegen blinzelnd und augenreibend stehn. Und diese antike Furia kochte in den Adern

Wiertz', und in diesem pythischen Taumel hat er die ungeheuren Bilder gemalt, in deren jedem mehr technisches Vermögen, mehr Farbenkunst, mehr Kompositionsgewalt, mehr zeichnerische und perspektivische Gelehrsamkeit steckt als in allen Museen moderner Maler zusammengenommen, den Pariser Luxembourg nicht abgerechnet. Man bewundert so unmäßig die kühne Schwebehaltung des Jehovah auf Tizians „Himmelfahrt Mariä". Was ist aber dieser eine fliegende Herrgott gegen die hundert Verkürzungs-, Flug- und Fallwunder auf jedem der großen Bilder im Wiertz-Museum? Die Größe der „Kreuzigung" und „Grablegung" von Rubens in der Kathedrale von Antwerpen besteht in dem großartigen Zug, der durch die beiden Bilder geht und den Blick am untern Ende der Komposition in Haft nimmt, um ihn durch die scheinbar wirr ineinander geworfenen Gruppen unaufhaltsam und geradewegs hinzuführen zum Mittelpunkte des Bildes, wo die großen biblischen Handlungen vor sich gehen. Diese Bewegung, welche alle Teile einer Komposition zu einem idealen Zug ordnet und zusammenknüpft, die alle Dinge und Menschen eines Gemäldes gleich einem rasenden Sturm erfaßt und, alle Hindernisse toll niederwerfend, nach dem Mittelpunkte der Handlung hinwirbelt, die auch den Beschauer, sowie er sich dem Bilde nähert, augenblicklich mit Riesengewalt packt und mit sich reißt, ohne ihm Atem und Zeit zu lassen, bei den abseits am Wege liegenden Nebenfiguren und Accessorien zu verweilen, diese Bewegung finden wir auf jedem Bilde Wiertz' und auf zweien von ihnen, „der Leichnam des Patroklus" und „der Triumph Christi", großartiger als auf irgend einem überhaupt existierenden Gemälde, selbst die Antwerpener Meisterwerke des Rubens nicht ausgenommen. Wiertz, ich wiederhole es nun, beherrschte alle Ausdrucksmittel seiner Kunst so vollkommen wie irgend ein Maler, den die Kunstgeschichte nennt, und vollkommener als

alle, die in diesem Jahrhundert gelebt haben. Und doch genügten ihm diese Mittel nicht, die doch einem Raphael und Murillo genügt haben, und er suchte nach neuen, kräftigeren, wirkungsvolleren! Bedarf es noch eines urkundlicheren, beweismächtigeren Zeugnisses für die Leidenschaftlichkeit, mit der er nach der Verwirklichung seiner Ideale rang? Er fand, daß der störende Glanz, der an der gefirnißten Oberfläche eines Ölgemäldes unvermeidlich ist, die richtige Betrachtung seiner großen Bilder hinderte und ihren Gesamteindruck stark beeinträchtigte. Er erfand also ein neues Verfahren und malte statt mit Öl- mit Terpentinfarben und nicht auf glatter Leinwand, sondern auf rauhem Tuche, wodurch er seinen Bildern die monumentale Wirkung von Fresken gab, ohne darum auf Farbenpracht zu verzichten, die auf großen Wandmalereien sonst dem Stil geopfert werden muß.

Dieser Meister nun, der über den wimmelnden Nachwuchs dreier Jahrhunderte hinweg Michel Angelo, Tizian und Rubens die Hand reichen und ihnen stolz zurufen kann: „Ich bin der Eurigen einer,“ unterscheidet sich doch von diesen seinen großen Ruhmesgenossen in dem überaus wesentlichen Punkte, daß ihm die Malerei nicht Selbstzweck war wie ihnen. Ein Bild sollte nach seiner Auffassung nicht bloß ein die Sinne und die Phantasie angenehm erregendes optisches Phänomen, ein schönes Farbenwunder, sondern auch ein tiefsinniges Philosophem sein. Er malte nicht wie die alten Meister, um schöne Gestalten zu umreißen, zu gruppieren und farbig zu beleben, sondern um poetische Ideen auszudrücken. Er war eigentlich eine Dichterseele, die aber in den Leib und die Nerven eines Malers gefahren ist und für ihre rein poetischen und philosophischen Conceptionen nicht das normale Ausdrucksmittel, die Sprache, sondern nur das ungehörige, jedoch durch die Organisation des Künstlers allein dargebotene, die Malerei, zu ihrer Verfügung fand.

„Gedankenmalerei also!“ jubelt der Troß der Pedanten höhnend und schadenfroh auf und glaubt mit diesem einen Worte den Riesen Wiertz gekeult. Allerdings, Gedankenmalerei, ihr weisen Herren. Aber darum doch unvergleichlich erhaben und großartig. Es ist ganz schön, ein Gerüst von feinsinnigen ästhetischen Erwägungen aufzubauen und die Gebiete der Kunst mit Lineal und Winkelmaß schulfuchsig genau und sorgsam in zierlich regelmäßige Schachfelder einzuteilen, jedes Feld mit Buchstaben und Zahlen ämtlich zu bezeichnen und dann peremptorisch auszusprechen: „Feld 1 gehört der Malerei, Feld 2 der Skulptur, Feld 3 der Dichtkunst, Feld 4 der Musik, und niemand soll sich unterwinden, das eine Feld mit dem Saatgut zu bebauen, welches wir für das andere bestimmt haben, und das soll Gesetz sein für ewige Zeiten, und wer es verletzt, der sei hiemit in Acht und Aberacht verdonnert.“ Da kommt mit einemmale ein Genius herbei, der haucht nur ein wenig, und das stattlich dastehende ästhetische Gerüst geht schmählich und lautlos ein wie ein armseliges Kartenhäuschen, und dann beginnt er unbekümmert um die säuberlich gezogenen Schachbrettlinien seinen Pflug über die ganze weite Au der Kunst nach seinem eigenen Witz zu führen, und siehe da, während die kritischen Gesetzgeber die Hände zusammenschlagen und ein jämmerliches Gekreisch anheben, geht ihm die Saat zu einer üppigen und stolzen Ernte auf. Dem Genie gegenüber giebt es keine ästhetische Regel. Man hat gut beweisen, daß die Aufgabe der Malerei nicht die ist, abstrakten Gedanken Form zu geben, für Tendenzen zu streiten, für Theorieen zu argumentieren, daß sie diese Aufgabe ausschließlich der Litteratur überlassen müsse, daß sie kläglich aufs Haupt geschlagen wird, wenn sie mit der letzteren einen Wettstreit wagt, Wiertz malt darum doch Poesie und Philosophie, und das hindert seine ketzerischen, ästhetisch unzulässigen, von allen kritischen Behörden dreifach

geächteten und für vogelfrei erklärten „Gedankenmalereien" nicht, Bilder, wirkliche Bilder, noch dazu Bilder von überwältigender Großartigkeit zu sein.

Die Schöpfungen, die das Wiertz-Museum bevölkern, dürfen nicht gesondert, für sich und in willkürlicher Reihenfolge, sie müssen vielmehr als ein Ganzes und in ihrem organischen Zusammenhange betrachtet werden, dann erst geht uns ihre Größe und ihre volle Bedeutung auf. Das Resultat der ganzen Lebensthätigkeit unseres Meisters ist ein einziges, einheitliches Werk, von dem die einzelnen Bilder nur die unselbständigen Kapitel sind, und dieses Werk ist ein gemaltes Drama, dem ich den Titel geben möchte: „Die Tragödie der Menschheit". Das Lebenswerk Wiertz' hat die Tragik des individuellen und des Gattungslebens der Menschen zum Inhalt und stellt sich nach der Erhabenheit der Conception, nach der Größe des Stoffes, nach der Macht der Behandlung der göttlichen Komödie, dem verlorenen Paradies und dem Faust an die Seite.

Wiertz ist ein tiefsinniger Philosoph und zwar, wie von Plato bis Schopenhauer, von Äschylus bis Goethe jeder höhere Geist, ein pessimistischer. Das individuelle Leben ist ihm ein fortgesetztes Leiden von der Geburt bis zum Tode, das Gattungsdasein der Menschheit eine stete Folge von Verbrechen und Widersinnigkeiten seit ihrem ersten Auftreten auf der Erdoberfläche. Das Bewußtsein des Menschen, dieser höchste Triumph des Waltens der Weltgesetze, ist zugleich sein größtes Unglück, denn es dient nur dazu, ihm die Millionen kleiner und großer Qualen des Lebens zur klaren Empfindung und Erkenntnis zu bringen. Wiertz steht auf dem Standpunkte der altiranischen Weltanschauung. Er glaubt an ein gutes und an ein böses Princip in der Welt und macht das letztere für alle Leiden der Menschheit verantwortlich. Das gute Princip ist das positive, das schaffende, das

böse ist das negative, das zerstörende. Das gute Princip hat aus dem Chaos ein organisches Weltall geschaffen, das böse sucht Welt und Menschen wieder ins ursprüngliche Nichts zurückzuschleudern und alles Leben und Bewußtsein auszulöschen. Es sind die aufbauenden und demolierenden Naturkräfte, deren stetes kämpfendes Aufeinanderwirken die Erscheinungen des Lebens hervorbringt. Mit der Sprache der Bibel nennt Wiertz das schaffende Princip Gott, das zerstörende Teufel.

Den ersten Kampf zwischen den beiden Principien stellt das ungeheure Bild „Die Empörung der Hölle gegen den Himmel“ dar. Die Hölle, das heißt die der Materie innewohnende centrifugale Kraft, ist gegen den Himmel, das heißt gegen das organische Bestehen des Universums und gegen die harmonische Weltordnung, mit brüllender Wut angestürmt. Allein das Weltall soll noch nicht zu Grunde gehen, das Chaos noch nicht das Leben überwältigen. Die empörte Hölle wird besiegt. In der Höhe triumphieren die Heerscharen des Himmels, die lichten Engel mit den Flammenschwertern; die Angreifer werden mit fürchterlicher Wucht hinabgeschleudert in die finstern Abgründe der chaotischen Tiefe. Da rollen sie hinab in schwindeligem Sturze, durcheinandergeballte, noch immer wütend ringende Riesenleiber mit den Spuren des Kampfes an den göttlich unzerstörbaren Gliedern. Aus der schwarzen Tiefe ragen wilde, verbrannte, schauerlich zerrissene Klippen bis an die Himmelspforten hinauf; an ihre zackigen Zinken klammern sich die stürzenden Geister mit ohnmächtiger Faust und suchen für die ins Leere hinauszuckende Sohle einen neuen Halt; allein ihnen nach sausen die Blitze des Himmels, die von den Klippen mächtige Felsen abreißen, welche in ihrem donnernden Fall ganze Gruppen der Besiegten unaufhaltsam mit sich raffen. Durch das Kampfgewühl ringelt sich in tollen, spasmodischen Win-

dungen die Höllenschlange, deren Haupt in verzweifelter Wut gegen die Himmelsmächte Feuer schnaubt, während der Schwanz in die Nacht der Hölle hinabtaucht. Getöse, Gebrüll, rollender Donner, Blitzstrahle, krachende Felsen, aus den Abgründen hervorbrechende Flammen, fliegende Geschosse, wütende Arme, Köpfe, Brüste erfüllen noch das Bild, allein der Kampf, das lehrt der erste Blick, ist dennoch entschieden und die Posaunen des Triumphs schallen durch alle Himmel.

Der große Hauptsturm ist abgeschlagen, der Weltuntergang verhütet. Allein das Böse giebt das Spiel darum noch nicht verloren. Ist es ihm nicht gelungen, in einer einzigen Katastrophe alles Bestehende und Gedeihende in seine formlosen, leblosen, todeskalten Urelemente aufzulösen, so versucht es nun, den Lebewesen einzeln beizukommen und sie aus dem Lichte in die alte Nacht zu rauben. Nach der offenen Feldschlacht der tückische Buschkrieg. Das böse Princip nimmt die Form der fleischlichen Verführung an. Das Fleisch, die Sinnlichkeit, das ist der Teufel im Menschen. Wiertz ist Dualist und folglich Spiritualist; er glaubt an ein Ewiges und an ein Vergängliches im Menschen. Seiner Weltanschauung entspricht es also, die unsterbliche Seele zum Träger des guten Princips, der Lebens- und Dauerkräfte zu machen, wogegen das hinfällige Fleisch, das schließlich immer von den ewig anstürmenden Kräften der Vernichtung besiegt wird, zum Träger des bösen Princips, der Zerstörungs- und Todesmächte gemacht wird. Das Menschenleben ist ein fortwährender Kampf zwischen Gott und dem Teufel, der Seele und dem Körper, dem Willen und dem Fleische. So lange der Mensch kein Beispiel dafür hat, daß die Seele den Körper und der Wille das Fleisch unterjochen kann, giebt er sich ganz dem Leibe hin und unbewußt der in ihm ruhenden geistigen Kräfte, die noch nie vor ihm erprobt

worden sind, versucht er es gar nicht gegen das Fleisch anzukämpfen. So verfällt er der Erbsünde und bleibt ihr unterjocht, bis der Menschensohn geboren wird und im freiwilligen Opfertode auf dem Kreuze den sublimsten Sieg des Willens über das Fleisch davonträgt und den Menschen zeigt, wie sich die Seele von den Banden des Körpers befreien und auf welchem Wege sie der höllischen Vernichtung entrinnen und zur ewigen Daseinsharmonie des Himmels gelangen könne.

Die mystisch-theologischen Ideen drückt Wiertz in drei Bildern aus, an deren Großartigkeit kein schilderndes Wort, und wäre es das eines Milton oder Dante, hinanreichen kann. Das erste ist ein Triptychon. Die beiden Seitentafeln stellen den Verführer und Eva mit dem Apfel dar. Der Böse hat die Gestalt eines wunderschönen Jünglings, dessen Züge aber in ihrer süßen, verführerischen Lieblichkeit doch auch etwas geheimnisvoll Finsteres, feindselig Herrisches haben. Besonders die Augen des Bösen sind ein Wunder: mandelförmig geschnittene, schmal und lang geschlitzte, übernatürlich glänzende weiße Augäpfel mit nächtigschwarzer kleiner Pupille, über welchen sich die feine glänzendschwarze Braue mit der Wellenschwingung eines geöffneten Adlerflügels wölbt; aus diesen schmalen Augen, von welchen man zuerst nur das opaleszierende Weiße sieht, strahlt ein tiefes, düsteres Feuer, dessen Glut sich unwiderstehlich ins Herz einbrennt. Es ist in diesen Augen etwas von der Schlange und etwas von Leda, während der Schwan sie liebkost, und etwas von Nero, der traumverloren in die Flammen des brennenden Rom starrt. Es sind Fenster, aus welchen die schwarze, unergründliche Hölle hervorschaut. In diesen Augen schwimmt die verzehrende Begehrlichkeit der wütendsten Wollust, lauert eine unversöhnlich feindselige Tücke, flammt ein tragisch ohnmächtiger vulkanischer Zorn. Es sind Augen, von denen man

immer träumt, wenn man sie einmal gesehen hat, und die man eine Sekunde lang haarsträubend und bluterstarrend auf sich geheftet sieht, wenn man nachts plötzlich aus unruhigem Schlafe auffährt und in der finstern Stube die Augen öffnet. So stellt sich Wiertz den Bösen vor; nicht abschreckend und grotesk, wie ihn die Volksphantasie malt, nicht als lächerliches Ungetüm mit Hörnern, Ziegenbart, Bockbein und Schwanz, sondern übermenschlich schön, unwiderstehlich verführerisch, blühend in herrlicher, ewiger Jugend und nur durch den Blick, den er von seiner Genossin, der Höllenschlange, hat, seinen Ursprung verratend und vor seiner zaubersüßen Verlockung warnend. Wenn Wiertz nichts gemalt hätte, als die finstere Schönheit dieses Jünglings und diese bösen, magischen Augen, so wäre er damit allein einer der größten Maler aller Zeiten.

Da steht also auf unserem Triptychon der Böse und blickt triumphierend mit seinen Jettatore-Augen auf die arme, schöne, schwache Eva, die unwissend und noch unschuldig, aber in ihrer innersten Seele aufgewühlt von lüsterner Begehrlichkeit, unter dem Banne dieses Blickes zittert und den verhängnisvollen Apfel in der zuckenden Hand hält, dem sich die üppige Lippe bereits wollüstig entgegenwölbt. Noch einen Augenblick und sie wird in die Frucht gebissen haben, das Fleisch wird der Verführung erlegen sein. Denn dieses schöne, nervöse, beschränkte Weib mit dem heißen Blute und dem schwellenden Fleische, mit dem lodernden, kaum einzudämmenden Verlangen und der großen sündhaften Neugierde, ist kein Gegner für einen Feind, der in solcher Verkörperung wie dieser höllisch-göttliche Jüngling auftritt. Die Sinne siegen also, die Seele unterliegt, der Sündenfall geschieht. Allein auch die Erlösung folgt und beendet den ersten Cyklus des ewigen Krieges: das Mittelbild des Triptychons stellt die Grablegung Christi dar; der

Heiland liegt auf einem Steine, Josef hebt ihn mühsam auf, die schmerzenreiche Mutter neigt sich schluchzend zum göttlichen Haupte nieder, das im Tode erblaßt ist, zwei heilige Frauen stehen abseits und blicken händeringend auf die Scene voll Jammer und Not.

Die beiden anderen Gemälde schildern specieller die unermeßliche mystische Bedeutung des Opfertodes Christi. Das eine stellt die „Kreuzerhöhung" dar. Ein Haufe nackter Sklaven, die ein römischer Hauptmann hoch zu Rosse mit grausam geschwungener Geißel zur Arbeit antreibt, stemmt sich mit mächtig arbeitenden Muskeln an das Marterholz, das den toten Heiland trägt. Die Hölle sträubt sich mit ohnmächtiger Wut gegen die Aufrichtung des Kreuzes. Die Schlange des Abgrunds beißt giftig in die Kreuzesspitze, der Engel des Bösen, derselbe schöne, jugendliche Verführer, der eben noch so leicht über Eva triumphiert hat, flieht mit rückwärts gewandtem Gesicht, aus dem die Zauberaugen schmerzlich hervorleuchten, in seine Tiefe zurück, eine schwarze Wolke legt sich vor das Kreuz und sucht die Welt seines Anblicks zu berauben. Aber das Kreuz, dessen Rückseite uns zugewendet ist, steigt langsam und sicher immer höher, richtet sich immer gerader, und vom Heiland, dessen Oberkörper uns von der Höllenwolke verhüllt ist, strömt ein sanftes, weißes, ruhiges Licht aus, welches in alle Höhen und Tiefen dringt, den Bösen verscheucht, die Schlange vertreibt, die Wolke zerstreut und bald die ganze Welt erfüllen wird. Von diesem Lichte soll es auch im Dasein der armen Sklaven tagen, deren nackter Rücken heute noch unter dem Hieb des römischen Vogtes blutrünstig wird, die aber morgen das Christentum befreien soll!

Noch grandioser ist dieselbe Idee in dem nächsten Bilde verkörpert, welches „der Triumph Christi" heißt. Die Mitte der immensen Leinwand nimmt das aufgehöhte Kreuz mit

dem Erlöser ein, dessen unendlich mildes, schönes, im Tode auf die Brust gesunkenes Haupt eine leuchtende Glorie verklärt. Um ihn flammen die Lichtströme, die sich aus der geöffneten Pforte des Himmels ergießen, ihm zur Linken blicken holde, ruhige Engel mit weiblichen Köpfen zu ihm voll liebender Innigkeit empor und verkünden Posaunenbläser mit schmetternden Jubelfanfaren den Sieg des Himmels, während rechts von ihm und zu seinen Füßen streitende Engels-Heerscharen mit flammenden Schwertern und ungeheuren Lanzen die Mächte des Bösen in die Hölle zurückmetzeln. Lucifer selbst, den wir an seiner Schönheit und seinen Augen erkennen, wehrt im fliehenden Dahinschweben die auf ihn niederrieselnden himmlischen Lichtstrahlen mit erhobenen Händen von seinem wunderbaren Antlitz ab, auf dem die trostlosen Schatten der Hölle ruhen, und er fährt samt seinen geschlagenen Anhängern in den Abgrund hinab. Auf ihn besonders, auf den Fürsten der Höllenscharen, stürmt der Erzengel Gabriel mit gezücktem Flammenschwerte ein. Sein linker Arm ist mit ungeheurer Energie straff ausgestreckt und weist dem Bösen unwiderstehlich gebieterisch den Weg in die Tiefe, während die schwertbewaffnete Rechte zu einem zerschmetternd wuchtigen Schlage ausholt und damit gleichsam die in der Gebärde der Linken ausgedrückte Drohung bewahrheitet. Aber Lucifer hat für den Erzengel gar keinen Blick. Nicht *sein* Schwert und nicht *seine* Drohung fürchtet er, denn er ist von derselben Ewigkeit wie dieser; aber das Licht, das vom Kreuze ausstrahlt, erfüllt ihn mit tiefer Angst und namenlosem Grauen; während er in bebender Flucht dahinfährt, ist sein Blick wie festgebannt an das Kreuz, und er kann das rückwärtsgewandte Antlitz vom toten Heiland, seinem Besieger, nicht abziehen. Der Triumph des Himmels ist vollkommen. Die Welt ist vom Bösen befreit; die alte Schlange fällt in die Hölle zurück

und mit ihr der Apfel, das Symbol der Sünde, der fleischlichen Verführung . . .

Dieses Bild ist das herrlichste, das Wiertz gemalt hat. Die Energie der Bewegung des Erzengels Gabriel, das Fliegen und Schweben der Engel, das Fallen der Höllenscharen, der blitzschnell hinsausende Flug Lucifers und des ihn verfolgenden Engels, die Lichteffekte, die dem Himmel und dem Kreuze entströmen, die göttlich-erhabene Todesruhe Christi, der diesen Tumult und Triumph überragt, sind von einer geradezu übermenschlichen Schönheit. Der Mythus des Opfertodes Christi hat noch nie eine so tiefe Auffassung, einen so leidenschaftlichen Glauben und eine so überwältigende, fast hätte ich gesagt überzeugende Darstellung gefunden wie hier.

Das Vorspiel der großen Tragödie der Menschheit, die Wiertz gemalt hat, ist nun vorüber; durch die Schöpfung des lebenden Alls, durch den sublimen Opfertod des Heilands ist das Princip der Vereinigung in seiner Form als Chaos und als Fleischlichkeit zweimal besiegt; aber vernichtet ist es nicht, vernichtet kann es nicht werden, weil es so ewig ist wie das positive Princip, und weil es so lange leben muß wie die vergänglichen Verbindungen der Materie selbst, an die es geknüpft ist und die es stets zu lösen trachtet. Nun beginnt die Tragödie selbst. Scene auf Scene geht an uns vorüber und in jeder tritt das Böse auf und stiftet sein Unheil. Im Einzelleben erscheint es immer wieder als sinnliche Verführung. Da ist die „Romanleserin“. Ein wunderschönes, üppig entwickeltes junges Weib liegt nackt auf seinem weichen Bette und liest einen Roman. Es muß ein aufregendes und leidenschaftliches Buch sein, denn die schöne Leserin ist ganz aufgelöst und selbstvergessen in ihrer Lektüre, ihr geöffnetes Haar fließt verworren über das zerknüllte Kissen, das Blut hämmert in ihren Schläfen und eine brennende

hysterische Thräne hat sich ihr unbewußt ihrem in unreinem Feuer lodernden Auge entrungen und rollt langsam über die volle Wange hinab. Neben ihr auf dem Lager ist noch ein ganzer Stoß weiterer Bände aufgehäuft und ein böser Geist legt hämisch grinsend und triumphierend unbemerkt ein neues Buch aufs Bett, ein Buch, auf dessen Titelblatt wir lesen können: „Antonine von Alexander Dumas fils". Mit einem künstlerischen Raffinement ohnegleichen hat Wiertz neben das Lager einen Spiegel gestellt, der uns etwas blasser und etwas verschwommener jene Partieen des üppigen Leibes der berückenden Leserin zeigt, welche wir nicht direkt sehen können. Im Arrangement der Figur, im Ausdruck des Kopfes erinnert das Bild einigermaßen an die Io von Correggio im Wiener Belvedere, doch ist Wiertz zu originell, als daß die Reminiscenz aufdringlich werden könnte. Jedenfalls ist das Gemälde eine vollendete, mit heiligem Unwillen gemalte Darstellung der Lüsternheit und eine unwiderstehlich argumentierende Verkörperung des Gedankens, daß der moderne Roman der Dumasschen Schule ein Werkzeug teuflischer Verführung sei.

Die rein körperliche Eitelkeit des Weibes ist eine andere Waffe, mit welcher der Teufel kämpft. Das lehrt Wiertz auf zwei einander ergänzenden Bildern, die er „Der Spiegel des Teufels" betitelt. Auf dem ersten sehen wir ein schönes Mädchen mit etwas freiem und lüsternem Gesichte, reich gekleidet und mit Blumen und Edelsteinen geschmückt, vor einem Spiegel stehen und ihre Rückansicht mit umgewandtem Haupte beäugeln, während sie sich mit der Hand zierlich und nervös die Falten zurechtstreicht und das Perlenhalsband ordnet. Was das oberflächliche Geschöpf auf seinen Flitter stolz ist! Was es sich seiner Bänder und Edelsteine freut! Unglückliches Mädchen! Willst du wissen, wem du mit deiner thörichten Flipprigkeit dienst? Hier sieh dich auf

dem zweiten Bilde! In frecher Nacktheit stehst du plötzlich da, und so wie der strafende Maler dich hingestellt hat, so sieht dich durch deinen Schmuck und deine Kleider das cynische Auge des Lüstlings, dem zu gefallen du dich so sorgfältig und herausfordernd aufgeputzt hast, und hinter deinem Toilettespiegel lauert dir unsichtbar der Teufel, der seine Schlangenaugen zufrieden und schadenfroh auf dich heftet!

Über die unglücklichen Thoren, die im Stolze des Fleisches dahinleben! Die ganze Hinfälligkeit der Jugend und der Schönheit und des Erdendaseins lehrt der Künstler mit scharfer Grausamkeit in dem unendlich melancholischen Bilde „Die schöne Rosine". Ein junges, liebreizendes Mädchen, wohl ein Künstlermodell, steht zur Pose entkleidet vor einem an der Wand aufgerichteten Skelett, an dessen grinsendem Schädel ein Zettel mit der Inschrift: „Die schöne Rosine" hängt. Betrachte nur, schönes, holdes Geschöpf, das du in der Frühlingspracht deiner achtzehn Jahre gleich einer Rosenknospe blühst, betrachte nur dieses schauerliche Gebein und diesen entfleischten Totenkopf! Das war einmal die schöne Rosine, ein Modell wie du, von den Künstlern bewundert und angebetet wie du, auf hundert Bildern, in Marmor und Erz als Schönheitsgöttin abgeschildert wie du, jung, lebensfroh, stolz auf den göttlichen Leib wie du, und nun hängt sie da als ein scheußliches Gerippe und schreckt dich mit ihrem klappernden Gebein. Um den Gegensatz noch schneidender, die Moral dieser trostlosen Scene noch eindringlicher zu machen, stehen neben dem Skelette zwei Gipsabgüsse, einer der eines herrlichen Mädchenkopfes, der andere der eines süßen, zierlichen, elfenhaften Füßchens. Das war ihr Kopf, das war ihr Fuß, und dieses Skelett ist nun sie selbst, die schöne Rosine. Das junge Mädchen hat die Moral der Scene begriffen, denn sie blickt sinnend und mit einem betrübten Ernst, der uns auf einem so rührend jungen

Gesichte herzbeklemmend berührt, auf das Gerippe hin. Auf diesem Bilde erscheint die unheimlich schöne Fratze des Teufels nicht.

Und diese zwei jungen Mädchen, die an einem offenen Fenster stehen und miteinander flüstern, das eine blond, zart, still, sittig, das andere schwarz, üppiger, geschmückter, wissender — was bedeutet das schwere goldene Armband, das die Schwarze in der Hand halb verbirgt? Was bedeutet der viciöse Blick, mit dem sie träumend ins Weite hinausschaut? Sind diese Augen nicht Verwandte der wohlbekannten, unheimlichen Augen, die uns schon auf so vielen Bildern angestarrt haben? Auch hier die Sinnlichkeit! Auch hier das Teufelswerk! Der Künstler kann nicht oft genug auf den ihn unleidlich beherrschenden Gedanken zurückkommen, er kann seine trübe, lebensfeindliche Vorstellung nicht oft genug in neue, immer verschiedene Formen kleiden.

Allein schießlich reißt er sich doch los aus seiner puritanischen Kümmernis über die Herrschaft des sündhaften Fleisches in der Welt, und von diesen anachoretischen Betrachtungen, wahren Visionen des vom Teufel versuchten heiligen Antonius von Padua, wendet er seinen gramvollen und weicher werdenden Blick dem greifbareren nud minder theologischen Elende der Welt zu.

Auf Erden herrscht im großen und kleinen, im Leben der Völker und der Individuen, nichts als Not und Jammer. Das Böse erhebt wieder frech sein Haupt und hat sich in die Kirche selbst eingedrängt, die doch vorgiebt, der Wohlthat des Opfertodes Christi jeden einzelnen Menschen teilhaftig zu machen. „Die Parteien von Christus verurteilt“ zeigen uns alle Gewalten des Staates in einem wütenden Bruderkampf begriffen; das Volk in Gestalt eines derben Arbeiters mit entblößtem muskulösen Oberleibe hat der Dynastie, einem wilden, geharnischten Krieger, die Krone vom Haupte gerissen,

während der Krieger sein Schwert zu tödlichem Schlage schwingt und die Kirche, verkörpert in einem alten Priester mit der Tiara auf dem Haupte, das Sinnbild der Erlösung, das Kruzifix, mit brutaler Faust aufhebt, um dem Volke damit den Schädel einzuschlagen. So sind Volk, Dynastie und Kirche zu einem unholden Knäuel zusammengeballt, in dem man nichts unterscheidet als verzerrte Gesichter, greulich fluchende Münder, ein mordlustig gezücktes Schwert, ein zum Schläger entweihtes Kreuz und Arbeiterfäuste, die nach einer Krone und nach den Augen des Priesters fahren, und um die Gruppe lodern fröhlich aufzüngelnd die Flammen der Hölle. Christus aber steht groß und göttlich beiseite, und während er mit der einen Hand das trostlose Schauspiel von sich abzuwehren scheint, bedeckt er mit der andern das weinende Antlitz . . .

Wie im Staate Aufruhr und grimmige Zwietracht, so herrscht in den Beziehungen der Völker zu einander der teuflische, mörderische Krieg, diese grausigste Ausgeburt der Hölle. Mit rührenden und pathetischen Ausdrucksmitteln sucht uns Wiertz zu seinem eigenen Abscheu und Entsetzen vor den Greueln des Krieges zu bekehren. Da ist das Bild „Kanonenfutter". Auf einem Festungswalle liegt, augenblicklich müßig, eine Kanone. Um das schlafende Ungetüm aus Erz spielen liebliche, rosige, nackte Kinder. Ihr Spiel ist ein unbewußt vorahnendes: sie spielen Soldaten. Der eine Knirps hat einen Papiertschako mit einer Feder auf dem Goldköpfchen, der andere ein hölzernes Schwert an der Seite. Einer von ihnen ist gefangen worden und wird unter Geschrei und Gelächter gebunden. Auf der Kanone sitzen zwei kleine Mädchen, die an dem wilden Knabenspiel nicht teilnehmen, und das eine hält die Kampfscene für Ernst, denn es verzieht sein schönes, pausbäckiges Gesichtchen zu einem aufrichtigen Geheul. Ach ihr holden kleinen Engel! Euer

heutiges Spiel wird eines Tages Ernst werden und der schweigsame Unhold, den ihr jetzt nicht beachtet, die Kanone, wird euch fressen, und euer blühendes, rosiges Fleisch ist bestimmt, dem Würger als Futter zu dienen.

Von seiner grausigsten Seite zeigt uns den Krieg ein anderes Bild, das der Künstler mit überströmender Bitterkeit „Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts“ nennt. Eine Stadt ist erobert, die Häuser brennen, die Flammen schlagen durchs Fenster ins Zimmer herein, eine Mutter, die im Nachtgewande vom Lager gescheucht worden ist, sucht sich und ihr Kind und ein kleines Schatzkästchen zu retten, aber die sieg- und blutberauschten Soldaten sind schon ins Gemach gedrungen und knallen hohnlachend die Fliehende an ihrer eigenen Schwelle nieder.

„Eine Scene in der Hölle“ ist der großartigste Ausbruch des heiligen Zornes unseres Künstlers über den Krieg und seine Schrecken. Die größte Gestalt dieses Jahrhunderts, Napoleon, hat endlich den richtigen Platz und den gebührenden Lohn gefunden — wir sehen den Kaiser in seinem grauen Rock und mit dem historischen Hute auf dem Kopfe in der Hölle, um ihn wabern die Flammen, die ihn wie in einen Purpurmantel hüllen, und ringsum, so weit wir sehen können, dringt eine zahllose Menge von Müttern und Schwestern und Frauen und Bräuten, von unmündigen Kindern und greisen Vätern auf ihn ein, die er alle mit seinem unersättlichen Ehrgeize elend gemacht hat. Kopf an Kopf und Schulter an Schulter pressen sie sich heran und winden sich in allen Erscheinungsarten des Jammers und der Trostlosigkeit. Die einen weinen nur still vor sich hin, die anderen deuten schluchzend mit ausgestrecktem Finger nach ihm, andere schütteln die geballten Fäuste, eine Braut, die noch den Myrtenkranz auf dem Kopfe trägt, preßt die beiden Hände in unsäglichem Leid gegen die Schläfen, wie

um zu verhindern, daß der in ihrem Hirn rasende Schmerz ihr nicht den Schädel zersprenge, und die dem Kaiser am nächsten sind, reichen ihm in wütender Verzweiflung verstümmelte Leichenteile hin, der einen abgehackten Arm, der eine blutige Hand, der einen gräßlichen Kopf, der einen noch zuckenden Rumpf, in dem ein Schwert bis an den Korb steckt, ein anderer ein ganzes Bündel Gliedmaßen und noch ein anderer eine Schale voll dampfenden Blutes, und alle scheinen zu schreien: „Da friß, Tiger, stille Deinen Blutdurst, Ungeheuer, schwelge in Menschenfleisch, berausche Dich in Menschenblut, Du gräßlicher Vampyr." So tobt der rächende Lärm um ihn, er aber steht unbeweglich da, die Arme über der Brust gekreuzt, das Imperatorenantlitz ehern, düster und von unergründlichen Schatten bedeckt, und nur sein Auge blickt starr und böse auf alle die Myriaden, die er unglücklich gemacht hat. Ah, dieses Auge! Das ist das Gespenster-Auge Satans, das uns so wohlbekannt ist — ich verstehe, was der Künstler sagen will! Der Krieg ist das Werk Satans, Napoleon eine Inkarnation Lucifers. Der große Kaiser hat gethan, was seines Amtes war: eine Verkörperung der Zerstörungsmächte, hat er zerstört, gemordet, vernichtet; seine Herrschaft war die Herrschaft des bösen Princips; allein die Menschen, für die Christus vergebens gestorben ist, trifft schwere Schuld, denn sie haben den Teufel zwanzig Jahre lang wüten lassen und haben keinen Finger gerührt, um ihn in die Hölle hinabzusenden, die seine Heimat ist.

Eine Seite unserer herrlichen Civilisation ist der Krieg, eine andere das individuelle Elend. Wer vermöchte das Bild „die Waisen" anzusehen, ohne zu Thränen gerührt zu werden? Der Vater, der Ernährer ist gestorben, und die brutalen Totengräber mit ihren vertierten Gesichtern tragen den ärmlichen Sarg fort. Aber da ist eine Witwe, da sind

kleine, unmündige Waisen, die sich an den Sarg anklammern, die sich vor den Trägern auf die Kniee werfen, die sie in ihrem unzurechnungsfähigen Schmerze schluchzend und händeringend beschwören, ihnen den Vater, den Gatten noch zu lassen — umsonst! Die stumpfen Arbeiter thun gleichgiltig ihre Pflicht, und die Verlassenen werden nun gleich allein sein in ihrer dürftigen Stube und allein in ihrer Armut und Not. Was wird aus den armen Kindern werden? Wird die schwache Mutter Kraft genug haben, sie vor den rauhen Stürmen des Lebens zu schützen, oder werden sie hinabgeschleudert werden in die schauerlichen socialen Tiefen, in welche uns das nächste Bild einen Einblick gewährt?

Dieses Bild betitelt sich „Hunger, Wahnsinn, Verbrechen". Die ganze gesellschaftliche Hölle, in ein einziges Menschenleben zusammengedrängt; die Tragödie des Proletarierdaseins mit ihrer fatalen Logik, mit der eisern konsequenten Exposition, Peripetie und Katastrophe. Ein elendes Dachkämmerchen öffnet sich vor unseren entsetzten Blicken; die Wände sind nackt, der Fußboden ist bar und steinern, ein widerlicher Haufen Lumpen, mehr dem Lager der wilden Tiere des Waldes ähnlich als der Ruhestätte eines Menschenwesens, bildet mit einem wackeligen Tische die einzige Einrichtung dieser Höhle. Auf der Erde hockt ein junges totenblasses Weib, die blauen Lippen zu einem höllischen Gelächter geöffnet, die eingesunkenen Augen in den Flammen des Wahnwitzes brennend, und in ihrer Hand hält sie ein blutbeflecktes großes Messer, und in ihrem Schoße — gräßlich! — liegt der verstümmelte Leichnam ihres kleinen Kindes. Wie das alles gekommen ist? O, ganz einfach. Sie ist allein gestanden, sie war eine arme Arbeiterin, ein Herrchen hat sich den Spaß gemacht, sie zu verführen, und hat sie dann natürlich im Elende allein gelassen. Bisher eine alltägliche Geschichte, nicht wahr? Das bejammernswerte Geschöpf hat

gekämpft, so lange es gegangen ist, aber schließlich ist es nicht mehr gegangen, die Menschen waren zu schlecht gegen sie. Ihre entzündeten Augen, ihre hohlen Wangen sprechen von nächtelanger Arbeit, und was hat sie damit errungen? Hier liegt der Korb umgestürzt auf dem Boden, er enthält ihre Lebensmittel für den Tag — eine welke Rübe und aufgelesene Kohlblätter, die ein Reicherer in die Gosse geworfen. Aber der Staat, die Gemeinde, haben sie denn nichts für die Unglückliche gethan? O ja, sie haben ihr eine — Steuermahnung geschickt, die hier neben dem Korbe auf der Erde liegt! Eine Steuermahnung erinnert sie daran, daß sie nicht eine arme Bestie des wilden Waldes ist, sondern ein Menschenkind, das in der Civilisation steht und einem gesitteten, christlichen Gemeinwesen angehört. Da ist es ihr zu viel geworden, aus dem leeren Magen, den der Hunger zusammenzieht, aus dem Gehirn, das Jammer und Schlaflosigkeit zerrütten, hat sich der Basilisk des Wahnsinns erbrütet und sie hat das Würmlein geschlachtet, das nach Brot und Wärme schrie . . .

Die eherne Faust des Künstlers läßt uns noch immer nicht los, wir haben das Maß der Schrecken noch nicht erfüllt. Armut ist nicht die einzige Not des Menschen, neben Hunger und Frost giebt es noch andere Schmerzen. Grausamer als ein leerer Magen ist ein leeres Dasein und schauerlicher als die Kälte des Winters ist die Kälte eines Herzens, das an nichts mehr glaubt. „Der Selbstmörder" erzählt uns diese erschütternde Geschichte. Er war ein reicher junger Mann, schön, kräftig, gesund; er hat den Becher der Freuden in vollen Zügen geleert, er hat ohne Sorge und Pflicht und Verantwortlichkeit toll in den Tag hinein gelebt, bis er eines Morgens plötzlich erwacht ist und die Langeweile ihn angestarrt hat wie ein Gespenst. Da hat er gefunden, daß das Leben eine öde, schwarze Wüste, die Genüsse ein Ekel, die

Menschen Kot, Liebe und Freundschaft eine Verhöhnung sind, und er hat sich die eiskalte Frage vorgelegt: „Wozu dann leben?“ In dem Buche, das auf seinem Tische liegt und das die Aufschrift trägt: „Der Materialismus“, hat er auf diese Frage keine Antwort gefunden. Er hat also die Quintessenz seiner Überzeugungen, das Resultat seines Lebens in den Satz: „Es giebt keine Seele, es giebt keinen Gott“ zusammengefaßt und als sein Testament auf ein offenes Blatt geschrieben, und dann hat er sich mit einem Pistolenschusse das Haupt zerschmettert, während sein guter Engel ihm zur Linken das Haupt in die betend gefalteten Hände verbarg und der böse Engel mit den blitzenden Höllenaugen ihm zur Rechten lauerte und eine zweite Pistole schußbereit in der Hand hielt für den Fall, daß die erste versagen sollte. Der Anblick des vom Pulverqualme verhüllten zerschmetterten Schädels, dessen Bruchstücke nach allen Richtungen fliegen, ist gräßlich, aber Wiertz scheut auch vor dem Gräßlichen nicht zurück, wenn es dazu dient, seine Gedanken kräftiger auszudrücken.

Der Künstler hat uns nun durch alle Höllen geschleift und mit allen Leiden der Menschheit gefoltert; sollen wir unter diesem Eindruck des Jammers und der Trostlosigkeit bleiben? Nein. Er richtet uns wieder auf und führt uns wie Dante aus dem schauerlichen Abgrund ans Licht zurück. Er ist ein Pessimist, aber sein Pessimismus ist nicht der von Schopenhauer. Er glaubt, und im tiefen, innigen Glauben findet er das große Heilmittel für alle Schmerzen. Wo der Philosoph dem Verzweifelten bloß das schwarze Nichts, die nächtige Nirwana als einzigen Trost vorhalten kann, da deutet der Künstler triumphierend auf die leuchtende Erscheinung Gottes. Trage das Elend der Welt! „Eine Sekunde nach dem Tode“ bist du erlöst und gehst zur Freude ein. Das so betitelte Bild giebt dieses Heilversprechen in

wunderschöner Form. Ein Mann ist eben gestorben und schwingt sich, eingehüllt in sein Leichentuch, grandiosen Fluges gen Himmel. Seine Hand hat verächtlich das Buch ins Leere hinabfallen lassen, das den Titel trägt: „Buch der menschlichen Würden", einen letzten Blick wirft er noch auf die Erde, die schon tief, tief unter ihm zu fast unsichtbarer Kleinheit zusammengeschrumpft ist, und seine Seele erhebt sich siegreich aus dem Kleinen und Endlichen zur Ewigkeit und Unendlichkeit, während er zwischen kreisenden Gestirnen dahinfliegt und rings um ihn verklärte Seelen anderen zu ihnen emporschwebenden Verstorbenen mit offenen Armen entgegeneilen.

Die Ewigkeit! Die Unsterblichkeit! Das Hinübermünden ins Weltdasein! Das ist die große Verheißung, mit der der Künstler den Leidenden aufrichtet. Auch euch, ihr armen Waisen, die ihr die Leiche des Vaters zurückhalten möchtet, auch euch winkt ein freudiges Wiedersehen. „Man findet sich im Himmel wieder" betitelt sich ein Bild, das, obwohl Grau in Grau gemalt, nicht minder prächtig ist als die übrigen, die in Farbenbuntheit glänzen. Das Paradies ist vor uns geöffnet; in seinen leuchtenden Tiefen sehen wir die Orgel, deren Töne den Sphärengesang und die Weltharmonie regeln; Engel schweben in weicher Bewegung auf und ab; hier findet eine Mutter ihr kleines Kind wieder; es schmiegt sich in ihre geöffneten Arme, sie betrachtet es mit unendlich liebevollen Augen, welche die strömenden Freudenthränen verdunkeln, und ihre entzückte Hand fährt streichelnd über die Flügelchen hin, die das Kind schon gleich den übrigen Engelchen hat, wie um sich zu vergewissern, daß es nun wirklich ein Engel geworden ist und ihr ewig, ewig bleiben soll. Daneben kommt ein junges Mädchen von der Erdenfahrt an; Vater und Mutter kommen ihr lächelnd und selig entgegen, halbverborgen, als spielten sie Versteckens und warteten, daß die

Tochter sie suche und finde. In einer dritten Gruppe begrüßt ein greises Paar frohlockend den stattlichen Sohn, der in der Blüte des Lebens ihnen nachgekommen ist. Es herrscht in diesem erstaunlichen Bilde eine Tiefe und Zartheit der Empfindung, daß sich die über dasselbe ausgegossene innige Rührung selbst dem kältesten Herzen mitteilen muß.

Das Heilmittel der individuellen Leiden ist also der Glaube. Das Heilmittel der Schmerzen des ganzen Menschengeschlechts aber ist die fortschreitende Civilisation. Die Menschheit verweist Wiertz nicht auf das „unentdeckte Land, von dessen Grenzen kein Wandrer wiederkehrt", vielmehr verspricht er ihr mit der wachsenden Bildung, mit dem Triumph der Wissenschaft, mit der Ausbreitung und Vertiefung der menschlichen Erkenntnis schon hienieden ein herrliches, leidloses, gottähnliches Dasein. Haben wir eben noch die „von Christus verurteilten Parteien" gesehen, so zeigt uns der Künstler nun „die Parteien im Sinne Christi". Der wüste Kampf ist vorüber und vergessen, die wütenden Streiter sind versöhnt. Beiseite liegen Krone und Schwert und Tiara, der Arbeiter hat seine Ketten gesprengt und jauchzt in übermenschlicher, fast unfaßbarer Freude, von der sein Antlitz wie das eines Trunkenen verzückt ist, und alle drei, der König, der Priester und der Arbeiter, umfangen einander in einer einzigen, innigen, unlösbaren Bruderumarmung, während sanftes Himmelslicht wie Morgenröte um sie strahlt und uns sagt, daß der Heiland, obwohl uns unsichtbar, mit ihnen ist.

Hat uns das „Kanonenfutter" mit tiefschmerzlichen Betrachtungen erfüllt, so richtet uns das Bild „die letzte Kanone" wieder auf. Noch ist es da auf der Erde Nacht; noch wütet der Massenmord des Krieges; die Flammen einer brennenden Stadt erhellen unheimlich das Blachfeld, das mit Haufen von Leichen und Sterbenden überstreut ist,

14*

während Horden blutdürstiger Barbaren im Hintergrund noch fortfahren, einander zu würgen; aber schon zeigt uns der Seher eine herrliche Zukunft — der Genius der Civilisation, ein schönes, stolzes Weib mit einem leuchtenden Stern über der Stirn, hat in heiligem Zorn die letzte Kanone ergriffen und mit ihren götterstarken Händen in einer titanisch kräftig wiedergegebenen Bewegung dieses Instrument der Vernichtung gleich einem Strohhälmchen verdreht und zerbrochen; der Friede streckt seinen Arm gegen die Kämpfenden aus und hält ihnen den Ölzweig hin; ein seliger Reigen von lorbeerbekränzten Dichtern, Denkern, Erfindern schwingt triumphierend zerrissene Ketten, geknickte Fahnen und Waffen, die Werkzeuge der friedlichen Arbeit, das Schwert, das in eine Sichel umgeschmiedet ist, das Buch, das die Welt erlöst, im blauen Äther fliegen beschwingte Dampfer, die Luftschiffe der Zukunft, und unübersehbare Scharen fröhlicher, lächelnder, begeisterter, einander einig umschlingender Menschen erheben sich von der dunklen, noch blutbefleckten Erde in die lichte Höhe.

Wie klein, wie unbegreiflich werden unsere Barbareien, unsere Parteistreitigkeiten, unsere Kriege, all unsere egoistischen und finstern Bestrebungen den Menschen der Zukunft scheinen! Wir sehen hier „die Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft". Ein ungeheurer Riese, von dem die große Leinwand nichts als den schönen, milden Kopf und die mächtigen Hände faßt, hat auf seiner Handfläche ein fremdes, unverständliches Spielzeug: Kanonen, Waffen, Fahnen, eine Guillotine, all' die kläglichen Symbole unserer heutigen Civilisation, ausgebreitet und blickt diese kleinen Sächelchen mit lächelndem Staunen an. Da finden wir die Gloire, um die sich Völker morden, in Gestalt von Triumphbogen und Ehrenkreuzen, da die Abzeichen der Parteien, das weiße Lilienbanner des despotischen Gottesgnadentums, die

phrygische Mütze der liberalen Republik, das rote Blutbanner des Socialismus, der Mensch der Zukunft, der sich nicht vorstellen kann, daß man einander einst um solchen nichtigen Krams willen auf Erden zerhackte und schlachtete, zeigt seiner Frau, seinem Kinde diesen erbärmlichen Trödel, und sie blicken denselben ebenso ungläubig heiter an wie der Vater selbst. Es ist eine edle und tiefsinnige Variierung des Märchens von den Riesen auf Niedeck, die sich einen Bauer mit Pflug und Gespann als Spielzeug in der hohlen Hand aus dem Thale heraufholen.

Noch einmal, noch erhabener spricht er diesen Gedanken aus. „Die Macht des Menschen hat keine Grenzen“ nennt er das Seitenstück und die Ergänzung der beiden vorhergehenden Bilder, und diesmal genügt ihm die Linie und die Farbe nicht, um der Überfülle seines Busens Ausdruck zu geben, und wie Beethoven in der neunten Symphonie, so greift auch er schließlich zum Wort. Er schreibt unter das Bild folgende begeisterte Zeilen: „Wenn der Mensch, voll Glaubens an seine hohe Bestimmung, die kleinen Dinge vergessen haben wird, die ihn heute beschäftigen; wenn durch seine tiefen Studien, seine zahlreichen Entdeckungen die Natur seiner Stimme gehorsam geworden sein wird, dann wird sein Genie sich der Himmelsweiten bemächtigen, er wird sich in diesen festsetzen, wird die Sterne mit Fingern berühren, und immer nach Macht und Größe begierig, wird er schließlich so weit kommen, daß er diese Tausende von Welten, die in der Unendlichkeit der Himmel kreisen, nach seinem Gutdünken wird zerstören können.“ Das Bild, das über diesen Zeilen sichtbar ist, entspricht dem Schwung der Legende. Eine Gruppe stolzer, großer, seliger Menschen: starke Männer, schöne Weiber, blühende, spielende Kinder, schweben im Äther und strecken herrisch die Hände nach den Gestirnen aus, die rings um sie kreisen; ein kleines Kind in einer wunderbaren

Verkürzung, wie selbst Corregio sie nicht oft erreicht hat, ist sogar mit einem Sterne spielend eingeschlummert und hält ihn im Schlafe gleich einem Spielzeug an die Brust gedrückt. Eine andere Gruppe aber, die noch auf Erden zurückgeblieben ist, weist froherstaunt auf die Mächtigen, denen sie es bald nachthun wird.

Das ist die Zukunft, wie sie sich der Künstler mit prophetischem Geiste ausmalt und wie er sie uns tröstlich und erhaben nach den Bitternissen der Gegenwart zeigt. Seine Zuversicht ist stolz und tief, aber dennoch hat ihn manchmal Zweifel beschlichen und Zagen erfaßt. Wie, wenn die Menschheit doch nicht vorwärtsschreiten, wie, wenn die Civilisation unfruchtbar bleiben sollte? Dann giebt es für die Menschheit auch nur dieselbe Rettung wie für das Einzelwesen, und das ist der Glaube. Wiertz ist durch den Tod daran verhindert worden, diese Idee voll auszuführen; allein er hat zwei große Skizzen zu einem entsprechenden Gemälde hinterlassen, welches er „das Weltende" betitelte und das ein ungeheures, verzweifeltes Menschengewimmel darstellen sollte, welches sich in Todesangst um das Symbol des Glaubens, das Kruzifix, drängt, das allein aufrecht steht, während ringsum in gräßlichem Kataklysmus alles Bestehende in den Untergang taumelt.

Die großartige „Tragödie der Menschheit", von der ich im Eingange gesprochen, ist nun an unserem Auge vorübergegangen. Wir haben das Princip des Bösen im Kampfe mit dem Weltorganismus und den einzelnen Menschen gesehen, die es als Sinnlichkeit, als Fleischeslust, als Materialismus und Atheismus verfolgt; wir haben gesehen, wie die Großthat Christi, der Triumph des Geistes über die Materie, die Erbsünde sühnt, die Menschheit erhebt, das Böse entwaffnet, wenn auch nicht vernichtet. Wir haben das sociale und politische Elend, Hunger, Not, Verführung, Ausschweifung, Krieg in ihren schrecklichsten Formen beobachtet und

sind nach diesen tiefergreifenden Peripetieen des Dramas schließlich zur schönen und tröstlichen Lösung gelangt, welche darin besteht, daß der Glaube alle Schmerzen des Individuums und die höhere Civilisation alle Leiden des Menschengeschlechts heilt. Wir sind gerührt und erschüttert, erhoben und gebessert, das Kunstwerk hat seine volle ästhetische Wirkung auf uns geübt — allein nun bemerken wir mit Verwunderung, daß der Künstler selbst von seiner Schöpfung nicht befriedigt ist. Dieser Bildercyklus, dem die ganze Kunstgeschichte nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat, scheint ihm noch eine zu matte, zu ausdruckslose Form für die in ihm wühlenden und ringenden Gedanken, und er nimmt den ganzen gigantischen Stoff aufs neue vor, um ihn mit Hilfe einer andern Kunst in noch großartigerer, noch überwältigenderer Gestaltung vorzutragen. Wir sehen drei Marmorgruppen, in der Höhe zwischen 55 und 70 Centimeter variierend, welche Wiertz „Geschichte der Menschheit in vier Epochen" genannt hat. Es ist, wenn man will, ein Auszug aus der weitläufigeren Farbendichtung, die wir eben bewundert haben. Die erste Gruppe stellt „die Geburt der Leidenschaften" dar. Adam und Eva stehen beisammen, schön, üppig, in sinnlicher Verzückung, und die Schlange mit menschlichem Kopfe blickt triumphierend auf sie nieder. Immer wieder derselbe Spiritualismus, der bis zur anachoretischen Verdammung aller irdischen Freuden gesteigert ist und im Fleisch die Verkörperung aller Verführung und Sünde sieht. Die zweite Epoche ist die „der Kämpfe". Zwei Athleten ringen mit einander im wütenden Kampfe um die Herrschaft der Welt. Wer diese herkulischen Kämpfer sind? Die neben ihnen liegenden Attribute, eine Kaiserkrone und eine phrygische Mütze, sagen es uns. Sie sind die Verkörperungen der Freiheit und des Despotismus, des Gottesgnadentums und des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Wie wird der ge-

waltige Streit enden? Das zeigt uns die dritte Gruppe: „Der Triumph des Lichts". Die rohe Gewalt, heiße sie Unterdrückung oder Revolution, ist zu Boden geschleudert, der Genius des Bösen steht entwaffnet und gedemütigt beiseite, die Civilisation hat ihm das Schwert entrissen, das sie in der Linken hält, während die Rechte triumphierend die welterleuchtende Fackel erhebt. Eine vierte Gruppe, die nur als Tonskizze existiert und die in Marmor auszuführen Wiertz vom Tode gehindert worden ist, trägt den Titel „menschliche Vollkommenheit" und stellt einen Krieger und einen Mann aus dem Volke in inniger, freudiger Umarmung dar. Es ist die Herrschaft der Liebe, Brüderlichkeit und Einigkeit; die herrliche Devise der großen Revolution in lebender Wirkung; und wie in seinem Gemäldecyklus, so schließt der Künstler auch in seinen plastischen Gruppen die inspirierte Darstellung der Menschheitentwickelung mit dem enthusiastischen Glaubensbekenntnisse: „Liberté! Egalité! Fraternité!"

Die vier Skulpturwerke sollten in ungeheuren Dimensionen ausgeführt werden und öffentliche Plätze schmücken. Der frühe Tod des Künstlers hat die Verwirklichung dieser Idee nicht zugelassen. Er hat dadurch die Welt einer Anzahl von Kunstwerken beraubt, welche sich an Schönheit der Silhouette, an edler Harmonie des Aufbaus, an titanischer Kraft aller Bewegungen mit den vollendetsten Schöpfungen des Altertums und der Renaissance hätten vorteilhaft vergleichen können, wobei sie jedoch diese durch ihren tiefen Gedankeninhalt weit übertroffen hätten. Von einer, wenn auch äußerst sorgfältig gearbeiteten Reduktion in Viertel-Lebensgröße ist freilich kein sicherer Schluß auf dasselbe Kunstwerk in Kolossalproportionen zu ziehen, dennoch aber glaube ich nicht, daß dieses Urteil angesichts der Herrlichkeit der vorhandenen Marmorgruppen gewagt oder vorschnell sei.

Bei einem so weit und kosmopolitisch angelegten Geiste, wie Wiertz es war, ist es einigermaßen widerspruchsvoll und befremdend, einem etwas engen Patriotismus zu begegnen. Und dennoch bewahrte er neben seiner Bruderliebe für die ganze Menschheit seinem kleinen Vaterlande Belgien einen Schatz ausschließlicher, leidenschaftlicher Anhänglichkeit, die so weit geht, daß sie, zum Zwecke der Landesverteidigung, selbst den Krieg rechtfertigt, den der Künstler eben noch mit dem Aufgebote der ganzen Macht seines Pinsels und Meißels verdammt hat. „Der Backenstreich einer belgischen Dame“ ist die drohende Glorifikation des Mordes, wenn er zum Schutze des häuslichen Herdes begangen wird. Ein holländischer Offizier hat sich wohl Freiheiten gegen eine Belgierin herausgenommen, denn diese appliziert ihm eine Maulschelle in Gestalt eines Pistolenschusses, der ihm den Kopf zerschmettert. Das ist eine allegorische Darstellung des belgischen Unabhängigkeitskrieges gegen Holland. Ein anderes Bild ist eine wilde Drohung an die Adresse Frankreichs und wurde zu einer Zeit gemalt, als viel von den annexionistischen Absichten Napoleons III. gegen das kleine Nachbarland die Rede war. Es trägt den Titel „der Löwe von Waterloo“. Das eherne Ungeheuer ist mit einem mächtigen Satze von seinem Erdhügel gesprungen und zerfleischt mit seiner Pranke den kaiserlichen Adler, der sich blutig und verstümmelt unter den scharfen Fängen windet, während seine ausgerissenen Federn in der Luft umherwirbeln. Hinter dem Hügel geht die Sonne glorreich auf und ihre Strahlen verscheuchen ein unheimliches Gewölk von Aasgeiern, Raben und ähnlichen unholdem Raubzeug, das angstvoll der sich zurückziehenden Nacht folgt.

Das ist eine sehr chauvinistische Schilderung für den Maler der „Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft“. Sollen denn nicht verschiedenfarbige Grenzpfähle

ebenfalls zu dem jämmerlichen Krimskrams gehören, den eine höhere Civilisation in den Kehrichtwinkel werfen wird wie Triumphbögen, Waffen und Parteiabzeichen? Wiertz scheint den Widerspruch zu fühlen, in den er mit sich selbst gerät, und den Vorwurf zu scheuen, den ihm derjenige machen könnte, den er mit seinem andern Bilde von den Irrtümern der Gegenwart zur Erleuchtung der Zukunft bekehrt hat, und er sucht die Standpunkte der beiden Gemälde durch eine bloß als Skizze vorhandene Komposition zu versöhnen, die er „Wettlauf der Nationen zum Lichte" betitelt. Die Völker sollen ihre Individualität wahren, aber nicht um als Feinde, sondern um als friedliche Rivalen nebeneinander zu bestehen; sie sollen einander nicht in Schlachten, sondern in Kultur und Civilisation besiegen, so daß die Niederlage selbst zum Segen für die Menschheit wird, weil die Besiegten zu neuer und höherer Anstrengung in Bildung und Aufklärung angestachelt werden. Das ist ein Patriotismus, der uns jedenfalls sympathischer ist, als der mit der Pistole in der Hand oder mit der zermalmenden Löwenpranke!

Neben dem großen Gemäldecyklus, dessen innere Einheit ich darzulegen bemüht war, hat Wiertz eine Reihe episodischer Bilder geschaffen, in welchen dieselbe Gedankenwelt lebt und derselbe mächtige Odem zu spüren ist wie in den zusammenhängenden Kompositionen. Sie haben ebenfalls sociale Mißstände und Gebrechen unserer Civilisation zum Gegenstande und sind verwandte Anklänge an den Stoff der „Tragödie der Menschheit", ohne sich direkt und organisch in denselben einzufügen. „Das verbrannte Kind" ist eine erschütternde Argumentation zu Gunsten der Kleinkinderbewahranstalten. Eine arme Arbeiterin hat einen Augenblick ihre Dachwohnung verlassen müssen, um Lebensmittel für den Tag einzukaufen; sie kommt zurück und findet, daß in der Stube Feuer ausgebrochen ist; ihre erste Bewegung ist, mit der Kraft einer

Tigerin auf die Wiege hinzuspringen, in der sie das Kind schlafend zurückgelassen hat — zu spät! Die Flamme hat das Bettchen ergriffen, die Mutter hält nur einen entsetzlich verbrannten Leichnam in den Armen! Das Gesicht der Mutter drückt einen Grad der Verzweiflung aus, den mitanzusehen dem Beschauer wehthut. Und doch ist dieses Antlitz nicht häßlich verzerrt und polemisiert siegreich gegen die Theorieen, die Lessing im „Laokoon" aufgestellt hat. Er lobt den Timanthes überschwenglich, weil er in seinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia das Gesicht des Vaters verhüllte. „Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdruck verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche hätte er gern übergangen, hätte er gern gelindert, aber da ihm seine Komposition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig als zu verhüllen? . . . Diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte." Nun denn, der Schmerz der Mutter ist größer als der Agamemnons, denn er wird durch sein plötzliches Entstehen, durch Schreck und Überraschung gesteigert; dazu kommt, daß die Empfindungen des Weibes stärker, wenn auch kürzer dauernd sind als die des Mannes, und daß es eine beweglichere, den Seelenzustand heftiger und energischer wiedergebende Physiognomie hat als er; und dennoch hat Wiertz das Antlitz dieses Weibes nicht verhüllt und es ist ihm gelungen, die höchste Energie des Ausdrucks zu erreichen und zugleich die Schönheit zu wahren.

Mit den einfachsten Mitteln erreicht er die gräßlichste Wirkung in einem zweiten Bilde, das er „zu früh begraben!" nennt. Ein Gruftgewölbe, darin ein Sarg, dessen Deckel von innen losgesprengt wurde, eine zusammengekrampfte Hand, die im Deckelspalt zum Vorschein kommt, und in der Finsternis

des Sarges, mehr geahnt als sichtbar, ein schattenhaftes, totenbleiches, im fürchterlichsten Entsetzen verzerrtes Gesicht, das ist alles. Aber man kann die Schrecken des Lebendigbegrabenwerdens nicht schauerlicher darstellen, und man kann sich für die Leichenverbrennung kein stärkeres Agitationsmittel denken als dieses Bild, das der Künstler mit anerkennenswertem Geschmack hinter einer spanischen Wand verborgen hat, so daß man es nur durch ein in dieser ausgeschnittenes Guckloch sehen kann.

Dagegen ist der Künstler an einer andern Aufgabe, die er sich in seiner auch das Unmöglichste für möglich haltenden Kühnheit gestellt hat, gescheitert. Er wollte das Unsichtbare, das Unfaßbare, das Abstrakteste und Transscendentalste malen, und die Kunst, die sich geduldig seinen tyrannischesten und anscheinend unausführbarsten Forderungen fügte, mußte ihm angesichts dieser extremsten Zumutung den Dienst versagen und ihm kategorisch zurufen: „Bis hieher und nicht weiter!“

Das Bild, von dem ich spreche, heißt „Gedanken und Visionen eines abgeschnittenen Kopfes“ und besteht aus drei Abteilungen, in welchen der Künstler sich bemüht, die Empfindungen eines Guillotinierten in den ersten drei Minuten nach der Hinrichtung (so lange, nimmt der Künstler an, dauert noch das Bewußtsein im abgetrennten Haupte!) darzustellen. Die Titel der drei Tafeln sind: „Auf dem Schafott“, „unter dem Schafott“, „in der Ewigkeit“. Ich versuche es gar nicht zu schildern, wie der Hingerichtete auf dem ersten Bilde die Vision des Henkers, der scheußlichen Guillotine und der gleichgiltigen Menge, die seinen Tod ohne Mitleid mitansieht, in der Seele bewahrt; wie er in der zweiten Minute durch einen blutigen Nebel in tollen, tanzenden, verschwimmenden Umrissen die Ärzte sieht, die seinen Leichnam zerstücken, die Richter, die ohne Emotion die Nach-

richt von der Vollstreckung ihres Urteils entgegennehmen, sein armes Weib, das ihn nicht hat überleben wollen, die armen Kinder, die sich weinend auf die tote Mutter werfen, und wie endlich in der dritten Minute das schwarze, geballte Chaos heraufzieht und allmählich sein verdämmerndes Bewußtsein auslöscht. Das ist nicht zu beschreiben, wie es nicht zu malen ist, und ich kann diese drei Bilder nur für eine beklagenswerte Verirrung eines großen Geistes ansehen. Aber an den Rahmen derselben hat Wiertz eine Legende geschrieben, die allein genügen würde, um ihm den Rang eines großen Schriftstellers zu sichern. Ich bedaure, daß ich das ganze Stück, welches zu viel Raum einnehmen würde, nicht hieher setzen kann. Doch lasse ich es mir nicht nehmen, mindestens einen Teil der Inschrift des dritten Bildes ins Deutsche zu übertragen.

Der Hingerichtete leidet entsetzliche Schmerzen, die der Künstler schildert. Dieser fährt dann fort:

„Wann werden diese fürchterlichen Qualen enden? Ein gräßlicher Zweifel füllt hier den Hingerichteten mit eisigem Entsetzen: sollte er vielleicht tot sein und wäre dieser Zustand des Leidens derjenige, den er immer, durch die ganze Ewigkeit erdulden muß? Schrecklicher Gedanke!

„Die neue Phase, in welche er nun tritt, hat für den Lebenden keinen Sinn mehr. Alles kündigt nun die Gegenwart einer unbekannten Welt an. Diese Wolken im Raume, diese unheimlichen, schwanken und flüchtigen Lichter, dieses ganze Chaos, wo unaufhörlich die Elemente des Lebens und des Todes mit einander ringen, wo in einer ewigen Wirbelbewegung so viel entsetzliche Gesichte auf und nieder steigen, wäre dies alles der künftige Aufenthaltsort, wo unsere Seele nach dem Tode ohne Ende umherirren soll? . . .

„In diesem Augenblicke ist der Elende, da er leidet, noch mit den irdischen Dingen beschäftigt.

„Er sieht in einer dunklen Ecke seinen Leichnam verwesen und ausdorren; und, was wahrzunehmen nur den Geistern einer andern Welt gegeben ist, er sieht, wie die Geheimnisse der Stoffwandlung vor sich gehen. Alle Gase, die seinen Leib gebildet, die schwefeligen, erdigen und ammoniakalischen Bestandteile, sieht er sich loslösen von seinem faulenden Fleische und zum Aufbau anderer Lebewesen dienen. Weiter in der Ferne sieht der, den die Hacke getötet hat, die infame Guillotine zusammen mit den Henkern in einen Abgrund von Feuer sinken.

„Wäre dieses letzte Gesicht eine der Wirkungen des Vorauswissens, das dem Sterbenden eigen ist? Wenn das scheußliche Werkzeug Guillotins wirklich eines Tages vernichtet werden soll, so sei Gott dafür gelobt!

„Nun aber verschwinden die menschlichen Dinge; sie scheinen sich allmählich in den Finsternissen einer tiefen Nacht aufzulösen; nur ein leichtes Dampfwölkchen ist noch sichtbar, allein siehe — es entfernt sich, es wird schwächer, es verschwindet . . . Alles ist schwarz . . . Der Guillotinierte ist tot . . .

„In diesen letzten Erscheinungen sehen die einen die ewige Strafe, die der Schuldige verdient; andere, die menschlicher sind, glauben in der mittlern Wolke die Seele des Hingerichteten zu sehen, der von einem Engel den Friedenskuß empfängt."

Habe ich nicht recht gehabt zu sagen, daß derjenige, der diese mächtigen Zeilen schreiben konnte, ein großer Schriftsteller ist? Die Legende der als Bild verfehlten Schöpfung ist das Buch Beccarias, kondensiert und in die leidenschaftliche Sprache des Gefühls übersetzt. Sie verdient als erschütternder Protest gegen die Todesstrafe den „letzten Tagen eines zum Tode Verurteilten" von Victor Hugo an die Seite gestellt zu werden.

Und noch immer haben wir die Herrlichkeiten des Wiertzmuseums nicht erschöpft, noch immer hat unser Lot nicht den Grund dieses tiefen Genius erreicht! Neben den „Gedankenmalereien", in denen er sich als Dichter und Denker offenbart, der seinen Rang neben Dante, Milton und Goethe fordert, hat er zahlreiche Bilder, in denen er bloß Maler ist und die nicht durch den Stoff, sondern durch Komposition, Zeichnung und Farbe wirken wollen. Da sind „die Griechen und Trojer, sich den Leichnam des Patroklus streitig machend", eine titanische Schöpfung, von deren Leidenschaftlichkeit, Wildheit und Kraft keine Schilderung eine Vorstellung geben kann. Die Bewegung, die in einer einzigen grandiosen Linie durch das Bild geht, macht es zu einer Komposition allerersten Ranges*). Im „homerischen Kampf", einem demselben Vorstellungskreise entnommenen Kolossalgemälde, begegnen wir ähnlicher magistraler Vollendung. „Ein Großer der Erde" überrascht uns durch einige Wunderlichkeiten. Die Scene spielt in der Höhle Polyphems. Der Cyklope, eine ungeheure Gestalt, die den Oberleib ganz zur Erde niederneigt, um auf dem über neun Meter hohen Bilde Platz zu haben, und deren Fuß allein gegen zwei Meter lang ist, wütet eben unter den unglücklichen Gefährten des Odysseus. Einen zermalmt er mit den fürchterlichen Zähnen, einen zweiten erfaßt seine Hand, um ihm dasselbe

---

*) Nichts ist interessanter und fesselnder, als in einer Reihe vorhandener Ölskizzen zu beobachten, wie diese Schöpfung in der Seele des Malers nach vollkommenster Gestaltung gerungen hat. Man sieht in den Skizzen nichts als die Bewegung, die durch das Bild geht; von einer einfachen, fast nur geahnten Linie, die sie anfangs ist, wird sie immer reicher und mannigfaltiger, tritt sie immer mächtiger und souveräner hervor, bis sie sich zuletzt zu dem kolossalen Zuge entwickelt, den wir an dem endgiltigen Gemälde bewundern. Man belauscht da ein Malergenie allerersten Ranges in den intimsten Geheimnissen des Komponierens.

Schicksal zu bereiten, einem dritten zerquescht der übermütig achtlos hintretende Fuß den Schädel. Aber schon glüht in der Hand des Ulysses der Brand, der ihm das unheimlich funkelnde Auge ausbrennen wird, und wir sehen mit sittlicher Genugthuung, daß das Schicksal dem Ungeheuer seine Strafe bereitet. Durch diesen kleinen Zug erhält das Bild sogar einen allegorischen Anstrich, der es über die Bedeutung einer einfachen Homer-Illustration erhebt. Ein Fehler des Bildes ist die Größe des Riesen. Wir denken mit Schrecken daran, daß es ihm einfallen könnte, sich aus seiner überaus unbequemen, zusammengeklappten Stellung geradezurecken, denn dann würde er nicht nur im Bilde, sondern selbst im Saale keinen Platz haben und müßte sich den Kopf an der Decke zerschlagen. Eine andere Schrulle des Künstlers ist es, daß er einen der Griechen in seiner Todesangst mit der Hand aus dem Bilde herausfahren und sich an dem — gemalten — Rahmen festklammern läßt. Als ob der Rahmen ebenfalls in der Höhle des Polyphem und den Griechen zur Hand gewesen wäre! Dagegen sind auch hier einzelne Partieen, so der Kopf des Riesen und sein Widder mit den rotglänzenden Augen, mit unübertrefflicher Meisterschaft gemalt.

Zwischen diesen großen Schöpfungen hat Wiertz zahlreiche kleinere und harmlosere Bilder gemalt, die uns beweisen, daß er in jedem Genre das höchste Ziel erreichen konnte. Da sind zwei runde Bilder mit Engelsköpfchen, die Greuze nicht desavouieren würde; das Porträt seiner Mutter, aus der Palette Van Dycks gemalt; Nymphen, badende Mädchen, ein Amor unter Rosen mit dem entzückendsten, diaphansten Fleische; Humoresken wie die bekannte Fabel von den „drei Wünschen", wo eine Fee einem armen Ehepaar drei Wünsche freigiebt und die Frau eine Bratwurst verlangt, der Mann sie ihr ärgerlich an die Nase wachsen

läßt und der letzte Wunsch daran vergeudet wird, der Frau die Wurst wieder von der Nase wegzuwünschen; Überraschungen wie der Hund in der Nische, vor dem man zurückprallt, wenn man ihn unversehens erblickt, der schlafende Hausmeister bei einem Fenster, den man für einen Menschen von Fleisch und Blut hält u. s. w. Das waren so die kleinen Amusements, bei denen Wiertz sich von der gewaltigen Arbeit an den großen Schöpfungen erholte, die aber allein genügen würden, um das Museum zu einem der interessantesten Europas zu machen.

Viele unvergeßliche Stunden habe ich in diesen geweihten Räumen verbracht, und je länger ich die Gestaltenwelt Wiertz' bewunderte, um so weniger begriff ich es, daß er noch von niemand in seiner vollen Größe erfaßt und gewürdigt wurde. Und doch offenbart er sich jedem, dessen Sinn nicht böotisch gebunden ist! Ein gleichgestimmter Freund, der Dichter Alfred Friedmann, der bei einer Gelegenheit mit einem andern trefflichen und gemütstiefen deutschen Schriftsteller und mir zusammen das Museum besichtigte, konnte angesichts der grandiosen Kunstwerke dem Drange nicht widerstehen, den Gefühlen, deren seine Brust übervoll war, augenblicklich Ausdruck zu geben, und er improvisierte im Saale selbst, vor den großen Gestalten Wiertz' als Zeugen, ein Sonett, das mir als Erinnerung an schöne Tage teuer ist. Darum, und weil ich stolz darauf bin, daß der belgische Künstler zum ersten Male in deutschen Versen besungen worden ist, führe ich es hier an. Es lautet:

Wiertz.

Das tiefste Mitleid im Gewand des Zornes,
Der Welt Verächter, ihres Leides voll,
Ein ganzer Mensch, ein Künstler jeder Zoll,
Und fruchtbar, wie die ew'ge Kraft des Kornes,

Gießt er die Farbenpracht des Wunderhornes
Aus vor der Mitwelt, die ihn krönen soll!
Doch voller Unvernunft nennt sie ihn toll,
Hemmt selbst die Flut des neuen Zauberbornes!

Still, unter Thränen schwingt er seine Geißel,
Voll Milde lächelnd, führt er seinen Meißel,
Giebt seiner Kunst der Zukunft neue Richtung.

Wie Kirch' und Staat sich, Mann und Weib entzweien,
Er malt's, im Äther über den Parteien,
Den Fuß bei uns — das Haupt im Reich der Dichtung!

Der Löwe von Waterloo.

Es war am 64. Jahrestage der großen Schlacht, als wir unser drei die Walstatt von Waterloo besuchten, jenes tragische Stück Erde, über welches das antike Fatum verkörpert und sichtbar hingewandelt ist und das durch die Berührung seiner ehernen Sohle eine unheimliche Weihe erhalten hat. Wir fuhren auf der Eisenbahn von Brüssel bis nach Braine-l'Alleud, wo ein bequemer offener Stellwagen der Ausflügler harrt und sie um ein geringes bis zum „Hôtel du Musée“, wenige Schritte vom Löwen, führt. Der Weg dahin geht durch blühende Wiesen, reiche Äcker und etliche Flecken waldigen Landes. Die Gegend ist sanft gewellt. Bald hebt sich die Straße einen gelinde ansteigenden Hügelhang hinan, bald senkt sie sich in eine schwach eingedrückte Thalmulde, an deren tiefster Stelle die zusammenfließenden Regenwässer eine kleine Entenpfütze gebildet haben. Abwechselnd erweitert und verengt sich so der Gesichtskreis, der den ganzen Weg entlang einen üppigen, fruchtbaren Gau umfaßt.

1879

Nach etwa einstündiger Fahrt waren wir vor der Thür des Hotels angelangt, das von der authentischen Tochter

eines authentischen Wachtmeisters der englischen Kavallerie, der an der Schlacht von Waterloo teilgenommen hat, gehalten wird. Diese doppelte Authenticität, welche durch genealogische Notizen und Auszüge aus Kirchenbüchern in häufig wiederholten riesengroßen Wandinschriften dokumentarisch nachgewiesen wird, hat in den Augen der englischen Besucher des Schlachtfeldes offenbar eine sehr große Bedeutung. Mutmaßlich erwarten dieselben, daß die Tochter eines Sergeanten, der selbst in der Schlacht mitgefochten hat, über diese die ungeahntesten, geheimsten und überraschendsten Aufklärungen zu geben im stande sei.

Wir erfrischten uns hier mit einem Glase des säuerlichen „Faro", dieses Lieblingsbieres der Belgier, und gingen dann die wenigen hundert Schritte zum Hügel hinüber, dessen Plattform den bronzenen Riesenlöwen von Waterloo trägt. Der Weg dahin führt durch einen Bauernhof, an dessen Thor ein alter Mann in einer phantastischen Tracht von einigermaßen militärischem Zuschnitte auf einem alten durchlöcherten Strohsessel saß und in der warmen Sonne behaglich schlummerte, ebenso wie die feiste Katze, die er auf seinem Schoße hatte, und wie der alte Hofhund, der zusammengeringelt neben ihm auf dem Boden lag. Der Schritt der Besucher des Schlachtfeldes weckte ihn und seine beiden tierischen Freunde, die Katze öffnete blinzelnd die Augen und skizzierte mit dem Maule ein tonloses Miau, der Hund wedelte ein wenig, aber ganz schwach, wie im Traume, und der Alte lüftete mit zittriger Hand die martialische Militärmütze, in die wir einige Kupfermünzen fallen ließen, worauf das Trio aufs neue in seinen Schlummer zurücksank.

Wir waren nun wieder im freien Felde und standen alsbald vor der ungeheuren länglichen Erdpyramide, die den Platz bezeichnet, wo der Prinz von Oranien am 18. Juni 1815 verwundet wurde. Die steilen Böschungen des Hügels

sind mit Rasen bedeckt, nur an einer Stelle führt eine gerade, sehr schmale steinerne Treppe, deren oberstes Drittel durch Geländer geschützt ist, bis zum Gipfel empor. Wie wir im Gänsemarsch hinanstiegen, zählten wir halb unwillkürlich die unbequem hohen Granitstufen. Es waren ihrer 225. Jede Stufe bewahrt das Andenken von dreihundert Männern, die der Tod in der Blüte ihrer Jahre und in der Vollkraft ihres Leibes weggerafft hat, auf jeder Stufe stehen, eine grausige, unsichtbare Wache, die Geister von dreihundert Gefallenen, deren Staub mit der Erde vermischt ist, aus welcher der Hügel errichtet wurde.

Als wir auf der Plattform angelangt waren, öffnete sich uns eine entzückende Fernsicht. Meilenweit dehnt sich das Land um uns aus, eine gesegnete, durch keinen Berg unterbrochene Ebene, die mit Gehöften, freundlichen Dörfern, roten Kirchtürmen und stattlichen Schlössern dicht bestreut ist. Zu unserer Rechten hatten wir das Schloß von Hougoumont, wo sich der König von Westfalen hartnäckig und erfolglos mit den Engländern herumschlug, nicht ohne fünftausend Leichen auf dem Flecke zurückzulassen; zur Linken den Pachthof von Haie-Sainte, wo der Marschall Ney, der Tapfere der Tapferen, seinem Beinamen Ehre machend, gleich bei Beginn der Schlacht die Engländer überrannte und in Napoleon den Glauben erweckte, daß der Sieg nun schon für ihn entschieden sei; die Rechnung, die das Schicksal für dieses schöne und glorreiche, aber folgenlose Vorspiel überreichte, war eine lächerlich geringfügige; bloß dreitausend Tote und etwa dreimal so viel Verstümmelte; ganz weit in der Ferne aber, zur äußersten Linken erblickte man das Dorf Plancenoit mit seinem spitzen Kirchturm, wo das preußische Siegesmonument steht. Diese Stelle des Horizontes war der Wetterwinkel des Schlachtfeldes; hier erhob sich das anfangs kleine und unbeachtete schwarze Wölkchen, das alsbald den

ganzen Gesichtskreis überziehen und aus dem das fürchterliche Verhängnis hervorbrechen sollte, welches Napoleon und seine Armee wegraffte; von hier kamen nämlich die Vorhutspitzen der preußischen Armee hervor, deren dunkle ferne Linien Napoleon anfänglich für die Kolonnen Grouchys hielt, bis ihn der Kanonendonner von dieser Seite eines Bessern belehrte. Gerade vor uns endlich wurde die Farm „La Belle Alliance" sichtbar, wo Blücher und Wellington am Abend nach der Schlacht sich trafen und umarmten, während meilenweit in der Runde vierzigtausend Verwundete zwischen ebenso vielen Toten auf der blutgetränkten Erde stöhnten.

Welch eine Stätte! Welch ein Horizont! Der Blick verdüstert sich, indem er auf diese tragische Gegend starrt. Unheimliche, verworrene Bilder steigen vor ihm auf; der feine Nebel, der sich am fernen Horizonte aus der feuchten, duftenden Ackerscholle erhebt und leise wallend niedrig über dem Boden webt, nimmt verschwimmende Formen an, in deren wechselnden Umrissen das Auge allerlei Unholdes und Grauenhaftes zu erraten glaubt. Wogen dort nicht geisterhafte Fußvolklinien bald vorbrechend, bald zurückgedrängt in stummem Kampfe hin und her? Fegt dort nicht ein Reiterangriff, von einer emporwirbelnden Staubwolke verhüllt, vernichtend über Carrés hin? Ziehen dort nicht Geschütze heran, deren Metall in der Sonne glänzt? Und diese weißen Wölkchen am blauen Himmel, sind sie nicht die Dampfringeln, welche die platzende Granate in der Luft hinterläßt? Die zahllosen roten Flecken, die aus dem Grün der Ebene hervorleuchten, sind sie nicht die blutigen Spuren, welche der Kampf zurückgelassen hat? Horch — hören wir nicht dumpfe Schläge zu unseren Füßen und geht nicht ein leises Zittern durch den Hügel, auf dem wir stehen? Und was bedeutet dieser bizarre Schatten, der, die Form eines Ungeheuers an-

nehmend, langsam den Abhang des Hügels hinabkriecht und alsbald die Ebene erreicht haben wird? Sieh da — ein riesiges Haupt mit blutdürstig aufgerissenem weiten Rachen, eine mächtige, gewaltig ausschreitende Pranke, ein kolossaler Leib — ist das Traum? ist es Wirklichkeit?

Wir blicken auf – da steht über uns auf seinem hohen granitenen Sockel der eherne Riesenlöwe mit seinem aufgerissenen Rachen, mit seiner gewaltig ausschreitenden Pranke, mit dem kolossalen Leib und dem ausgestreckten Schwanze und blickt mit den ehernen weitgeöffneten Augen hinaus ins Weite, als suchte er den Fleck, auf den er in sausendem Sprunge niederfahren soll, und sein von der tiefstehenden Sonne ins Ungeheuerliche vergrößerter Schatten, den wir auf dem Hügelhange gesehen hatten, steigt wirklich hinab in die Ebene, um sich, ein Phantom unter Phantomen, zwischen die Schatten zu mischen, die da unten vor unseren Augen die Peripetieen des Kampfes geisterhaft wiederholen . . .

Aus unserem düstern Traumgesicht weckt uns plötzlich ein Bauer, der hinter dem Monumente hervor auf uns zukommt und uns photographische Ansichten, Albums, Beschreibungen und ähnliches Zeug zum Kaufe anbietet. Die Wirklichkeit siegt über die Phantasie; die Visionen, welche die Gegend eben noch bevölkert haben, fliehen verscheucht von dannen und alle Dinge gewinnen ihr natürliches Ansehen wieder. Keine Spur von Kampf und Zerstörung! In wunderbarem Frieden liegt die Welt zu unseren Füßen; der Himmel ist von herrlichem, tiefem Blau, auf dem nur da und dort ein durchsichtiges weißes Wölkchen wie ein silberner Anflug schimmert; die Sonne, die sich gen Abend neigt, badet die Ebene in einem wonnesam warmen Lichte und verleiht allen Dingen einen goldigen Schmelz, allen Umrissen eine Weichheit, die das Auge zauberhaft berühren. Auf der fernen Straße, die sich wie ein irisierendes, mattglänzendes Seiden-

band am Saume des entzückenden Bildes hinzieht, steigt wohl eine geballte Staubwolke auf, aber ihr Kern ist kein Kavallerieregiment, sondern der Wagen eines Bauers, der in munterem Trabe vom Felde heimfährt; wohl glühen zahlreiche rote Flecken all über die Ebene, aber es sind nicht Blutspuren, sondern purpurne Klatschrosen, die zwischen blonden Ähren hervorgucken. Blaue Cichorien- und Kornblumen, rosenfarbene wilde Malven, bläuliche Salbeiquasten, weiße, goldgesprenkelte Schafgarbe und rauchartig durchsichtiger Löwenzahn blühen in üppiger Buntheit zwischen den Saaten und auf dem Rain der Felder, und ihre lächelnden, fröhlichen Köpfchen verkünden tausendstimmig das Mysterium von der ewigen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der lebenden Natur, obwohl ihre feinen Würzelchen hinabreichen zum weißen Gebein der Toten, deren verwesende Leiber all dieses überwuchernde Wachstum seit sechzig Jahren nähren, und obwohl sie mit hundert Fasern die schwermütige Thatsache des Todes und der Zerstörung betasten. Ab und zu blitzt aus dem Getreide eine Lerche auf, glänzt einen Augenblick als ein helles Pünktchen im Äther und sinkt wieder zurück zwischen die hohen Ähren, unter denen sie ihr Nest hat; ab und zu lösen sich einige gelbe und blaue Falter aus den Gebüschen der blühenden Hage los und gaukeln spielend umher, bis sie sich zwischen Blumen niederlassen, in deren Buntheit ihre farbige Erscheinung dann untergeht. Und an dieser Stelle, an einem warmen, seligen Sommertage wie dieser, war es, wo die Hunderttausende einander würgten, unter einem lächelnden blauen Himmel, den ihr Pulverqualm freventlich schwärzte, zwischen reifen Ähren und blühenden Blumen, die ihr Fuß roh zerstampfte, zur Zeit der Nachtigallen und Lerchen und Schmetterlinge, die das Getöse der Schlacht weitweg verscheuchte von der Stätte des Jammers!

Das Ungetüm über uns, das in seiner starren Wild-

heit auf die schöne Welt niederdrohte, während diese so fröhlich, so glücklich zu ihm emporlächelte und ihm ihre Blumendüfte und Falter und Goldkäferchen als versöhnende Geschenke und Friedensangebinde hinaufsandte, schien uns ein Sinnbild der Menschen, die der überall und allezeit zum Leben, zur Liebe, zum Genuß einladenden Natur ihren unerbittlich ehernen Sinn und ihre bestialische Todesdrohung entgegensetzen. Die wunderschönen Verse von Victor Hugo kamen uns in den Sinn, die vom Löwen von Waterloo sprechen und in dessen aufgerissenem Rachen eine Lerche nisten lassen, so daß aus demselben statt des rauhen Gebrülls, dessen man sich von ihm versehen würde, das freudige, friedliche Geschmetter des Vogels hervortönt. Der Dichter hat einen schönen, menschenfreundlichen Traum geträumt. Kein Singvogel nistet friedlich im Rachen des Untiers und wandelt dessen grause Stimme in rührendes Gezwitscher. Der Rachen ist schwarz und leer, und aus seiner Tiefe scheint eine Schar von Basilisken hervorstürzen zu wollen. Ach, die Lerche wird wohl noch lange nicht im Rachen des Löwen ihr Nestchen bauen und ihre Kleinen erziehen und der Friede noch lange nicht seine Wohnung zwischen den Zähnen des Krieges aufschlagen. Aber zuletzt wird und muß es doch geschehen, trotz all dem blutigen Wahnwitz, den gewisse moderne Philosophen und Staatsweise über die Notwendigkeit des Krieges und seine ewige Dauer zusammenfaseln, und das Gedicht Victor Hugos ist gewiß wahrer und prophetischer als das delirierende Rabengekrächze der kriegerischen Philosophen. Wir hatten eine Flasche Wein mitgebracht, die wurde nun entkorkt, und „Auf den ewigen Frieden! Auf die Verbrüderung der Menschen!“ tranken wir jauchzend, daß es weit hinaustönte in die stille, sommerliche Welt, und als die Flasche geleert war, schleuderten wir sie der ehernen Bestie in den aufgesperrten Rachen, daß das Glas klirrend in tausend Scherben

zurückfiel, als wäre es vom Löwen mit einem wütenden Bisse so zermalmt worden. „Sagt, daß diese Glassplitter von einer Flasche sind, aus der auf das Ende des Krieges und der Völkerfeindschaft getrunken wurde; so werdet Ihr den Fremden einmal authentische Reliquien von Waterloo gezeigt haben!" riefen wir dem noch immer um uns kreisenden Albumkrämer zu, der uns jetzt allerlei Uniformknöpfe, Bajonette und sonstiges Eisen- und Messingwerk als echte Reliquien vom Schlachtfelde aufmutzen wollte, und stiegen fröhlicher als wir gekommen waren die 225 Stufen wieder hinab.

Unten bemerkten wir nun, daß das dumpfe Getöse und die Erschütterungen, die wir auf der Plattform wahrgenommen hatten, wirkliche Empfindungen und nicht Hallucinationen gewesen seien. An einer Seite der Erdpyramide hatte vor kurzem eine sehr starke und bedenkliche Rutschung stattgefunden und es hatte geschienen, als sollte der ganze Hügel mitsamt dem Granitsockel und Bronzelöwen auseinanderfallen. Es war als wollte die Natur, die auf dieser ganzen Ebene alle Spuren der Verwüstung schon längst beseitigt hat, auch diese letzte Erinnerung an den blutigen Tag, das letzte Denkmal der Völkerfeindschaft hinwegtilgen, damit die Sieger nicht mehr an ihren barbarischen Kriegsruhm gemahnt, die Besiegten nicht mehr zu Rache und Vergeltung gestachelt werden. Allein die Menschen widersetzten sich dieser frommen Absicht der Natur. Eine Schar Arbeiter wurde herausgesandt, die den morschen Teil des Hügels methodisch abgrub, ihn mit Balken und Gerüsten vor weiteren Erdrutschungen schützte und eben damit beschäftigt war, ihn besser und fester wieder aufzuschütten. Ihre Äxte, Spaten und Schaufeln waren es, die wir oben gehört und gefühlt hatten.

Als wir in unserem Omnibus nach Braine-l'Alleud zurückfuhren, sahen wir unterwegs ein Bauernfuhrwerk quer-

feldein rollen, auf dem ein vierschrötiger Landmann kutschierend saß, während hinter ihm den ganzen Wagen eine fröhliche Schar blonder, blühender Kinder in allen Größen bis zum reizenden halberwachsenen Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren so knapp füllte, daß nicht ein Apfel zwischen ihnen hätte zu Boden fallen können. Es waren gewiß neun oder zehn Kinder, die der Bauer so zu Felde fuhr. Wir blickten überrascht auf das rollende Nest mit seiner reichen, lieblichen Brut und frugen den Bauer von weitem mit Geberden, ob das alles sein sei. „Alles mein!" winkte der Vater mit stolzem, frohem Lachen zurück, und wir brachten ihm ein donnerndes Hoch aus, auf das ein helles „Vive!" von zehn jubelnden Kinderstimmen antwortete, während der Alte ganz selig lächelnd den Hut schwang und dann, kräftiger auf den Gaul einhauend, ein lustiges Lied anhob, in das alle die Jungen klingend mit einstimmten.

Weiterhin sahen wir jenseits einer lebendigen Hecke eine dralle Bauerndirne, die mit einer Sichel Heu machte. Einer von uns dreien, ein loser Schalk von einem Dichter, warf ihr, wie sie in der Arbeit innehielt und neugierig nach uns lugte, Kußhändchen zu. Das hübsche Mädchen aber warf die Lippe zu einem allerliebsten verächtlichen Maulchen auf und machte mit der Sichel eine Bewegung, welche die Drohung des Halsabschneidens darstellte. Bange machen gilt nicht, du frische, küßliche Maid, und keinen von uns hätte deine Sichel geschreckt, wäre er mit dir zur Dämmerstunde auf der duftenden Wiese hinter der schirmenden Hecke allein gewesen . . .

IV.

Zwei Monate auf Island.

An Bord der „Diana“

Das Jahr 872 ist ein hochwichtiges Datum in der nordischen Geschichte. Damals besiegte König Haraldr Haarfagr (Schönhaar) in der entscheidenden Schlacht von Hafursfjord die Koalition der zahlreichen Jarls, welche Norwegen als unabhängige kleine Stammesfürsten beherrschten, und riß die Alleinherrschaft über das ganze Land an sich. Die Häuptlinge wollten sich dem Sieger nicht beugen und den Verlust ihrer Selbständigkeit nicht dulden, und verließen lieber das Vaterland, um sich in der Fremde eine neue Heimat zu suchen, wo ihnen, wie es in der alten Saga heißt, „weder Könige noch Missethäter drohen würden.“

Das Land aber, wo sie ihr neues Heim aufschlugen, war Island. Weshalb gerade diese unwirtliche, im fernen Nordmeer liegende unbekannte Insel? Um auf diese Frage zu antworten, muß ich ein wenig ausholen.

Island, ein verhältnismäßig junges geologisches Gebilde, das in der späten Tertiärzeit durch vulkanische Aktion über das Meer emporgehoben wurde, war bis zum neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung völlig unbewohnt und unentdeckt. Wenn man dem irischen Mönche Dicuil, der um

das Jahr 825 ein Buch „De mensura orbis terrarum" schrieb, glauben darf, so waren Iren die ersten Entdecker der Insel. Es hätten um 795 Landsleute des gelehrten Mönchs „eine Insel im fernen Norden besucht, wo zur Zeit der Sommerwende die Sonne die ganze Nacht geschienen habe; eine Tagereise nördlich von der Insel sei die See zugefroren gewesen." Diese allgemeine Schilderung entspricht dem Charakter Islands, und da auch die Saga zu erzählen weiß, daß die ersten norwegischen Ansiedler in Island „baekor Irskar" (irische Bücher), auch Kreuze und Glocken, obwohl keine Menschen, vorgefunden haben, so dürfte die Mitteilung Dicuils wohl auf Wahrheit beruhen. Doch haben die irischen Entdecker keine dauernde Niederlassung auf der Insel gegründet und die Kunde ihrer Entdeckung ist nicht nach dem germanischen Norden gedrungen.

Hier erfuhr man von der Existenz eines großen Eilands in der nördlichen See erst, als der norwegische Seekönig Naddod oder Naddoc durch einen dreitägigen Sturm dahin verschlagen wurde und in der Nähe des heutigen Reidarfjord anlegte. Das neue Land schien ihm wüst und unwirtlich und er nannte es „Snoeland" (Schneeland). Drei Jahre später entdeckte der schwedische Vikingr Gardar die Insel aufs neue und selbständig. Er landete an der Ostseite, segelte später die Insel entlang bis zum Skialfjord, baute hier (864) ein Haus und nannte das Land, nicht wissend, daß es bereits einen Namen habe, nach sich selbst „Gardarsholm" (Gardarsinsel). Doch dachte auch Gardar nicht daran, die Insel zu besiedeln, vielmehr verließ er sie nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen. Der letzte und endgiltige Entdecker war Floki, den die Saga den „großen Seekönig" (Wikingr Mikil) nennt. Dieser norwegische Held segelte in seinem schwarzen Schiffe auf Abenteuer aus und folgte drei Raben, die dem Fahrzeuge als Führer voranflogen. Davon

hat er den Beinamen Hrafna-Floki, der Raben-Floki, erhalten. Die führten ihn nun nach Island und zwar an den Vatnsfjord, wo er Hütten baute und mit seinen Abenteuergenossen überwinterte. Unbekannt mit den Bedingungen des Lebens auf Island, traf er für die rauhe Jahreszeit keine genügende Vorsorge, und so verhungerte ihm all sein Vieh. Das machte auf Floki keinen besonders guten Eindruck, und er nannte das traurige Land „Island“ (Eisland). Allein als er mit den Gefährten im nächsten Frühling nach Norwegen zurückkehrte, erzählte einer der letztern, Thorolfr, Wunder von der Üppigkeit der Weide im neuen Lande. „Das Gras träufelt Butter“ drückte er sich in seiner überschwenglichen Bildersprache aus.

Davon hörten zwei Jünglinge, die gerade auf der Suche nach einer neuen Heimat waren, und sie beschlossen sofort, nach der fernen triftenreichen Insel zu segeln. Diese beiden Jünglinge, Ingolfr und Leifr, zwei Vettern, sind wunderbare Typen des wilden nordischen Lebens im neunten Jahrhunderte. Vornehmen Familien entsprungen, wurden sie zusammen von Verwandten erzogen, weil ihre Väter beide wegen schwerer Blutthat landesflüchtig waren. Früh verliebte sich Leifr in seine Base, Ingolfrs Schwester Helga, und Ingolfr sagte sie dem Schwurbruder und Schwertgenossen gerne zu. Allein bei einem Festmahle sahen eines Tages die drei Brüder Hásteinn, Hersteinn und Holmsteinn, Söhne des mächtigen Jarls Atli, eines nahen Verwandten des Königs Haraldr, die schöne Maid, und der zweite von ihnen, Hersteinn, entbrannte sofort in Liebe zu ihr. Als das Methorn kreiste, sprach er, scheinbar scherzhaft, er wolle entweder Helga freien oder ein Junggeselle bleiben sein Lebelang. Leifrs Antlitz erglühte in jähem Zorn, und Ingolfr fuhr auf: „Ich werde mein Erbe mit niemand teilen als mit Leifr.“ Da erkannten die Söhne Atlis, wie die

Dinge ständen, und entfernten sich schweigend aus der Halle. Allein wenige Wochen darauf überfielen Hersteinn und Holmsteinn Leifr, um ihn zu töten. Der Held wehrte sich aber trefflich, erschlug Hersteinn und trieb dessen Bruder in die Flucht. Nach diesem Abenteuer zog er in einem Rabenschiffe zu Raub und Kampf aus und kam erst nach einem halben Jahre wieder heim. Mittlerweile hatte sich Holmsteinn zu einem neuen Angriff gerüstet, der auch erfolgte, kaum daß der Seekönig seine Hochburg betrat. Es erging Holmsteinn, wie es seinem Bruder Hersteinn ergangen war: er wurde von Leifr mit Hilfe Ingolfrs getötet. Die Fehde wurde nun vor die Versammlung der Freien gebracht, und diese verurteilte den doppelten Mörder zur Landesverweisung. Nun segelte Ingolfr nach der neuen Insel, von der Floki und seine Begleiter erzählten, nahm das Land in Augenschein und Besitz, weihte es den Göttern und kehrte dann nach Norwegen heim, um Leifr zu holen, der mittlerweile Helga geheiratet hatte. Die beiden Häuptlinge verließen mit all ihrer Sippe, ihrem Gefolge, aller Habe an Vieh und Gütern die alte Heimat und nahmen auch die den Göttern geweihten Pfosten mit, auf denen der Hochsitz in der Festhalle der hölzernen Väterburg ruhte. Die Pfosten waren den alten Nordländern die Verkörperung des Heimbegriffs. Wollten sie eine neue Wohnstätte gründen, so warfen sie angesichts des Landes, das sie aufnehmen sollte, die heiligen Pfosten in die See, und wo diese ans Ufer trieben, da schlugen sie — unter dem Schutze der heimischen Götter, dachten sie — das neue Haus auf. So thaten es auch Ingolfr und Leifr, als sie an die isländische Küste gelangten. Die Pfosten wurden ins Meer geworfen, allein eine Strömung erfaßte sie und führte sie rasch weg, so daß die auf den Schiffen sie alsbald aus den Augen verloren. Unter solchen Umständen landeten die Männer, wo sie eben waren:

Leifr in einer Bucht, die nach ihm Thorleifs Hofde (von einem prächtigen Schwerte, das er besaß, trug Leifr den Beinamen „Thorleifr“, „Schwertleifr“) benannt wurde, Ingolfr in einem benachbarten Fjord, Ingolfshofde benannt. Das geschah im Jahre 874, und von diesem Jahre datiert die eigentliche dauernde Besiedelung Islands.

Man merkte übrigens bald, daß die Wahl der Heimstätte Ingolfrs und Leifrs ohne die Mithilfe der Götter erfolgt war. Der letztere wurde von irischen Sklaven getötet, die er aus ihrer Heimat weggeschleppt hatte, damit sie in Island den Boden für ihn urbar machten, und die er so hart behandelte, daß sie es nicht länger ertragen konnten. Ingolfr rächte die Ermordung seines Schwurbruders und Schwagers, indem er sämtliche meuterische Sklaven über die Klinge springen ließ, doch fand er in dieser Rache keinen vollen Trost, glaubte vielmehr den Zorn der Götter gegen sich erregt zu haben. Erst als drei Jahre später Boten herbeieilten und ihm die Freudenkunde brachten, die Pfosten seines Hochsitzes seien (beim heutigen Reykjavik) ans Land getrieben und von ihnen gefunden worden, kehrte ihm die alte Freudigkeit wieder, und er siedelte voll Zuversicht auf die Fundstätte über, die ihm die Götter so klar und deutlich als Wohnort angewiesen hatten.

In Norwegen aber ahmten viele der Jarls, die unwillig waren das Joch Haraldrs zu tragen, das Beispiel Ingolfrs nach, und sechzig Jahre lang hörte der Strom der norwegischen Auswanderung nicht auf, nach Island zu fließen, wo die kühnen, an ihrer Freiheit fanatisch hängenden Männer alles fanden, was sie wünschen konnten: unbesetztes Land, von dem sie, ohne eines Herrn Gnade anzuflehen oder einen Schwertstreich zu thun, Besitz ergreifen konnten, die weite See ringsum, für ihre Rabenschiffe schützende, tiefeingeschnittene Fjorde, welche an die der Heimat erinnerten, grüne

Triften, fischreiche Flüsse, Sippen als Nachbarn und volle Freiheit und Unabhängigkeit. So wurde Island rasch besiedelt und erlangte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts eine Blüte, einen Reichtum und eine Kultur, die seitdem dort nie wieder auch nur annähernd erreicht wurden.

Wie die Isländer zu einer Art republikanischen Verbandes zusammentraten, ohne darum ihre Fehden und Rachezüge gegeneinander aufzugeben, wie sie im Jahre 1000 das Christentum annahmen, wie sie infolge innerer Zwistigkeiten, durch den Ehrgeiz und die Habgier einiger mächtigen Häuptlinge die Selbständigkeit verloren und — 1261 — an den König Hakon von Norwegen fielen, bei welch letzterem Lande und dessen Rechtsnachfolger Dänemark sie seither immer geblieben sind, das hier ausführlich zu erzählen, kann nicht meine Aufgabe sein. Ich wollte nur in kurzem daran erinnern, daß die Insel 874 zuerst kolonisiert wurde und daß im Jahre 1874 das erste Jahrtausend ihrer Besiedelung vollendet war, aus welchem Anlaß die Isländer eine Reihe von Festen begingen und die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich der Insel einen Moment lang wieder lebhafter zuwandte, als es seit Jahrhunderten geschehen war. Dieser Anlaß war es auch, der mich bestimmte, die ferne Insel zu besuchen.

Es war am 11. Juli 1874 gegen Mittag, als das dänische Postschiff „Diana“, an allen Raaen seine rote Flagge mit dem weißen Kreuze fliegen lassend, Granton, einen der beiden Häfen von Edinburg, verließ und den Firth of Forth hinunter der Nordsee zudampfte. Diese „Diana“ ist mehr als ein Schiff, sie ist eine politische Institution. Sie ist ein Regierungsmittel — eins der sehr wenigen — welches die Isländer die Annehmlichkeit empfinden läßt, einem Kontinentalstaate anzugehören. Siebenmal im Jahre legt sie, Granton, Thorshavn und Berufjord (in Island) anlaufend,

den einförmigen Weg von Kopenhagen nach Reykjavik zurück und bildet so die einzige zuverlässige Brücke, die das ferne Eiland mit der civilisierten Welt verbindet. Ich bin von der sittlichen Bedeutung dieses Berufes tief durchdrungen und will mich bemühen, der „Diana“ so viel Gutes als möglich nachzusagen, aber weiß Gott, es wird nicht viel dabei herauskommen. Schön kann man sie zunächst nicht nennen, wenn man vor der Wahrheit auch nur die geringste Achtung hat. Ihrem Bau nach zu urteilen, scheint sie einmal ein Kriegsschiff von der guten alten Schule gewesen zu sein, und davon ist ihr der Vorteil geblieben, daß sie keinerlei Veranstaltung besitzt, die dem Reisenden auch nur die notdürftigste Bequemlichkeit gewährt. Sie ist kurz, ungeschlacht, plump und namentlich viel zu dick für die jungfräuliche Jagdgöttin, deren guten Ruf selbst die Lästerzunge Ovids ungehudelt läßt. Dagegen hat sie sich ihre von sämtlichen alten Dichtern bezeugte Vorliebe für den Tanz ungeschmälert bewahrt, und wenn die See auch so ruhig wie der Schlaf des Gerechten und so glatt wie eine belgische Spiegelscheibe war, die „Diana“ schlenkerte und stampfte und rollte dennoch, daß eine jegliche Teerjacke ihre helle Freude daran haben konnte, während in uns übrigen Sterblichen, die wir nicht von Seemannsflüchen, Meerwasser und Schiffszwieback leben, diese liebenswürdige Eigentümlichkeit der „Diana“ allerdings ganz andere Empfindungen wachrief. Wenn ich noch hinzufüge, daß der Kapitän des Schiffes wohl der ungeschliffenste Offizier war, der je unter einer königlichen Flagge die See befahren hatte und, seine maritimen Kenntnisse noch so gering angeschlagen, von der Schiffahrt jedenfalls weit mehr verstand als von der gewöhnlichsten Lebensart, ferner daß die Kost an Bord uns in passendster Weise auf das isländische Leben voll Entbehrungen und Entsagung vorbereitete, so habe ich wohl genug Angaben zusammengetragen, um klar zu machen, daß keiner der Rei-

senden die Fahrt auf der „Diana" als eine Lustfahrt empfand.

Wir waren unser neun, die in Granton an Bord gingen, und auf dem Schiffe selbst fanden wir schon zwölf oder vierzehn Passagiere vor, die die Fahrt von Kopenhagen aus angetreten hatten. Das ist nicht viel für ein hamburgisch-amerikanisches Paketboot, aber es ist gerade doppelt so viel, als die „Diana" gewöhnlich befördert und anständigerweise vertragen kann. Mit Ausnahme von vier Isländern und zwei Faaröern, die aus Kopenhagen in ihre Heimat zurückkehrten, waren alle übrigen Reisenden Fremde, die gleich mir der Millenniumsfeier auf Island anwohnen wollten.

Es war eine merkwürdige Gesellschaft, die von der „Diana" mit mäßiger Geschwindigkeit dem nördlichen Polarkreise zugeführt wurde; sie bestand nämlich ziemlich ausschließlich aus Schriftstellern und Journalisten, die alle mit der finstern Absicht nach dem Norden segelten, die ungeduldig wartende Welt mit möglichst ausführlichen Schilderungen ihrer Reiseabenteuer zu beglücken. Es war höchst ergötzlich, diese ambulante Schriftstellerkolonie unterwegs zu beobachten; fortwährend waren Bleistifte und Notizbücher in Bewegung; die wenigen verfügbaren Isländer, die wir an Bord hatten, wurden von sechzehn ungestümen Fragern wie von ebenso vielen geistigen Polypen förmlich ausgesogen; jedes Auge blickte mit überlegener Beobachtung, jedes Gehirn arbeitete an der Zurechtlegung von Bildern, jeder Mund strömte von Spruchweisheit über, und der Verbrauch von Geist und Witz in den gewöhnlichsten Unterhaltungen war ein beängstigend großer.

Die Mehrheit der Reisenden bildeten Dänen und Norweger. Einer von ihnen, der liebenswürdige und treffliche Novellist und Dramatiker Richard Kaufmann (ein Band seiner Erzählungen ist 1875 bei Kühtmann in Bremen auch

in deutscher Übersetzung erschienen), ging im Auftrage und als Gast des Königs Christian IX. nach Island, die übrigen begaben sich als Vertreter von Universitäten, Akademieen und litterarischen Körperschaften dahin. Für die Norweger noch mehr als für jeden andern Germanen ist Island das klassische Land, die Heimat der Edda, welche die urheiligen alten Stammeserinnerungen treu und unverfälscht bewahrt, und meine Mitreisenden trachteten sich schon unterwegs in die richtige Stimmung für diese Pilgerfahrt hineinzuleben. Sie sprachen beständig mit Begeisterung von der großen heidnischen Vorzeit. Sie improvisierten Stabreime, schworen bei Thors Hammer, beteten im geheimen zu Odin, gingen mit der Edda schlafen und standen mit der Heimskringla auf. Sie überraschten den biedern Steward mit der Frage, ob er kein Methorn habe, und bequemten sich zum modernen Bierglase erst, als er bestimmt versicherte, den verlangten Artikel nicht vorrätig zu haben. Ich habe sie im Verdachte, daß sie ihre unausgesetzten Anmerkungen in Runen niederschrieben. Jedenfalls nannten sie in ihrer Konversation konsequent das Schwert den „brennenden Stahl“, den Himmel „die Sonnenburg“, die Erde „Männerheim“ und ahmten überhaupt mit Vorliebe die unverstandensten Bilder und Wendungen der unverständlichsten Skalden nach. Auch sonst zeigten sie zum Teil wahre Wikingr-Eigenschaften. So fiel mir beispielsweise einer der nordischen Skalden durch seinen heroischen, wahrhaft berserkerlichen Appetit auf; er schien übrigens ein sehr bedeutender Dichter zu sein, wenigstens sagte er es selbst, und Thatsache ist, daß er dem großen Skalden Sivard in dem einen Punkte glich, daß er in der gewöhnlichen Rede stammelte; freilich behauptet die Sage, daß Sivard dafür einen hinreißenden Redefluß entwickelte, wenn er poetisch improvisierte; allein ob auch diese Ähnlich-

keit bei meinem Norweger zutraf, kann ich nicht sagen, weil er nie poetisch improvisierte.

Unter den in Granton eingestiegenen Reisenden befanden sich einige sehr interessante Persönlichkeiten. Da war Dr. L., ein bekannter Ethnograph und Entdeckungsreisender, der geradewegs aus Indien kam; ferner Mr. David K., ein klassischer Vertreter jener neuen, wunderlichen Menschenrasse, welche die modernste Civilisation geschaffen hat: des englischen Specialkorrespondenten. Dieser Mr. K. spricht alle Sprachen — freilich mit dem violentesten englischen Accent — und kennt alle Länder. Er hat mit sich zwölf Pfund Gepäck und ist dabei für eine Reise um die Welt gerüstet. Er besitzt einen unverwüstlichen Humor und eine unzerstörbare Gesundheit. Er versteht die Kunst, im Sattel zwischen zwei kämpfenden Armeen hochgefärbte Schlachtberichte zu schreiben und inmitten eines Schiffsbruchs ein Original-Telegramm abzufassen. Sein Schulsack besteht bloß aus einem unerschöpflichen Anekdotenschatze; sein hervorragendstes Talent ist die Fähigkeit, zu hungern, zu dürsten und Mühsal aller Art zu ertragen. Kurz ehe ich ihn kennen lernte, war Mr. K. für die Londoner „Daily News“ in Centralasien gewesen. General Kauffmann hatte ihm den Zutritt zur russischen Armee nicht gestatten wollen, K. sich jedoch dennoch durchgeschlichen, war ergriffen und einige Monate lang in einem russischen Fort in der Kirgisensteppe gefangen gehalten worden. Island schien Mr. K. nun der richtige Ort, um sich von diesen centralasiatischen Abenteuern und Strapazen ein wenig zu erholen. Nebst anderen schätzenswerten Eigenschaften (er ahmte beispielsweise verschiedene Tierstimmen mit Gediegenheit nach und kopierte befriedigend das Näseln der Yankees) besaß Mr. K. auch die, ein flotter Improvisator zu sein. So dichtete er zur Melodie des bekannten „Marching throu' Georgia“, das im Unionskriege von den nordstaatlichen

Truppen so viel gesungen wurde, eine drollige Hymne auf das isländische Jubiläum, dessen banalen, aber gewisse von uns allen gehegte Befürchtungen zum Ausdruck bringenden Refrain ich zur Erbauung des Lesers hier mitteile:

„Hurrah, hurrah,
We sing the jubilee;
Hurrah, hurrah,
Despising bug and flea,
If we can only get a bit of sugar to our tea,
As we go marching through Iceland.“

(Hurrah! Wir singen das Jubiläum — Hurrah! Wir achten weder der Wanzen noch der Flöhe, — Wenn wir nur ein Stückchen Zucker zu unserem Thee bekommen können — Auf unserer Wanderung durch Island!)

Die dem Refrain vorangehende Strophe wurde immer improvisiert, wozu irgend eine momentane Erscheinung an Bord, eine Äußerung aus dem Kreise der Umstehenden oder etwas Ähnliches den Anhaltspunkt bot. Die übrigen Engländer, liebenswürdige junge Leute voll übersprudelnder Lebenskraft und tollen Humors, überhaupt vom besten Wuchse, den die englische Rasse hervorzubringen vermag, hatten die lustige Melodie bald erlernt und sangen aus voller Lunge mit. Allabendlich versammelte sich auf dem Hinterdeck die englische Gruppe; den Mittelpunkt bildete Mr. K., rund um ihn her lagerten sich die übrigen auf zusammengerollten Tauen, geteerten Segeln, Fässern und ähnlichen Dingen, Mr. K. dichtete eine Strophe nach der andern, der Chorus brüllte jubelnd und lachend den Refrain dazu; so scholl der heitere Lärm in die Nacht hinaus und mischte sich mit dem Brausen der See, deren Wogen grollend an die ächzenden Wände des unbeholfenen Schiffes schlugen. Diese Lustigkeit wirkte ansteckend, und auch die anfangs ganz stillen Skandinavier begannen bald laut zu werden. Sie nahmen das

Mitteldeck für sich in Anspruch und sangen halbe Nächte hindurch monotone, schwermütige nordische Lieder, die immer mit einem eigentümlich rasselnd hervorgestoßenen, zehn- oder zwölfmal wiederholten Hurrah endigten.

Zuerst bestanden die skandinavische und die englische Gruppe wie Öl und Wasser nebeneinander; es gab keine Berührung, keinen Verkehr, noch weniger eine Vermischung. Erst am vorletzten Abende der Seefahrt hatte Herr Kaufmann, der dänische Novellist, den liebenswürdigen Einfall, eine Art Verbrüderung zu veranstalten. Wir waren damals schon hoch im Norden, die Luft war winterlich kalt und nebeldick, ein feiner Regen rieselte mit melancholischer Einförmigkeit seit Stunden nieder, allein das hinderte alles nicht die Ausführung der freundlichen Idee. Über das Mitteldeck wurde ein Segel gespannt, in mächtigem Humpen ein steifer Grog bereitet, die Gläser klirrten zum ersten Male aneinander, und dann hielt Herr Kaufmann in französischer Sprache eine warme Rede, in der er schöne kosmopolitische Zukunftsgedanken begeistert aussprach.

Dr. L., der Indier, antwortete englisch, ich machte einen lateinischen Speech, nach den Reden kamen Lieder, nach den Liedern Umarmungen, es wurde gezecht, gesungen, getoastet, Schmollis getrunken bis in den hellen Morgen hinein, und wir waren von da ab dicke Freunde bis zum Augenblicke, wo wir Abschied voneinander nahmen und jeder in seine Heimat zurückkehrte.

Die Faaröer.

Die Küste von Schottland war uns seit etwa 48 Stunden außer Sicht gekommen, als sich vor uns die schwarzen Felsenmassen der Faaröer-Inselgruppe erhoben. Ohne Vorland springen sie jäh und plötzlich aus dem Meere empor, manche bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, und wie ein weißer Schleier um ein Negerantlitz, so weben und wallen fortwährend lichte Nebel um ihre dunklen Häupter. Wir fuhren stundenlang in den labyrinthisch gewundenen Kanälen zwischen den Riffen und Wänden hin und konnten die Scene voll finsterer Großartigkeit ganz genießen. Wie eine senkrechte Mauer, wie ein von Riesen errichtetes Bollwerk stellt sich die eine Insel vor uns hin, während die andere uns in Gestalt einer niedrigen langgestreckten Klippe den Weg verlegt und eine dritte einen Thorbogen von schwindelerregender Ungeheuerlichkeit bildet, unter dem wir staunend und zagend hindurchfahren. Der Basalt, aus dem alle diese Inseln aufgebaut sind, nimmt die wunderlichsten und wechselndsten Formen an. Hier verleiht er einer Felswand das Aussehen

einer aus regelmäßigen Quaderlagen aufgeführten zinnengekrönten Mauer, dort bildet er ein schauerliches Gewirr von umgestürzten und durcheinander geschleuderten Säulen, daß die chaotische Stätte aussieht wie das Grab einer verwüsteten und halb in den Boden gesunkenen Stadt; wieder anderswo erscheint dieser geologische Proteus in Gestalt von bizarren Ungeheuern, die hinter Felsvorsprüngen und auf der Spitze von Klippen zu kauern scheinen und bei den mannigfachen Schlängelungen des Fahrwassers bald verschwinden, bald mit halbem Leibe, bald in ganzer Größe wieder auftauchen. Am Fuße dieser Felsen schäumt und braust auch bei ruhigster See eine ewige Brandung, welche die schwarzen Inselmassen wie eine breite silberne Fassung umsäumt; die Wände sind stellenweise grün angeflogen, so daß sie patinierter Bronze gleichen, und nur auf den Plateaus und sanften Abhängen im Innern der Insel verdichtet sich der Anflug zu einem förmlichen Rasenteppich. In kurzen Abständen zeichnen sich auf die verbrannten Wände schneeweiße Zickzacklinien, die von der Spitze bis zum Fuße wie ein lichter Blitz durch dunkles Gewölk herunterlaufen. Es sind Wasseradern, die sich von der Höhe der Felsen in die See stürzen, und die der jähe Fall in Schaum und Staub verwandelt; während die unansehnlicheren bloß dünne Fäden bilden, stellen die größeren breite schimmernde Bänder dar, die sich durch Rasen und Basaltsäulen flechten und schlingen und über denen bei ruhiger Luft fortwährend eine durchsichtige, in den Regenbogenfarben schillernde Dunstwolke schwebt. Auch das Meer sieht hier anders aus als anderswo. Die warmen dunkeln Wässer des Golfstroms, dessen Oberfläche immer an Öl erinnert, pressen sich zwischen den Felswänden der Faaröer hindurch und prallen, von den verschiedensten Felsvorsprüngen und Klippenbänken gebrochen und abgelenkt, in mannigfachen Strömungen und Gegenströmungen aneinander, Wirbel und Strudel aller

Art bildend und die See in stetem unruhigen Wallen erhaltend.

Was wir in allen Reisebeschreibungen vom Reichtum des Tierlebens in den hohen Breiten gelesen hatten, das fanden wir schon hier verhältnismäßig so südlich in überraschendster Weise bestätigt. Wohin das Auge blickte, begegnete es einem Gewimmel lebensfroher Existenzen. Aus der See hoben fortwährend ganze Scharen von Fischen ihre Köpfe, in einiger Entfernung vom Schiffe ließen Dutzende kleinerer Wale ihren Springbrunnen in die Luft steigen und in regelmäßigen Pausen ihre dicken schwarzen Köpfe und die Ränder ihrer Finnen über der Meeresoberfläche sichtbar werden. Diese Wale sind hier so häufig, daß im Jahre 1864 auf einmal vierhundert von ihnen in die Bucht von Thorshavn getrieben und größtenteils auch erlegt wurden. Den Seespiegel furchten beständig riesige Herden von Tauchern, die bald kopfüber ins Wasser stießen, bald wieder mit einem erbeuteten Fisch im Schnabel zum Vorschein kamen. Ebenso eifrig lagen Wolken von verschiedenartigen Möven, Seefalken und anderen Wasservögeln der ergiebigen Jagd ob. Wo die Inseln sich in sanfterer Abdachung zum Meere niedersenkten, da lagerten unzählige Seehunde am Ufer, und nur ihr stetes Hin- und Herwimmeln machte ihre glatten Leiber auf dem dunklen Grunde wahrnehmbar. Wie die Robben die zugänglichen Landungsplätze, so wählen die Seevögel die steilsten Wände zu ihrem Aufenthaltsort. Aus der Ferne stellten sich unseren ungeübten Augen manche schroffe Klippen wie beschneit dar, und wir konnten nur nicht begreifen, wie der Schnee auf den senkrechten Abstürzen haften könne. Als wir jedoch näher kamen, erkannten wir mit Hilfe unserer Gläser, daß der vermeintliche Schnee in Wirklichkeit eine wohl nach Hunderttausenden von Individuen zählende Vogelmasse sei, die sich in alle Schründe und Rillen eingenistet, auf alle

Zacken und Vorsprünge hingehäuft hatte. Flogen diese Völker auf, so schien es, als ob sich eine Wolke von der Felswand loslöste, ließen sie sich nieder, so war es, als ob dichter Schneefall den Berg einhüllte. Wie sich die Inselbewohner mit Lebensgefahr der Eier und Federn dieser Vögel bemächtigen, indem sie sich an langen Seilen die schwindeligen Klippen herablassen, ist häufig beschrieben worden.

Die Faaröer, bekanntlich eine dänische Besitzung, ernähren eine Bevölkerung von 10000 Köpfen, von welchen 1200 auf die Hauptstadt Thorshavn kommen. Vom Ackerbau ist hier natürlich keine Spur, der unfruchtbare Boden bringt nichts hervor und der kurze Sommer läßt nichts zur Reife kommen. W. Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel erzählen in ihrem Buche über Island, daß an manchen Stellen der Faaröer Gerste angebaut werde, die man jedoch halbreif abschneiden und auf Öfen künstlich reifen lassen müsse. Bliebe sie auf dem Halme, um so die volle Reife zu erreichen, so würde sie alljährlich ausnahmslos von den Frühfrösten zerstört werden. Den einzigen Reichtum der Bewohner dieser entlegenen Inseln bilden Schafe, die der Inselgruppe auch den Namen gegeben haben. Denn Faaröer heißt nichts Anderes als „Schafinseln“. (Das dänische Wort „Faar“ hat sich noch im deutschen „Farren“ und „Ö“ in „Ei“-Land erhalten.) Schafzucht, Fischerei und Vogelfang, das sind die Mittel, mit denen die Faaröerbevölkerung ihr elendes Dasein fristet.

Es war etwa fünf Uhr nachmittags, als wir Thorshavn gegenüber vor Anker gingen. Ein Fischerboot kam alsbald vom Strande herbei und brachte uns ans Land. Thorshavn ist ein höchst ärmlich und elend aussehender Ort; selbst das beste Haus ist nur eine Holzhütte und die schlechten sind Erdlöcher und nichts weiter. Von einer bestimmten Ordnung der Häuser, die man etwa Straße oder Gasse nennen könnte,

ist keine Spur; jeder hat seine Hütte dorthin gebaut, wo es ihm passend geschienen hat, und die einzige Tendenz, die sich dennoch im ganzen Plane der Stadt kundgiebt, ist etwa die, sich möglichst eng und dicht zusammenzurücken. Da der Ort auf einen ziemlich steilen Abhang hingeklebt ist, so steigen die Häuser übereinander empor und der Rauch des tieferstehenden Hauses verdirbt dem über ihm erbauten die Luft. Die Pfade, die zwischen den Häusern hinlaufen, sind sehr schmal und gehen treppenartig bergan; da sie zugleich als Gossen benutzt werden, so sind sie im höchsten Grade naß, schlüpfrig, mühsam zu ersteigen, voll übler Gerüche, überhaupt so widerwärtig, als man es sich nur immer vorstellen kann. Dieselbe Unsauberkeit herrscht auch im Innern der Häuser und an den Kleidern und Gesichtern ihrer Bewohner. Da Schornsteine hier unbekannt sind, so sind die Wohnräume immer vom Rauch des mehr glimmenden als brennenden schlechten Torfes, der das einzige Feuerungsmaterial der Inselbewohner bildet, zum Ersticken gefüllt, und ich habe unter allen Thorshavnern, die mir zu Gesicht gekommen sind, keinen einzigen bemerkt, der nicht infolge jenes Umstandes an einer mehr oder minder stark ausgebildeten Entzündung der Augen-Bindehaut gelitten hätte. Auch epidemische Krankheiten sind häufig und richten große Verwüstungen an. Wunder kann das nicht nehmen, da die Leute hier in vielen Dingen solche Gewohnheiten haben, wie sie bei dem unbekannten Volke, von welchem die Kjökkenmöddinger in Dänemark herrühren, und bei den Bewohnern der Pfahlbauten geherrscht haben. Die Speiseabfälle: Knochen, Fischgräten, Muscheln u. s. w. werden nämlich achtlos weggeworfen und dort faulen gelassen, wohin sie gerade gefallen sind, und neben jedem Hause findet sich ein großer Haufen solcher Küchenreste, unter welchen besonders die riesigen Rippen und Wirbeln von Walfischen auffallen. An der äußern Erschei-

nung der Häuser ist nichts merkwürdig als das Dach. Dasselbe besteht nämlich aus einer dicken Rasenschicht, die mit üppigem Graswuchs bedeckt ist. Die Einwohner können auf ihren Hausdächern zwei- oder dreimal jährlich Heu machen, und manche bringen außerdem noch ihre Schafe hinauf, um sie auch an der Grasnarbe knabbern zu lassen.

Die Bevölkerung der Faaröer ist ein recht häßlicher Menschenschlag, was namentlich von ihrem weiblichen Teile gilt; unter den Männern findet man noch eher einen leidlichen Kopf und eine leidliche Gestalt. Ihre Tracht hat wenig eigentümliches an sich; die Männer tragen ein schafwollenes Wams, eine kurze Kniehose, dicke Strümpfe und sehr primitive Schuhe, die bloß aus einem viereckigen Stücke Schafleder bestehen, dessen Ränder vorn und hinten mit einigen Stichen zusammengenäht sind, und das dann mit Schnüren an den Fuß gebunden wird. Die Kopfbedeckung, die beiden Geschlechtern gemeinsam ist, gleicht einigermaßen der neapolitanischen Mütze; es ist ein langer, oben und unten gleich weiter Sack aus gestreiftem Zeug, der halb über den Kopf gezogen wird, halb seitwärts oder vornüber fällt. Außerdem tragen die Männer an einem Stricke oder Lederriemen ein plumpes, in einer hölzernen Scheide steckendes Messer, dessen sie sich zum Essen und zu jeglicher Arbeit bedienen.

Auf einem Hügel neben Thorshavn und von diesem bloß durch ein schmales Thal getrennt befindet sich eine Art Fort, dessen Zweck und Bedeutung mir nicht ganz klar ist. Dicht beraste Erdwälle bilden seine Außenwerke, und in seinem Innern erhebt sich ein steinernes Gebäude, wahrscheinlich das einzige der Inselgruppe. Die Citadelle ist sogar mit vier Kanonen armiert, die aber in einem beklagenswerten Zustand, ohne Lafetten oder anderweitige Vorrichtung, auf der Erde liegen. Es sind auch sonst recht unschädliche, verrostete

Dinger, und das jüngste von den Rohren trägt das Gußdatum 1707. Die Besatzung besteht aus vollen zwei Mann, was aber vielleicht nur die Friedensstärke ist; einer von den beiden ist Unteroffizier und wie es scheint die Autorität des Platzes. Denn er war es, der uns anfänglich den Eintritt in die Citadelle verweigerte und ihn uns endlich nach einigen Unterhandlungen gestattete, sei es, weil er die Überzeugung gewann, daß wir keine Spione seien, die das Innere der ihm anvertrauten Feste in feindseliger Absicht auskundschaften wollten, sei es, weil er viel zu sehr an die Unüberwindlichkeit seiner Festung glaubte, als daß er fürchten sollte, daß Spione ihr gefährlich werden können.

In Thorshavn wohnt ein Gouverneur, den wir nicht zu Gesichte bekamen, und ein Amtmann (Sysselmann), den wir besuchten und der uns sehr freundlich aufnahm. Herr Müller — so hieß der Beamte — sprach trefflich deutsch und ziemlich geläufig englisch, bewohnte ein nach europäischer Art eingerichtetes hölzernes Haus und bringt den Winter regelmäßig in Kopenhagen zu, wo er die Faaröer im dänischen Oberhause vertritt. Seine Würde als Pair des Königreichs Dänemark hindert ihn jedoch nicht, in seinen zahlreichen Mußestunden photographische Ansichten seiner heimatlichen Inseln anzufertigen und sie den Fremden, die ab und zu Thorshavn besuchen, zu einem schandbar hohen Preise zu verkaufen. Thorshavn hat auch zwei Schulen, eine Volks- und eine Realschule. Die letztere hat zwei Klassen, eine kleine zoologische, botanische und mineralogische Sammlung, einige einfachere physikalische Apparate, einige Gipsornamente für den Zeichen- und Modellierunterricht, und eine ziemlich vollständig eingerichtete Turnanstalt. Die Schüler erhalten Unterricht im Dänischen, Englischen, Rechnen, Singen, Schönschreiben, Zeichnen, in der Geschichte, Naturgeschichte, Geo-

graphie und Gymnastik, und ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß mehrere Knaben, die ich englisch ansprach, mir geläufig in derselben Sprache zu antworten wußten. Wie man sieht, steht hier das Volksunterrichtswesen sehr hoch, höher als in gewissen großen Staaten Westeuropas, die sich auf ihre Civilisation sehr viel einbilden.

Die Kirche des Ortes ist ein ziemlich stattliches Gebäude mit einem Türmchen und zwei schlechten Bildern im Innern. Außerdem giebt es noch eine hübsche katholische Kapelle, die aber — ein für uns sehr interessanter Zufall — gerade am Tage unseres Besuches in Thorshavn öffentlich versteigert wurde. Ehedem hat es hier eine katholische Gemeinde gegeben, die sich aber im Laufe der Jahre verringerte und zuletzt auf eine einzige Familie herabschmolz. Als die Sachen so weit gediehen waren, verließ der Pfarrer die Insel, und nun wurde auch die letzte Familie protestantisch. Dadurch wurde die katholische Kapelle entbehrlich und man beschloß, sie an den Meistbietenden hintanzugeben. Der Andrang zur Versteigerung war kein sehr großer; bloß zwei dänische Kaufleute boten und etwa ein Dutzend Insulaner stand umher und gaffte; einer der beiden Bieter erstand die Kirche nach kurzem Kampfe zu dem gewiß bescheidenen Preise von 120 Rigsdaler dänisch. (1 Rigsdaler = 2 M. 25 Pf. Reichswährung; seither ist in Dänemark eine neue Währung eingeführt worden und man rechnet nach Kronen zu 100 Öre.) Er wollte sie zu einem Magazin für gesalzene Fische und ähnliche Kostbarkeiten verwenden. Sic transit gloria mundi! Aber das war eigentlich vorauszusehen. Der Katholizismus ist keine Religion für den Faaröer. Die Litanei ist zu lang und enthält zu viele Heiligennamen für Leute, die vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend grausam harte Arbeit verrichten müssen, und die durch abscheuliche Fischgerüche abgestumpften Nasen der Insulaner verstehen den süßen, be-

rauschenden Duft des Weihrauchs nicht zu schätzen. Der Protestantismus ist eine billigere, einfachere und praktischere Religion und paßt darum viel besser für diese armen, einfältigen und nüchternen Leute, als der vornehme und luxuriöse Katholizismus.

Außer zwei Läden, in denen alles Mögliche zu haben ist, giebt es in Thorshavn auch eine Buchhandlung. Der Buchhändler ist aber, wahrscheinlich weil der Verkauf der litterarischen Schätze nicht lebhaft genug ist, um ihn nähren zu können, gleichzeitig Buchbinder, Schuhmacher und Schafzüchter. Während die einen aus unserer Gesellschaft die 100 oder 120 Bände, welche seinen ganzen Warenvorrat bildeten, musterten, ließen sich andere von ihm faaröische Schuhe (das Paar zu 60 Pf.) à la minute machen und plauderte der Rest mit seiner hübschen Tochter, die etwas englisch verstand, während er selbst nur faaröisch (ein Dialekt des isländischen) sprach. Unter den Büchern fanden wir bloß Schulbücher, Bibeln und Psalter in faaröischer und dänischer Sprache und einige dänische Übersetzungen deutscher und französischer Romane. Diese bildeten den Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung mit dem recht netten Mädchen, das, wie wir alsbald erfuhren, seit einigen Monaten verlobt war und zum Herbste heiraten sollte. Der Verlobte präsentierte sich nach wenigen Minuten selbst in der Stube und blickte uns gleich beim Eintritt mit wahren Löwenblicken an. Er nahm es uns offenbar höchst übel, daß wir mit seiner Auserkorenen Dinge sprachen, die er nicht verstand, die aber dem Mädchen ganz gut zu gefallen schienen. Seine heftige Eifersucht, die sich in jeder seiner Mienen und Bewegungen deutlich ausdrückte, amüsierte uns höchlich und veranlaßte uns, die Unterhaltung mit dem Mädchen noch lebhafter fortzuführen. Der faaröische Othello konnte das auf die Dauer nicht vertragen und stürzte nach

wenigen Minuten wütend aus der Stube, worauf auch wir uns sehr heiter entfernten.

Hoffentlich ließ der liebenswürdige Bräutigam das arme Mädchen die kleine Koketterie nicht zu hart entgelten; so viel aber scheint mir ziemlich sicher zu sein, daß Othello II. sehr erleichtert aufatmete, als er tags darauf gegen ein Uhr mittags die „Diana“ den Hafen verlassen sah.

Reykjavik.

Am sechsten Tage der Seefahrt, gegen zwei Uhr nachmittags, tauchte am fernen Horizont ein glänzender Punkt auf — es war das blinkende Haupt des Snöfjäll-Gletschers, das erste, was wir von Island zu sehen bekamen. Zwei Stunden später zeigte sich auch die zerrissene, schwarze Küste der Insel, und wir dampften vierundzwanzig Stunden ihr entlang, bis wir am Abend des nächsten Tages in Reykjavik ankamen. Es war ein großartig schauerliches Bild, das sich viele Stunden lang vor unseren Blicken aufrollte. Steile, wild zerklüftete, verbrannte Felsen, an deren Fuß die See in ewiger Brandung schäumt; hohe Bergrücken, die sich mit der Küste gleichlaufend viele Meilen weit hinziehen und deren Grat sich scharf und hart, wie mit einer ungeheuren Papierschere ausgeschnitten, vom Horizonte abhebt, weil keinerlei Vegetation die Begrenzungslinie weicher macht und sanftere Farbenübergänge bildet; Wasserfälle, die sich schäumend über die Uferklippen ins Meer stürzen und deren ewigen Donner wir oft durch das Getöse der Brandung hören konnten; vorliegende Inselgruppen von abenteuerlichster, bizarrster Form, hoch und finster aus der See aufragend, ein Tummelplatz

von Alken, Möven und Robben; tief eingeschnittene Fjorde, über denen schwere Dünste weben und Myriaden Seevögel fischend sich herumtummeln; ab und zu ein jäh herausspringendes Vorgebirge, eine weit in die See kriechende Landzunge, welche das Schiff zwingt, einen weiten Bogen zu beschreiben; das ist der Anblick, den Island auf der Süd- und Westseite bietet. Dabei herrscht auf See und Land absolute Öde. Kein Segel, kein Haus, keine Spur einer Ansiedelung. Bloß einige Stunden vor Reykjavik zeigt sich Eirarbaki, ein „Kaufplatz“, der aus einem Dutzend Häuser besteht und sich schon von weitem durch eine hohe Flaggenstange bemerkbar macht, von welcher die dänische Fahne lustig weht, die tote Gegend aufs wohlthuendste belebend. An jede Bergzinke, an jede Insel, an jeden See-Einschnitt und jedes Riff, das in Sicht kommt, knüpft sich eine düstere Sage von Verbrechen und Untergang, und unsere isländischen Mitreisenden wurden nicht müde, die Erinnerungen heraufzubeschwören, welche an all diesen unheimlichen Punkten haften.

Wir hatten an diesem letzten Tage der Reise ein überaus rührendes Beispiel der leidenschaftlichen Heimatsliebe, die den Isländer auszeichnet, vor Augen. Mit uns reiste auch ein blinder isländischer Bauer, der nach Kopenhagen gegangen war, um an seinen Augen eine Operation vornehmen zu lassen, jedoch von den dortigen Ärzten den Bescheid erhalten hatte, daß sein Übel unheilbar sei. Unbeholfen wie ein kleines Kind saß er immer in der Ecke der Kajüte und ließ sich vom Steward päppeln; morgens wurde er aus seiner Schlafkoje heraufgeholt und abends wieder hinuntergebracht, sonst kümmerte sich den lieben langen Tag keine Seele um ihn. Es war höchst kläglich anzusehen, wie der unglückliche alte Mann unbeweglich in seiner Sofaecke brütete und mit den erloschenen Augen vor sich hinstarrte. Seinen Landsleuten an Bord schien dieses Elend nicht sehr

nahe zu gehen, denn es fiel ihnen während der langen Überfahrt kein einziges Mal ein, sich auf ein Viertelstündchen zu ihm zu setzen und seine trostlose Einsamkeit durch eine Unterhaltung zu unterbrechen. Allein so wie wir in die Nähe Islands kamen, fuhr ein eigentümliches Leben in den Blinden. Er fragte immer und immer wieder, ob man schon den Snöfjäll sehe, und als ihm endlich der Bescheid ward, die eisgekrönte Spitze des Gletschers habe sich am Horizont erhoben, da verlangte er aufs Deck geführt und mit dem Antlitz nach der Küste gesetzt zu werden. Dort saß er mit Ausnahme der wenigen Nachtstunden ununterbrochen bis zur Ankunft in Reykjavik und wurde nicht müde, die Mannschaft zu fragen, was nun und was nun in Sicht sei; er kannte alle Punkte der Küste, und sein Antlitz leuchtete immer höher bei jedem Namen, den man ihm nannte. Und als er hörte, daß wir an Eirarbaki, seinem Geburts- und Wohnorte, vorüberkamen, da klaschte er die Hände zusammen und zwei große Thränen rollten ihm aus den leblosen Augen über die gefurchten Wangen hinab. Es ist eben — zum Glücke — jedes Land seinen Bewohnern herrlich und unvergleichlich, wie jede Mutter ihrem Kinde schön, lieb und vollkommen ist.

Wir fuhren am 17. Juli nachmittags in die Rhede von Reykjavik ein. Wir fanden da außer einigen kleineren Segelschiffen auch eine dänische und eine französische Fregatte, die „Fylla“ und den „Indre“, vor Anker, die uns mit aufgehißter Flagge grüßten. Auf dem Vorderdeck der „Fylla“ war außerdem die etwas schwächliche Musikkapelle des Schiffes aufgestellt, die den „Tappern Landsoldat“ spielte, als wir vorüberfuhren. Mannschaft und Passagiere der „Diana“ erwiderten die Artigkeit mit einem dreifachen herzhaften „Hurrah!“

Das französische Kriegsschiff hielt sich bereits seit zwei Monaten in den isländischen Gewässern auf und blieb bis

Ende August da. Außerdem befand sich auch eine Korvette, der „Beaumanoir", in der Nähe, die westlich von der Insel kreuzte und nur ab und zu auf einen Tag vor Reykjavik erschien. Island ist eine ständige französische Flottenstation. Zwei bis drei Kriegsschiffe liegen jeden Sommer hier, deren Aufgabe es ist, die riesige Flotte von französischen Briggs und Kutters zu beaufsichtigen und zu schützen, welche alljährlich nach den isländischen Gewässern kommen, um dem Fischfang obzuliegen. Diese Fahrzeuge, zwölf- bis fünfzehnhundert an der Zahl mit einer Bemannung von etwa zehn bis elftausend Personen, verlassen gegen Ende April die Häfen der Bretagne und Normandie und segeln, begleitet von einem kleinen Geschwader der Kriegsflotte, nach Island hinauf, wo sie gegen Mitte Mai ankommen und drei Monate lang Stockfische fangen, worauf sie Mitte August wieder heimkehren. Jedes Schiff bringt durchschnittlich Fische im Werte von 15-, in besonders günstigen Jahren auch von 20000 Francs heim, und man schätzt den ganzen jährlichen Ertrag des französischen Stockfischfanges in der isländischen See auf 20—25 Millionen Francs. Während der dreimonatlichen Fischereicampagne berühren die Schiffe kaum die Küste. Höchstens daß sie bei besonders heftigem Sturme schutzsuchend in den nächsten Fjord einlaufen. Schiffbrüche sind unter ihnen sehr häufig, und wenn die rückkehrenden Fahrzeuge im September in ihren Heimatshäfen gezählt und gemustert werden, so fehlen gewöhnlich zehn oder fünfzehn von ihnen, die in vielen Fällen ganz spurlos verschwunden und wohl auf hoher See unbemerkt von ihrem bösen Los ereilt worden sind. Brauchen die Schiffe etwas, so schicken sie ein Boot zum Kriegsschiffe, das ihnen alle acht bis zehn Tage in Sicht kommt, und erhalten es von da. Für Kranke, die nicht an Bord der natürlich einen Arzt mitführenden Fregatte untergebracht werden können, besteht eine Art Hospital in Reyk-

javik, ein großes, hölzernes Gebäude, das zugleich als Vorratskammer dient und zu dem der erste Lieutenant des „Indre“ den Schlüssel hat, und auf dem kleinen Friedhofe der Stadt giebt es eine ferne, verwilderte, nie von einem Freundesfuß betretene, nie von Freundeshänden geschmückte Ecke, wo einige Franzosen begraben liegen, über deren Gräbern hölzerne Kreuze verkünden, daß die Toten, die hier unter dem finstern Himmel Islands ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, Kinder des schönen Frankreich sind.

Es ist charakteristisch für die wirtschaftliche und geistige Verkommenheit, für die Unbeholfenheit und Schlaffheit der Isländer, daß ihnen diese französische Fischerei an ihrer Küste ein Dorn im Auge und eine Quelle heftigen Ärgers ist, und daß es ihnen dennoch nie in den Sinn kommt, mit den Franzosen zu konkurrieren. Diese sammeln in den isländischen Gewässern Millionen über Millionen, und die Isländer bleiben bettelarm und strecken nicht die Hand aus nach den unerschöpflichen Reichtümern der See, die ihnen vor der Nase liegen. Sie begnügen sich damit, an der Küste ein wenig die Angel ins Wasser zu senken und ein paar Fische zu fangen; finden sie aber hier keine — und das ist häufig genug — so legen sie die Hände in den Schoß und klagen oder schelten die bösen Franzosen, die ihnen ihre Fische vor der Nase wegfangen. Allein ein größeres Schiff auszurüsten, etliche Meilen vom Lande in die hohe See hinauszufahren und Tiefseefischerei zu treiben, die hier immer ergiebig ist, dazu fehlt es ihnen an Mut und an Unternehmungslust. Inselbewohner und auf die See förmlich angewiesen, Nachkommen der kühnsten und ausdauerndsten Seefahrer aller Zeiten, der verwegenen Vikinge, sind die Isländer merkwürdigerweise absolut keine Seeleute. Sie können weder Boote bauen, noch rudern, noch segeln. Ihre Kähne — und andere Fahrzeuge haben sie nicht — sind flache, ungeschickte

Tröge, welche die erste Sturzwelle unfehlbar umwirft, weshalb sich die armseligen isländischen Fischer bei nur einigermaßen bewegter See — und wann ist sie es hier nicht? — gar nicht aus dem Hause wagen. Zwingt sie aber Not und Hunger dennoch dazu, so büßen sie ihr Wagnis nur zu häufig mit dem Leben. Die dänische Regierung ist für diesen jammervollen Zustand nicht blind geblieben. Sie hat die Isländer veranlassen wollen, auf königlichen Schiffen zu dienen, hier die Seefahrt zu erlernen und dann in die Heimat zurückzukehren, um da eine gute und tüchtige Fischerflotte zu bilden, damit die Isländer nicht länger mitten in ihrem Überflusse elend verhungern müssen; allein dieses Volk wollte von einem so menschenfreundlichen Anerbieten nichts wissen, da es zu stolz ist, um sich einer militärischen Disciplin zu fügen, und lieber verhungert, als daß es auch nur kurze Zeit einem dänischen Offizier gehorchen würde!

Doch kehren wir von dieser Abschweifung, zu der uns der Anblick der im Hafen von Reykjavik liegenden französischen Fregatte verleitet hat, wieder zur isländischen Hauptstadt zurück. Der Anblick, den Reykjavik von der Seeseite gewährt, ist kein sehr anmutiger; der flache Strand ist mit schwarzem vulkanischen Sande und Lavablöcken bedeckt, drei niedrige hölzerne Landungsbrücken strecken sich weit in die See hinaus, an ihren Seiten liegen einige halbverfaulte Boote und Barken, die Häuser, die die Uferzeile bilden, sind klein, schmutzig und zerlumpt; allein das Bild verändert sich vollkommen, wenn man ins Innere der Stadt gelangt. Reykjavik ist eine jener wenigen Hafenstädte, die sich nicht die Küste entlang, sondern landeinwärts entwickelt haben. Die schönsten Straßen mit den stattlichsten Gebäuden sind der See abgekehrt, und am Strande liegen nur die schmutzigsten und ärmlichsten Fischerhütten. Reykjavik muß sich in den letzten Jahren mächtig gehoben und viel verändert haben,

denn das Bild, das es heute bietet, weicht sehr bedeutend von dem ab, das selbst neuere Reisende wie Kapitän Burton, Lord Dufferin, Pliny Miles, Pajkull, Preyer und Zirkel u. a. von der Stadt entworfen haben. Die Stadt mag heute gegen 2000 Einwohner zählen, die meist in hölzernen, aber zum Teil recht stattlichen Gebäuden wohnen. Die nach isländischer Art aus Lavablöcken und Rasenstücken zusammengehäuften Häuser bilden heute nur mehr eine Minorität und sind aus den regelmäßigen, gut gehaltenen drei Hauptstraßen verdrängt. Die wohlhabenderen Einwohner haben stockhohe Häuser, und ein Gebäude, in welchem einer der vornehmsten hiesigen Kaufleute seine Magazine hat, rühmt sich sogar zweier Stockwerke. Aus Stein sind bloß die Bibliothek, welche etwa 9000 Bände meist deutscher und dänischer Werke enthält, ferner die Kirche, das Priesterseminar und die Wohnung des Gouverneurs gebaut. Fast alle übrigen Häuser bestehen, wie gesagt, aus Pfosten und Latten, die außen mit einem dicken Teerüberzuge versehen sind, dessen Duft sich mit dem durchdringenden Geruche brenzelnden Torfrauchs und gesalzener Fische, welche in großen Massen am Strande zum Trocknen liegen, vermischt und der Atmosphäre den eigentümlichen Charakter giebt, der Reykjavik vor allen mir bekannten Städten auszeichnet.

Der Charakter der Reykjaviker und der Isländer im allgemeinen enthüllte sich gleich bei unserer Ankunft aufs deutlichste. Kein Boot stieß vom Lande, um die Passagiere der „Diana“ abzuholen. Wir mußten warten, bis die Kapitänsjolle unseres eigenen Schiffes ins Wasser gelassen war, die dann uns und unser Gepäck zugleich mit dem Postfelleisen und dem Kapitän, der sich dienstlich zum Gouverneur zu begeben hatte, ans Ufer brachte.

Gelandet waren wir nun allerdings glücklich, allein nun standen wir da, mitten in der lieben Gotteswelt, umgeben

von unseren Koffern und Kisten, und wußten nicht was anzufangen. Unsere isländischen Mitreisenden machten sich, kaum daß ihre Sohle den Strand berührt hatte, mit größter Eile davon, ohne sich um uns Fremde im geringsten zu kümmern; eine Gruppe besser gekleideter Männer, die am Landungsplatze versammelt gewesen war und die wir von Bord aus bemerkt hatten, war im Momente, wo die Jolle das Land berührte, auseinandergestoben und, wie wir später erfuhren, nach der Wohnung des Postmeisters gelaufen, um dort drängend, stoßend und schreiend der Austeilung der Briefe und Zeitungen zu harren, die, wie schon früher erwähnt, bloß siebenmal im Jahre nach Island kommen, und am Strande waren nur einige zerlumpte, rauchende und tabakkauende Insulaner geblieben, die wohl keine Botschaft von der Post erwarteten und uns ohne sonderliche Neugierde stumpf und blöde angafften. Nachdem wir eine Weile gewartet hatten, ob es nicht etwa einem dieser Lümmel einfallen würde, uns seine Dienste anzubieten, was aber nicht geschah, winkten wir sie endlich energisch und ungeduldig heran. Sie kamen langsam und bequem herbeigeschlendert und fragten mit einer Gemütsruhe, die uns empörte, was wir von ihnen wollten? Daß sie uns im Tragen des Gepäcks behilflich seien, erklärten wir ihnen. „Wohin soll das Gepäck geschafft werden?“ Ja, wohin? Das wußten wir selbst nicht. Man hatte uns in London die isländische Gastfreundschaft gerühmt und versichert, die besten Familien Reykjaviks würden uns einander förmlich aus den Händen reißen, um uns bei sich behalten zu können; jeder von uns hatte auch Empfehlungsschreiben an hervorragende Isländer, ich an den Landshövding (Gouverneur), den Syſſelmann (Amtmann) und den Chefarzt der Insel, und da es in der Stadt kein Hotel giebt, so beschlossen wir, zunächst unser Gepäck in der Obhut der Träger am Strande zu lassen und unsere Briefe abzugeben.

Das geschah denn auch sofort. Der Arzt, den wir zuerst aufsuchten, empfing uns freundlich, setzte uns auch ein Glas Grog und Madeirawein mit süßem Biskuit vor, allein von einer Einladung wollte sich nichts spüren lassen. Da fragten wir denn nach kurzem Gespräch, wo man als Fremder in Reykjavik Unterkunft finden könne? Der biedere Mann antwortete uns darauf, wenige hundert Schritte von seiner Wohnung stehe ein ziemlich großes, stockhohes hölzernes Haus, das sieben bis acht Zimmer enthalte; es sei wohl das Landeshospital der Insel, allein da es einerseits nicht viel Kranke ohne Heim und Angehörige gebe und man sich andererseits anläßlich der Milleniumsfeier eines außerordentlichen Fremdenzuflusses versah, so habe man das Gebäude den Fremden zur Verfügung gestellt.

Wir hatten also doch Aussicht auf Obdach! Auf der Stelle begaben wir uns, geführt vom freundlichen Chefarzt, nach dem Hospital, das keinen einzigen Kranken beherbergte. Wir wurden von einer alten Frau empfangen, die hier mit ihrer einzigen hübschen Tochter hauste, und alsbald nach unseren Zimmern geführt. In jedem derselben stand ein eisernes Bett und ein Stuhl; auf der Erde fand sich ein Waschbecken, das man, wenn man es benutzen wollte, auf den Stuhl stellen konnte. Ich bekam — weshalb mir diese Auszeichnung wurde, weiß ich nicht — das größte Gelaß, mit zwei Fenstern und einem runden, grünangestrichenen Tische; die Größe des Zimmers und sein Reichtum an Fenstern und Möbeln verschaffte ihm in der Folge die Ehre, der Sammelplatz unserer kleinen Gesellschaft zu werden, die ihn als Klubraum benutzte. Dieses Privilegium verteuerte übrigens meine Rechnung nicht. Jeder von uns hatte, ohne Rücksicht auf die Größe seines Zimmers, eine Monatsmiete von 20 Rigsdaler (45 Mark) zu bezahlen, ein Preis, um

den man in jeder europäischen Großstadt ein vortrefflich eingerichtetes Monatszimmer bekommt.

Da wir nun untergebracht waren, so ließen wir unser Gepäck herbeibringen und machten dabei die Bemerkung, daß die Schlingel, wenn sie auch unfreundlich und arbeitsscheu sind, sich doch aufs Rechnen ganz gut verstehen. Überhaupt wurde uns die Genugthuung, für jede Leistung, die uns unwirsch und widerwillig geboten wurde, voll europäische Preise bezahlen zu dürfen, und die verschiedenen isländischen Rechnungen, die ich mir zum Andenken aufbewahre, werden mir stets als schlagende Beweise für die immensen Fortschritte dienen, welche Island diese letzten Jahre in der modernen Civilisation gemacht hat.

Es war mittlerweile Abend geworden, wir trafen mit der alten Hüterin des Hospitals die Abmachung, daß sie uns verköstigen werde, und begaben uns gleich in ihre Wohnstube zur ersten Mahlzeit. Nichts verriet uns in diesem Gemache, daß wir nicht in irgend einer dörflichen Stube Deutschlands waren; die Frau war eine wohlhabende Witwe und ihre Wohnung ganz komfortabel eingerichtet; es fehlte weder an hübschen Sitzgarnituren noch an Fußteppichen und Wandtapeten; auf dem Schranke standen Porzellan- und Glassachen, Gipsstatuen und sogar eine zinkene Pendule von Pariser Mache. Nach dem Nachtmahle, das aus Lachs in dreierlei Zubereitung bestand, kam die Tochter der Wirtin zu uns in die Stube und sang uns nach kurzer Unterhaltung einige Lieder, die sie selbst auf der Guitarre begleitete. Es war eine ganz hübsche Scene. Hinter den sorgsam verschlossenen Fensterflügeln blühten in Töpfen Rosen, Resedas und Nelken, deren Duft das freundliche Zimmer erfüllte; die Sonne schien leidlich hell herein und vergoldete das blonde Haar des Mädchens, das mit leiser, summender Stimme Lieder von Schubert (in dänischer Übersetzung) sang, in

welchen von Nachtigallen und rauschenden Wäldern und Maienluft die Rede war. Wir glaubten mitten auf dem Kontinente unter den gewohnten Lebensbedingungen zu sein und dachten gar nicht daran, daß alle die lieben Blümchen am Fenster sterben würden, wenn man sie eine einzige Nacht im Freien ließe, daß es draußen trotz des hellen Sonnenscheins kaum mehr als zehn Grad Celsius hatte, daß das arme Kind seine schwache Brust und seine tonlose, kränkliche Stimme den ewig langen Wintern seiner Inselheimat dankt, und daß rauschende Wälder, Maienluft und Nachtigallen ihm solche Worte sind, wie uns Palmenhaine, Lotosblumen und Paradiesvögel: schöne, poetische Worte, welche eine unbestimmte Sehnsucht nach einer schönen, duftigen Ferne erwecken, deren Bedeutung man jedoch nicht aus Erfahrung kennt.

Spät am Abend, gegen zehn Uhr, verließen wir das Speisezimmer und zogen uns in unsere Schlafstuben zurück. Aber hier sollten wir eine unangenehme Entdeckung machen. An den Fenstern waren keine Vorhänge angebracht, und da wir in der Jahreszeit des langen Tages waren, so herrschte im Zimmer vollkommene Mittagshelle. Im Bette liegend und dem Fenster abgekehrt, konnte ich ein Buch mit kleinstem Drucke so bequem wie am sonnigsten Tage lesen, und wenn ich die Augen noch so krampfhaft schloß, wurde ich eine quälende, kräftige Lichtempfindung nicht los. Menschen, die gewohnt sind, nur in dunklen Zimmern zu schlafen, können unter solchen Umständen absolut keinen Schlaf finden. Mr. K., mein Nachbar zur Rechten, verkürzte sich denn auch die schlaflosen Stunden damit, daß er ununterbrochen fluchte, mein Nachbar zur Linken recitierte Swinburnesche Verse und der arme Dr. L. wanderte wie ein Gespenst jammernd, fluchend und händeringend durch alle Zimmer auf und nieder, um nach Tüchern, Teerdecken, Plaids, Servietten und Hemden zu suchen, mit denen er, als er ihrer ungefähr eine

Wagenladung voll zusammengebracht hatte, das Fenster seines Schlafzimmers zu verhängen, verstopfen und verrammeln begann. Das war wegen der Verschiedenartigkeit des dazu verwendeten Materials und des Mangels an Nägeln, Leinen und ähnlichen Vorrichtungen eine überaus komplizierte Arbeit, und es dauerte reichlich bis Mitternacht, ehe er ein einigermaßen befriedigendes Resultat erzielte. Nun war aber das Fenster vermauert, im Zimmer dunkelte es ein wenig, der müde Mann legte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf sein Lager und wollte eben einschlummern, da hörte er plötzlich ein schwaches Platsch! und eine Flut von Licht strömte wieder siegreich ins Zimmer. Die ganze künstliche Konstruktion war zusammengefallen und lag kläglich auf dem Boden; Dr. L. mußte sich wieder erheben und sein undankbares Werk von neuem beginnen, aber wieder nur mit demselben negativen Erfolge. So verbrachte er fast die ganze Nacht mit seiner vollkommen aussichtslosen, wahrhaft sisyphisischen Arbeit und gab sie erst gegen vier Uhr morgens auf, als er sich nach zehn Mißerfolgen endlich das trostlose Geständnis machen mußte, daß er mit dem Unternehmen nicht zu stande kommen könne. Allein um sechs Uhr war er schon auf der Straße, klopfte den Krämer aus seinem süßesten Morgenschlummer heraus, kaufte ihm ein Pfund großmächtiger Nägel und einen Hammer ab und kehrte damit grimmig lachend ins Spital zurück. Eine Minute darauf wurden wir durch ein Dröhnen und Poltern alarmiert, welches den ganzen Holzbau aufs bedenklichste erschütterte. Wir stürzten in das Zimmer, aus dem der cyklopische Lärm drang, und fanden da Dr. L. im Begriffe, das Fenster seines Schlafgemachs mit einem Schaffell, einer Teerdecke und einem Stück Brett zu vernageln. Er ließ den Hammer auf die Nagelköpfe mit einer Wut niedersausen, als schlüge er einem Todfeinde den Schädel ein, und rief dazwischen in wildem

Triumphe: „Ich will nun doch sehen, ob ich mir in diesem elenden Lande keine dunkle Stube verschaffen kann!“

Das Gepolter brachte alsbald auch die alte Haushälterin herbei, die angesichts des Vandalismus, der an dem ihrer Obhut anvertrauten Bau verübt wurde, keifend und zeternd Protest erhob und, als Dr. L. auf ihr Geschrei nicht achtete, thatsächlich Miene machte, dem großen, starken Manne den Hammer gewaltsam zu entreißen. Das ließ sich nun der lichtscheue Indier freilich nicht gefallen, und er stellte die lärmende Alte sanft, aber entschieden vor die Thür. Von da an entspann sich zwischen uns und der Alten ein Kriegsverhältnis, welches unter beiderseitiger ungeheurer Erbitterung fortdauerte, bis wir die Insel verließen. Sie gab uns gleich am zweiten Tage unseres Reykjaviker Aufenthaltes ein unbeschreiblich elendes Mittagsessen, dem trotz unserem sofortigen heftigen Proteste ein noch erbärmlicheres Abendbrot folgte. Am dritten Tage verließen wir denn samt und sonders die alte Furie, um anderwärts unser Heil zu suchen und zu finden, und ihre Antwort auf diesen Akt der Notwehr war, daß sie jede Dienstleistung an uns einstellte. Sie fegte nicht mehr die Stuben, machte nicht mehr die Betten, reinigte keine Kleider und Schuhe und brachte kein Waschwasser. Sie ließ zwei Monate lang unsere Betten unüberzogen und demolierte Dr. L.s Fensterverschlag, so oft er aus Unvorsichtigkeit den Schlüssel in seiner Stubenthür stecken ließ. Wir führten eine Existenz, wie die eines Römers, dem Wasser und Feuer versagt wurde, was aber die Obrigkeit nicht hinderte, uns jeden halben Monat mit rühmlichster Pünktlichkeit eine Rechnung über zehn Rigsdaler zu präsentieren. Alle unsere Klagen und Beschwerden halfen nichts. Sie entlockten dem Vorgesetzten der Haushälterin bloß die tiefsinnige Bemerkung: „Ja, ja, vor dem Satan und einer bösen Alten soll uns der Herr bewahren.“ Wir mußten uns in die unerträgliche Lage

fügen, wie wir konnten, und halfen uns über die schwere Zeit hinweg, indem wir einander in treuer Genossenschaft beistanden. Über die vielgerühmte Gastfreundschaft der Isländer aber waren wir nun völlig erbaut, und ich rate einem jeden, der etwa nach Island reisen will, sich mit einem Zelte, Bettzeug und Mundvorrat zu versehen, um sich auf diese Weise von dem guten Willen der Reykjaviker möglichst unabhängig zu stellen.

Isländisches Leben.

Wer originell-isländisches Leben sucht, der muß weiter ins Innere der Insel dringen; in Reykjavik selbst wird er es während der Sommermonate nicht oder nur spärlich finden. Hier ist in der schönen Jahreszeit alles von derselben langweiligen Durchschnittlichkeit, die uns in jedem kleinen Städtchen auf dem europäischen Kontinent angähnt. Die Leute tragen Handschuhe und Cylinder, sie kleiden sich nach unseren Modejournalen, trinken dieselben Weine und essen dieselben Gerichte wie wir; auf den Toilettetischchen der Damen steht Eau de Cologne und Patschuli, auf ihren Salontischen liegen Romane von Dumas und Paul de Kock und auf ihren Klavieren die neuesten und schlechtesten Walzer aus London, Kopenhagen und Berlin. Jawohl, auf ihren Salontischen und Klavieren, denn es giebt diese Dinge hier, und zwar fast in jedem Hause. Die achtzehn oder zwanzig Kopenhagener und Drontheimer Kaufleute, die den Sommer hier verbringen, leben ganz nach heimischer Art, und auch die zehn oder fünfzehn Fremden, meist Engländer, seltener Deutsche, die alljährlich Island zu besuchen pflegen, bringen einen europäischen Zug in die Physiognomie von Reykjavik. Bis zur

Errichtung eines Kasino, Klubs oder einer ähnlichen geselligen Veranstaltung hat man sich freilich noch nicht emporgeschwungen, aber es besteht eine „Isländische litterarische Gesellschaft" zur Herausgabe alter und neuer Schriften in isländischer Sprache, welche regelmäßige Sitzungen hält und der der Fremde beitreten kann.

Auch an Zeitungen fehlt es in Reykjavik nicht. Es giebt deren sogar drei. Die älteste und bedeutendste ist der „Þjódolfr" (nach dem bekannten isländischen Skalden des Königs Haraldr Sigurdarson, der im 11. Jahrhundert lebte, benannt), dessen Herausgeber der ehemalige Pastor Mathias Jochumsson, Übersetzer des „Macbeth" und anderer Shakespeareschen Stücke ist. Der Þjódolfr erscheint dreimal monatlich, jedesmal vier kleine Quartseiten stark, und stand zur Zeit meines Aufenthalts in Island in seinem 26. Jahrgange. Ein zweites Blatt ist der „Vikverji" (Stadtbewohner), der wöchentlich einmal erscheint, jedoch ein kleineres Format hat als sein älterer Rivale. Der Vikverji wurde 1873 gegründet, und er trägt an der Stelle, wo die Redaktion genannt zu sein pflegt, folgenden Vermerk: „Herausgeber: Einige Männer in Reykjavik". Hinter dieser verschämten Angabe verbirgt sich die Thatsache, daß der Vikverji das Organ des Landshöfding ist, den die überaus zahme und evangelische Opposition des unabhängigen Þjódolfr so ärgerte, daß er nicht ruhte, bis er Island mit der hochcivilisierten Institution eines offiziösen Blattes begabt hatte. Endlich giebt der Chefarzt der Insel Dr. Hjaltalin eine 16 Oktavseiten starke Monatsschrift „Saemundur Frothi" (Saemundur der Weise, ein großer Skalde und Gelehrter des isländischen Mittelalters) heraus, deren erste Nummer am 1. Januar 1874 erschien. Einige Jahre vorher, 1868, war in Reykjavik ein Wochenblatt „Baldur" begründet worden, das es aber bloß zu einer zweijährigen Existenz brachte. Außer den drei Reykjaviker Blättern

giebt es noch eine vierte Zeitung auf der Insel, den „Northanfari" („Nordlandsreisender"), der in Akureyri, der nördlichsten Ansiedelung Islands, erscheint und wohl überhaupt das nördlichste Blatt der Welt sein dürfte.

Der Inhalt all dieser Blätter ist ein wunderlicher. Er besteht aus endlosen Gedichten, in welchen irgend ein lokaler Todes- oder Geburtsfall, eine Vermählung oder Firmung besungen wird, aus Personalnachrichten und aus Mitteilungen über den Preis von Wolle, Salzfischen und sonstigen Waren und Lebensmitteln. Nur der „Saemundur Frothi" hat einen naturwissenschaftlichen Anstrich, insofern er primitive geologische, geographische und zoologische Mitteilungen bringt, und dafür steht er — trotz seiner Jugend — bei der sehr strenggläubigen Bevölkerung bereits im Geruche des Materialismus und Atheismus. Die Redaktion eines jeden isländischen Blattes besteht aus einer einzigen Person, die das Blatt nicht nur schreibt oder zusammenstellt, sondern auch korrigiert, administriert und versendet, was übrigens nicht zu viel Mühe macht, da die Auflage des am stärksten verbreiteten Journals bloß gegen 300 Exemplare beträgt.

Was man von der großen Bildung der Isländer schwatzt, ist eitel Gefasel. Wohl kann jeder Isländer lesen und schreiben, aber darauf beschränkt sich auch seine ganze Wissenschaft. Er besitzt die Instrumente der Bildung, aber er benutzt sie nicht. Von Naturwissenschaften hat selbst der beste unter ihnen durchaus mittelalterliche Vorstellungen und nur die besonders belesenen bringen es zu einer gewissen Bewandertheit in Geographie und Geschichte. Dagegen ist es Thatsache, daß man in den Städten, besonders in Reykjavik, ziemlich polyglott ist. Die Geistlichen und Lehrer sprechen eine Art elenden Lateins, das an das Küchen- und Husarenlatein des vormärzlichen Ungarn erinnert, die Beamten und Kaufleute sind ausnahmslos des Dänischen kundig, und in

Reykjavik wird man keine Schwierigkeit finden, sich mit den meisten Bewohnern in einer beliebigen Weltsprache, Deutsch, Französisch oder Englisch, zu verständigen.

Ehrlichkeit kann man den Isländern mit gutem Gewissen nachrühmen. Diebstähle kommen nur äußerst selten, Mord und Totschlag in Jahrzehnten nicht einmal vor. Es giebt auf der ganzen Insel bloß einen Polizisten, der sich sechs Monate im Norden und ebenso lange in Reykjavik aufhält, und ein einziges Gefängnis in der letzteren Stadt, welches ein nach isländischen Begriffen prächtiger, weil steinerner Bau ist. Ich kann nicht verschweigen, daß derselbe unter den Bewohnern der Insel großes Ärgernis erregt. Sie sagen nämlich, das Gebäude sei viel zu groß und zu stattlich und es bilde eine direkte Anreizung zu Missethaten, weil der Gefangene da in einer guten Stube mit einem veritabeln Bette untergebracht werde und Brot zu essen bekomme, während der Isländer, der kein Verbrechen begeht, solchen Luxus und solche Leckerbissen fast nie genieße. Zur Zeit, als ich in Reykjavik war, stand das Gefängnis übrigens leer.

Wenn wir im Innern der Häuser mit ihren hübsch eingerichteten Stuben, auf deren Tischen Bücher und Zeitungen liegen, und ihren Bewohnern, die in allen gebildeten Sprachen konversieren, vergessen können, daß wir in Island seien, so wird uns dies ins Gedächtnis gerufen, wenn wir ab und zu die originellen Karawanen durch die Straßen von Reykjavik ziehen sehen, welche die Landesprodukte aus dem Innern der Insel in die Magazine der hiesigen Kaufleute bringen. Das einzige Verkehrsmittel Islands sind die kleinen, aber starken und ausdauernden isländischen Rosse, wahre Ideale eines Arbeitspferdes. Diese armen Tiere kennen keinen Stall, keine Striegel, überhaupt nichts, was einer Pflege oder Aufmerksamkeit gleicht. Tagsüber tragen sie schwere Lasten oder ihren Reiter mit wunderbarer Sicherheit und Geduld über

schauerliche Bergstraßen und durch reißende Flüsse, und abends werden sie mit gefesselten Vorderfüßen freigelassen, damit sie sich etwas Gras suchen und am nächsten Morgen ihr beschwerliches Werk neu beginnen können. Dabei ist der Sommer ihre Freuden- und Glückszeit; ihre Not beginnt im Spätherbst. Wie so vieles Andere, so versteht man in Island auch das Heumachen nicht. Man kennt bloß die Weidewirtschaft. Bedeckt Schnee die Triften, so haben die Haustiere eben nichts zu fressen. Wohl giebt es hinter jedem Wohnhause einen kleinen eingezäunten Grasfleck, die „Tuna“, der abgemäht wird; allein die geringe Menge des so gewonnenen Heus genügt gerade nur, um eine Kuh und etliche im Herbst geworfene Lämmer, die zu zart sind, um mit der Herde sich selbst überlassen im Freien zu überwintern, bis zum Frühjahr zu ernähren. Für die armen Pferde aber giebt es kein Futter, und sie müssen selbst zusehen, wie sie sich durch den Winter bringen. Im Spätherbst, nachdem die ersten größeren Schneefälle eingetreten sind, jagt man sie aus der Umgebung der Gehöfte, der „Baer“, weg, und dann folgt für die bedauerswerten Tiere eine Zeit bitterer Not. Anfangs können sie noch unter dem weggescharrten Schnee Gras und Moos finden. Später, wenn der Schnee schon zu dick ist, um weggescharrt werden zu können, kehren sie zu den Gehöften zurück und fressen das Dach ab, das aus dickem Rasen besteht; allein die Leute treiben sie mit Stockschlägen weg, denn das Gras des Daches ist für die zartesten Lämmer bestimmt, und dann bleibt den Pferden nichts übrig, als an die Küste zu rennen und den Seetang zu fressen, der von der Flut an den Strand getrieben wird. Die meisten gehen zu Grunde, die stärksten und glücklichsten aber, die sich bis zum April durchfristen, finden dann in der neuen Vegetation eine so reiche Nahrung, daß sie Mitte Mai schon wieder fast zu fett geworden sind, um zur Arbeit be-

nutzt zu werden. Im Mai werden sie wieder eingefangen, um den Sommer über zur Arbeit angehalten zu werden. Ohne es zu wissen, bewirken die Isländer durch ihre grausame Behandlung der Pferde eine stete Verbesserung der Rasse. Es ist eine Zuchtwahl, wie sie so strenge und scharf fast nirgends wieder in der Welt vorkommt. Der Kampf ums Dasein ist für die isländischen Pferde ein überaus harter. Welches von ihnen nur im geringsten schwächlich, krank oder sonst unvollkommen ist, erliegt gewiß dem Winter, und die Individuen, die ihn überdauern, sind immer die stärksten und gesündesten. Die trefflichen Tiere sind denn auch sehr geschätzt, und in den letzten Jahren hat man sie massenhaft und zu steigenden Preisen (man bezahlte 1874 100 Rigsdaler für eine Stute, 140—150 für einen Hengst im Innern des Landes und um etwa zehn Prozent mehr in Reykjavik) nach Schottland ausgeführt, wo sie in den Kohlenminen verwendet werden.

Die Karawanen, von denen ich oben gesprochen habe, werden auf die Weise gebildet, daß der Schwanz des einen Pferdes mit dem Kinn des nächstfolgenden durch einen Strick verbunden wird, und so die ganze lange Reihe hindurch. Das vorderste Pferd besteigt der Führer und die übrigen werden mit den Waren, meist Schafwolle, Felle, Talg, Federn und Fische, hochbeladen. So ziehen sie tagelang durch das Land, und so gelangen sie endlich müde und erschöpft nach der Hauptstadt. Die Führer dieser Züge sind die richtigen Isländer: schmutzig, klein und zerlumpt, blondhaarig und blauäugig zwar, sonst aber mehr Eskimos oder Samojeden als Nachkommen germanischer Kriegerstämme gleichend. Diese Leute tragen auch noch die isländische Tracht: Schuhe und Mütze von der Art der Faaröischen, dann Wams und Hosen aus selbstverfertigtem Schafwollstoffe, den sie „Vadmel“ nennen.

Das weibliche Geschlecht, das hier wie überall eine gewisse konservative Neigung verrät, hat selbst in der Hauptstadt noch die wesentlichsten Stücke der Nationaltracht siegreich gegen die mächtig herandringende europäische Mode verteidigt. Es sind das die Kopfbedeckung, „Hufa", eine flache, schwarze Kappe, die an das Haar mit Nadeln festgesteckt wird, nebst daranhängender langer Troddel, welche die Trägerin mit koketter Kopfbewegung bald herüber, bald hinüber wirft, und das knappe, schwarze, vorne offene Jäckchen, dessen Sammetsäume mitunter sehr kunstvoll mit Gold oder Silber gestickt sind. Und selbst die vornehmen Kaufmanns- oder Beamtentöchter, die sich schon zu gut dünken, um die Troddelkappe zu tragen, haben mindestens noch die isländische Haartracht, eine einfache nette Zopffrisur, beibehalten. Chignon und Trottelstirnhaar haben hier noch nicht Eingang gefunden.

Wenn aber das Leben in Reykjavik sich während des Sommers in nichts von dem einer beliebigen deutschen Kleinstadt unterscheidet, so hat es dafür in den Wintermonaten eine ganz andere, weit originellere Physiognomie.

Am 29. November morgens verläßt die „Diana" zum letzten Mal die Rhede von Reykjavik und kämpft sich hart und schwerfällig durch die aufgewühlten Wässer und heulenden Spätherbststürme des finstern Nordmeers ihren Weg nach Kopenhagen, wo sie am 13. oder 14. Dezember eintrifft, wenn sie nämlich nicht das Schicksal ihrer beiden Vorgängerinnen im isländischen Postdienste teilt, die beide auf ihrer letzten Herbstfahrt mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sind. An diesem Tage versammeln sich die Bewohner der Stadt auf der langen, flachen Landzunge, die Reykjavik gegenüber weit in die See hinausragt, und verfolgen mit ihren Blicken das Schiff, welches in weitem Kreise um die Hafenbarre schwenkt und dann langsam in den Nebel

hinausdampft, wo die schwarze Rauchwolke seines Schlotes bald mit dem niedrig streichenden Gewölke des Himmels in Finsternis und Unsichtbarkeit verschwimmt. Wenn die Umrisse der „Diana“ sich völlig in Nebel aufgelöst haben und auf der bleifarbenen Seefläche kein dunklerer Punkt mehr sichtbar ist, kehren die Gruppen, die dem davonschwimmenden Fahrzeug das Geleite gegeben haben, nach der Stadt zurück, und vom Momente ihrer Rückkehr kann man den Beginn des isländischen Winters datieren.

Der isländische Winter — das heißt die Öde und vollkommene Weltabgeschiedenheit. Das Postschiff hat die dänischen Kaufleute mitgenommen, die sich über den Sommer in Reykjavik, Akureiri, Eirarbaki und den anderen Städten und „Kaufplätzen“ der Insel aufhalten und ihren Geschäften nachgehen, im Winter aber dem trüben Nordlande den Rücken kehren, um sich an den Karnevalsfreuden des lustigen Kopenhagen für die Entbehrungen des isländischen Sommers zu entschädigen. Auf der ganzen Insel ist vielleicht kaum ein halbes Dutzend Fremder zurückgeblieben, etwa der Angestellte der norwegischen Faktorei in Reykjavik und einige Commis der größten dänischen Handlungshäuser, und bis auf diese Handvoll Verbannter, die sich noch dazu alle in der Hauptstadt beisammen finden, sind die Isländer nun vollkommen unter sich und, vielleicht ein einziges Beispiel in der civilisierten Welt, der Einklang der isländischen Sprache wird Monate hindurch von keinem störend dareintönenden fremden Laute unterbrochen.

Island ist nun von der Welt und die Welt von Island so vollständig losgelöst, als ob das Meer das eine oder die andere verschlungen hätte wie einst die fabelhafte Atlantis. Blutige Kriege können in Europa entbrennen, Throne können gestürzt und aufgerichtet, Völkerschlachten geschlagen und Weltstädte von der Erdoberfläche vertilgt werden, kein Echo

der gewaltigsten Ereignisse kann nach dem nordischen Eilande dringen; und dieses dürfte andererseits von einem neuen Ausbruche jener vulkanischen Gewalten, die dort oben fortwährend leise grollen oder wütend stürmen, gänzlich in Atome zersprengt werden, die erste Kunde davon würde erst nach vielen Monaten zu uns gelangen. Denn vor dem 1. März verläßt die „Diana" nicht mehr ihren Ankerplatz im Kopenhagener Kriegshafen, und erst am 15. März erhalten die Isländer die ersten Nachrichten aus Europa, die erste isländische Post aber trifft nicht vor dem 7. April in Kopenhagen ein. Wir kontinentalen Europäer mit unseren tausendfältig verzweigten Interessen, mit unseren mannigfachen und weitreichenden Verbindungen, mit unserer fieberischen Gier nach Neuigkeit, Zeitung und politischen Aufreizungen können uns diesen Zustand totenhafter Vereinsamung nicht ohne tiefes Grauen vorstellen. Wie könnten wir ohne unser Morgen-Journal, ohne den Postboten leben? Wie könnten wir ruhig schlafen, wenn unsere Lieben von da und dort keine Mittel hätten, eine Freudennachricht, einen Notschrei an uns gelangen zu lassen? Wenn der Telegraph uns nicht mehr eilfertigst erzählen würde, was die französische Nationalversammlung beschloß, was Bismarck sprach, was Gortschakoff that und was der Großherr träumte? Glücklicherweise haben die Isländer solche Isoliertheit recht gut vertragen können. Da es — die in den letzten Jahren nach den Vereinigten Staaten Ausgewanderten abgerechnet — kaum hundert Isländer giebt, die fern von ihrem mütterlichen Eiland leben, so hat jeder Isländer fortwährend seine sämtlichen Verwandten und Freunde unter den Augen; auf der Börse spekuliert man da oben noch nicht, und so haben auch Telegramme und Kursberichte für die Leutchen kein unmittelbares Interesse; und was die politischen Weltvorgänge betrifft, so können selbst die allergewaltigsten ihre Wellen-

kreise nicht so weit senden, daß sie bis an die Basaltküsten Islands schlagen sollten, und unsere Zeitungen werden dort nur mit dem ruhigen Interesse gelesen, das man einem Geschichtswerke entgegenbringt. Man hat sicherlich seine Sympathieen und Antipathieen, denn man kann sich ja nicht enthalten, sogar in den Kriegen zwischen Rom und Karthago Partei zu nehmen; allein man echauffiert sich nicht und es verschlägt wenig, ob man von der Schlacht bei Cannä um fünf Monate früher oder später hört.

Zur Zeit der letzten Abfahrt der „Diana" ist in Island auch die lange Winternacht angebrochen, und bis zum Februar erscheint die Sonne nicht mehr über dem erblindeten Horizonte. Allein ohne Unterbrechung zucken die weißen Strahlen des Nordlichts von einem Rande des Firmaments bis zum andern hinüber, und der geisterhafte, unbestimmte Schein, jäh aufflammend, jäh erlöschend, bald Lichtlanzen schleudernd, bald fächerförmig entfaltet, bald in ruhiger Majestät leuchtend wie ein unbewegter, mondbeglänzter Seespiegel, bald flimmernd und flickernd und bebend wie die Vision eines halbgebrochenen Auges, läßt die trostlose Dunkelheit ihren Sargdeckel über dem Lande nicht vollkommen schließen. Klaftertiefer Schnee bedeckt die ganze Insel, und es giebt keinen Weg und keinen Steg von der einen Küste bis zur andern. Verkehr ist ohne Lebensgefahr unmöglich, und jede Familie wird von Schneetrift und Sturm wie von Kerkermeistern im eigenen Hause eingesperrt gehalten.

In Reykjavik hat der Winter keine besonderen Schrecken. Fast jedes der kleinen teerbestrichenen Holzhäuser hat einen eisernen Ofen, und englische Kohle ist da selbst den Ärmeren erschwinglich. Die wenigen Gassen werden wegsam erhalten und alle Rechte und Pflichten der Nachbarschaft intensiv geübt. Wer einen Geschmack an wissenschaftlichen und litterarischen Beschäftigungen hat, dem steht die hübsche Landes-

bibliothek mit ihren 9000 Bänden zur Verfügung; am Gymnasium und am theologischen Seminar wird der Unterricht fleißig fortgesetzt. Von vier Uhr nachmittags ab versammeln sich um die glühenden Öfen einmal in diesem, einmal im andern Hause zahlreiche Gesellschaften, um sich mit Vorlesen, Chorsingen, Pfänderspiel und wohl auch Branntweintrinken die Zeit zu verkürzen. Die Jugend beiderlei Geschlechts scheint sich hiebei besser zu befinden, als das reifere Alter, denn mit Beleuchtung wird kein Aufwand getrieben, und wenn man nicht gerade liest oder Karten spielt, so sitzt das ganze Kränzchen wohl auch alle die sechs oder acht Stunden des langen Abends ganz im Dunkeln. Die Moral gedeiht unter solchen Verhältnissen allerdings nicht sonderlich, und es mußte in der That schon sehr arg zugehen, wenn der Direktor des Reykjaviker Gymnasiums sich vor einigen Jahren (1872) veranlaßt sehen konnte, ernstlich darauf zu dringen, daß die Schule mindestens für den Winter aus Reykjavik nach einer einsamen Insel vor dem Hafeneingange verlegt werde. Die Isländer sind aber nicht prüde und haben nichts dagegen, daß ihre Söhne und Töchter sich unschuldig ihres Lebens freuen, und der gute Schulmann blieb ein Prediger in der Wüste. Wenn die Studenten nur im Juli ihre Prüfung ordentlich ablegen, so hat es nicht viel zu sagen, daß verschiedene blonde Töchter Reykjaviks ungefähr um dieselbe Zeit den Stamm der Isländer vermehren.

Im Winter, der meinem Besuche in Reykjavik voranging, hatte sich die Einbildungskraft der Reykjaviker so hoch verstiegen, daß in dem großen Hause am Strande, gegenüber der norwegischen Faktorei, ein weiter Raum, welcher im Sommer als Magazin für Stockfische diente, in ein Theater umgestaltet wurde, wo eine Liebhabertruppe mehrmals wöchentlich Vorstellungen gab. Die Höhe des Eintrittsgeldes war dem Ermessen der Besucher anheimgestellt und wurde zum

besten der Studenten verwendet; das Repertoir war allerdings beschränkt, man spielte den Freischütz (das Orchester vertraten ein Harmonium und zwei Guitarren), einige dänische Lustspiele und — unglaublich, aber wahr — die „schöne Helena", aber noch so häufige Wiederholungen desselben Stückes fanden stets ein dankbarstes Publikum, und selbst der durchdringende Fischgeruch, der diesen improvisierten Musentempel erfüllte, vermochte den Reykjavikern ihren Kunstgenuß nicht zu verkümmern. Einigemale während des Karnevals veranstaltete man im großen Saale des Schulhauses auch Ballfeste, bei denen den holden Tänzerinnen Branntwein, Stockfisch und geräucherter Lachs als Erfrischung gereicht wurde, und wo es überhaupt hoch hergegangen sein soll. Es liegt nichts vor, was zur Besorgnis berechtigen würde, daß die Reykjaviker sich in den folgenden Wintern schlechter unterhalten haben sollten als im eben erwähnten.

Anders aber sieht sich das Winterleben auf der einsamen Farm im Innern der Insel an. Winterleben? Ich sollte sagen Winterschlaf; denn die unglücklichen Menschen verbringen fünf Monate im Jahre in einer Art Hibernation wie ebenso viele Bären oder Murmeltiere. Die Gruppe kleiner Hütten aus Lavablöcken und Erde, die ein „Bae" (lies Bai) oder Gehöft bildet, ist von einer Schneemauer umwallt, die oft so hoch und höher ist als das Dach; jeden Morgen müssen sämtliche Bewohner die nächste Umgebung der Hofstätte von dem Schnee reinschaufeln, der in der Nacht fiel oder vom Sturm hereingeweht wurde, und es kostet Mühe genug, mindestens den tunnelartigen, mehr zum Kriechen als zum Aufrechtgehen eingerichteten Eingang und das winzige Fenster des Wohnhauses freizuhalten. Im Innern giebt es keinen Ofen und kein Herdfeuer; womit sollten die Leute auch heizen? Holz giebt es nicht oder wird höchstens zu Bauzwecken verwendet; Kohle ist im Innern wegen der Trans-

portkosten unerschwinglich teuer. An manchen Küstenplätzen kommt wohl Treibholz vor, das der Golfstrom aus den Tropenländern hieherschwemmt, doch ist sein Auftreten sehr vereinzelt und spärlich, ebenso wie das der einheimischen Braunkohle, „Surturbrandr", „das Holz Surturs" (des Teufels der nordischen Mythe) genannt, die nur an wenigen Orten geschürft und an der Fundstelle verbraucht wird. Freilich giebt es schlechten Torf, eigentlich bloß notdürftig getrockneten Rasen, aber gerade nur so viel, daß man ab und zu ein warmes Gericht dabei kochen kann, und selbst dieses elende Brennmittel geht mitten im Winter zur Neige, und dann muß das seltene Feuer mit Mist, Schafsknochen und einer Art fetter, ungenießbarer Möven genährt werden, Dinge, die weit weniger Wärme als Rauch und Gestank geben. Glücklicherweise macht aber der isländische Winter Heizung nicht gerade unerläßlich notwendig. Man wird es, unter der Herrschaft von irrigen Begriffen stehend, kaum glaublich finden, aber es ist dennoch Wahrheit, daß der isländische Winter nicht kälter, ja oft wärmer ist als der mitteleuropäische. Die Temperatur sinkt selten unter — 5° C. hinab, und nur wenn der Nordwind vom Pole herab heult und im April oder Mai die Eismassen von Spitzbergen und Jan Mayen flott zu werden und mit dem Polarstrom herabzusteigen beginnen, wird es in Island für wenige Wochen empfindlich kalt; den ganzen Rest des Jahres hindurch sorgt der die Insel umspülende Golfstrom für eine milde, gleichmäßige Temperatur.

Die Isländer gehen denn auch im Winter verhältnismäßig leicht gekleidet; Pelze als Bekleidungsmittel sind völlig unbekannt, und mein Reisepelz, den ich in meiner Unwissenheit nach Island mitnehmen zu müssen glaubte, wurde von den Eingeborenen überall angestaunt und bewundert. Die Isländer haben auch im Winter bloß ihre kurze Jacke aus

grobem, hausgesponnenem Tuch und die gestrickte Schafwollweste darunter, und nur wenn sie gezwungen sind, sich längere Zeit im Freien aufzuhalten, legen sie sich einen weiten Regenmantel aus geteertem Stoff zu.

Ihre Nahrung ist die denkbar elendeste und ärmlichste. Im Winter fehlt der „Skyr“ (Sauermilch), von dem sie den Sommer über leben, und sie haben, je nach ihrem Wohlstande, höchstens „Hangi“ (geräuchertes Lammfleisch), „Saltfiskur“ (Stockfisch) oder, wenn sie, im Innern des Landes lebend, nicht selbst fischen können und zu arm sind, um Saltfiskur auf den „Kaufplätzen“ für den Winter anzuschaffen, gar nur die Köpfe der Salzfische. Und diese Lebensmittel werden nicht etwa gekocht, sondern ohne jede Zubereitung kalt verzehrt. Man nimmt ein Stück Rauchfleisch oder Salzfisch in die Hand und beißt sich daraus mit dem machtvollen Gebisse große Stücke, die fast ungekaut verschluckt werden und mit denen der Magen fertig werden soll, so gut er kann. Mehl und Zwieback giebt es nur in den reichen Familien, und ein Mus aus isländischem Moos sowie flache Kuchen aus Sandhafermehl werden bloß für die Feiertage bereitet. Die meisten Isländer leben und sterben, ohne je Brot gegessen zu haben. Gekochte Nahrung erhalten allenfalls zahnlose Greise, Kranke und Kinder. Die Folge dieser elenden Nahrungsweise sind denn auch eine furchtbare Kindersterblichkeit (Kinder, die im Herbst geboren werden, gelangen kaum je zu ihrem nächsten Geburtstage) und das Vorherrschen ekelhafter Hautkrankheiten, unter denen der echte orientalische Aussatz obenan steht. Dagegen fehlt in keinem Hause das Fäßlein mit Fuselschnaps, und dieses Fäßlein muß Ofen und Kamin ersetzen.

Schnaps und Kaffee sind der einzige Luxus, den sich die Isländer gestatten. Nach der offiziellen Statistik für 1862 betrug die Einfuhr in diesem Jahre für jeden Kopf der Be-

völkerung Islands (dieselbe zählte damals 68,000 Individuen) $6\frac{1}{2}$ Pfund Kaffee, 2 Pfund Tabak, bloß $\frac{6}{10}$ dänische Scheffel Getreide und Mehl, dagegen 6—7 „Töpfe" Branntwein. Kaffee und Schnaps findet der Reisende in jedem Bae, und der erstere ist oft genug das einzige Nahrungsmittel, das er da genießen kann.

Den ganzen Winter rührt sich der Isländer nicht vor die Thür. Allein manchmal bemerkt die Hausfrau gegen Weihnacht oder Dreikönig mit Schrecken, daß ihre Vorratskammer leer zu werden beginne, und dann müssen sich die Männer aufmachen, um zu Fuße über die pfadlose Schneewüste nach dem nächsten Kaufplatze zu gehen und einen neuen Vorrat an Saltfiskur einzuhandeln. Zu Fuße, denn wie wir oben gesehen haben, sind die Pferde alle im Spätherbst weggejagt worden. Solche Expeditionen sind für die Betreffenden immer Wagstücke, bei denen sie das Leben einsetzen. Sie können sich verirren, ein plötzlicher Schneesturm kann sie verschütten, in ihrem Neste, das sie sich allnächtlich im Schnee auswühlen, können sie erfrieren, dann verhungern die Ihrigen daheim und sie selbst oder vielmehr ihre bleichenden Knochen, an denen die Raben kein Fleischfaserchen übrig gelassen haben, werden erst im Frühjahre von den karawanenweise zu Markte ziehenden Nachbarn aufgefunden. Diese Expeditionen bilden denn auch den Hauptinhalt aller modernen Volkssagen und Balladen Islands, und die Gefahren, mit denen sie verbunden sind, werden der Bosheit von Kobolden und Zauberern zugeschrieben.

Es ist ein eigentümliches Bild, welches das Innere eines Bae vom November bis März bietet. In dem engen finstern Wohnraume, dessen dicke Lava-Wand nur von einem einzigen winzigen Fensterchen durchbrochen wird, ist das ganze Hausvolk versammelt und atmet tagaus, tagein eine Luft, die an Kräftigkeit des Duftes von der Luft

eines gewöhnlichen Schweinekobens bei weitem nicht erreicht wird. Dagegen ist es ohne jedes künstliche Mittel in der Stube ziemlich warm. In irgend einer Ecke liegen in einem Holzverschlage die Lämmer, die zu zart sind, um die Widerwärtigkeiten des freien Lebens ertragen zu können. Die erwachsenen Schafe, die den einzigen Reichtum der Isländer bilden (es waren 1863 ihrer 350,000 auf der Insel, nebst 37,000 Pferden und 22,000 Stück Rindvieh, und die Ausfuhr betrug in diesem Jahre 2000 Fässer gepökelten Schaffleisches und 500,000 Pfund Schaftalg), werden ebenso wie die Pferde über den Winter sich selbst überlassen. Manche erfrieren freilich; andere fallen in Gletscherspalten, verunglücken da und kommen infolge eines noch unaufgeklärten Naturvorganges zur Zeit der Schneeschmelze oder im Hochsommer irgendwo am Fuße des Eisberges unverwest und im ganzen, jedoch mit scharf gesalzen schmeckendem Fleische wieder zum Vorschein, die meisten aber werden im Frühjahr von den Eigentümern in Bergschluchten und anderen geschützteren moosreichen Plätzen gesund und mit prächtigem Vließe bekleidet, nur etwas mager und verwildert, wieder aufgefunden. Größere Verluste erleiden nur die Eigentümer, deren Baer tief im Innern der Insel liegen. Dieses Innere bildet eine ungeheure, völlig unbewohnte Lava-Wüste, die „Odátha Hraun", die noch nie durchwandert oder erforscht worden ist. Die Anwohner der Odátha Hraun behaupten nun, daß diese von unbekannten und unheimlichen Menschen, den Nachkommen der alten Geächteten und Vogelfreien, bewohnt sei und daß dieselben ihnen im Herbste immer einen Teil ihrer Schafherden wegtreiben. Von diesen sagenhaften Bewohnern der Odátha Hraun, die freilich noch nie jemand gesehen hat, handeln ebenfalls sehr viele neuisländische Lieder und Märchen.

Im Bae hat die ganze Familie bloß ein einziges, breites,

gemeinsames Bett, wo alles, auch etwaige Gäste, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts nebeneinander schläft. Auf diesem Bette liegt im Winter der uralte, halbblöde Ahn den ganzen Tag und starrt mit den leeren blauen Fischaugen auf die dunkle Decke; vor dem Fenster sitzt der Familienvater auf einem großen Walfischwirbel, der die Stelle des Stuhles vertritt, und schreibt in altertümlichen gotisierenden Schriftzügen aus einem vergilbten Manuskripte irgend eine Saga ab. Ich habe solche Bauernhandschriften gesehen, die selbst einen geübten Paläographen täuschen können, so vollkommen bewahren sie den Schriftcharakter des 15. und 16. Jahrhunderts. Wenn die Mutter nicht gerade Netze strickt oder Tuch webt, so unterweist sie die Kinder im Schreiben und Lesen. Die Mutter ist nämlich der Schulmeister in Island. Den eigentlichen Berufslehrern liegt nur der höhere Unterricht ob. Es giebt denn auch in ganz Island keine Elementar-, sondern bloß Mittelschulen. Die ganz kleinen Kinder wälzen sich auf dem schmutzigen Fußboden herum und die erwachsene Jugend raucht, kaut Tabak, spinnt, näht oder liegt auf einem Bündel Schaffelle und kratzt sich oder träumt.

Morgen und Mittag und Abend fließen in ewigem, durch nichts unterbrochenem Einerlei hin. Schlaf oder leeres Vorsichhinbrüten machen die Hauptbeschäftigung von alt und jung aus; allein in den wenigen kurzen Stunden, wo der Geist sich aus seiner Verstumpftheit zu einer Art Frische emporrafft, erzählt der Familienvater irgend eine alte Saga und alle anderen lauschen mit offenem Munde und geröteten Wangen. Die Saga, das ist der große Trost des isländischen Winters. Hundertmal gehört, immer in derselben gewaltigen, altertümlichen Sprache, die der sanskritischen Urmutter noch näher steht als Griechisch, immer in denselben Ausdrücken, mit denselben Bildern und Witzen, wirken die wilden Thaten

Njáls des Verbrannten und der Eyrbiggjaleute und Sigurds und Wielands noch immer so gewaltig wie das erste Mal. Der ganze Sagaschatz der isländischen Litteratur hat sich noch lebendig im Volksmunde erhalten, und alle Episoden, alle Gestalten, alle Namen dieser wunderbaren mythisch-allegorisch-historischen Litteratur sind jedem Isländer geläufig. Nicht ein Buchstabe, nicht ein Titelchen wird an ihnen geändert, und der Isländer erzählt die Sögur (Plural von Saga; nicht „Sagas", wie selbst gelehrte Germanisten manchmal schreiben) noch heute mit denselben Worten, mit denen sie der Skalde in der Herrenhalle vor achthundert Jahren zum ersten Male vorgetragen hat. Das ist vielleicht auch die Erklärung des Geheimnisses, daß die isländische Sprache sich seit tausend Jahren kaum geändert hat, während das Altnordische in Norwegen und Dänemark zum heutigen dünnleibigen und schwachatmigen Dänisch herabgemergelt wurde.

Außer ihren Sögur haben sie auch Gesänge, die sich in ihrer Länge und traurigen Monotonie nur mit dem beständigen, gleichförmigen, abwechselungslosen Rauschen eines Wasserfalls vergleichen lassen.

Ich werde eines dieser Lieder nie vergessen. Es war auf meiner Rückreise von Island, ich lag in der großen Kabine der „Diana" seekrank in meinem Bette, auf Deck konnte niemand bleiben, weil es zu arg stürmte, schneite und regnete, und um den Tisch saßen fünf oder sechs Isländer, die schon eine große Flasche Brandy ausgetrunken hatten und nun nicht mehr wußten, was mit sich anfangen. Da stimmte einer den Gesang vom „Utlaugamadr" (lies: Utlögamadr, der Geächtete) an; das ist eine Ballade in zweizeiligen Strophen und mit einer langsamen, unartikulierten, aus höchstens zwei oder drei Hebungen und Senkungen des Tons bestehenden Melodie. Die anderen fielen ein und

sangen mit vieler Kraft in monophonem Chore mit. Anfangs hörte ich mit Interesse zu, allein bald ermüdete mich die Eintönigkeit. Nach fünfzig Strophen wurde ich ungeduldig und nach hundert schlief ich ein. Aber der Gesang verfolgte mich bis in den Schlaf. Ich träumte von einem heftigen Sturme, und es schien mir, als sänge der Sturm die zum Überdruß gehörte Weise. Das heftige Arbeiten des Schiffes weckte mich nach einer Weile auf, die Isländer sangen noch immer dasselbe Lied. Ich schlief wieder ein, und als ich wieder erwachte, war es schon spät am Abend, allein die Ballade hatte noch immer kein Ende und noch immer tönte mir dieselbe todestraurige, tiefe, ungeschlachte Weise in die Ohren! Da überkam mich unter der vereinigten Wirkung der sich qualvoll steigernden Seekrankheit und dieses Monstreliedes ein so trostloses Gefühl körperlichen und geistigen Elends und Nichtentrinnenkönnens, daß ich nur einen inbrünstigen Wunsch hatte: wenn doch das krachende, hin- und hergeschleuderte Schiff endlich unterginge und meiner Seekrankheit und dem Liede vom Utlaugamadr ein Ende machte!

Der Eindruck, den die Scene auf meinen Geist hervorbrachte, war ein so tiefer und dauernder, daß er mich noch heute manchmal wach und in Träumen verfolgt.

Kreuz und quer durch die Insel.

Nach einigen kurzen Rekognoszierungsritten in die Umgegend von Reykjavik, welche die ersten Tage angenehm ausfüllten, beschlossen wir am 22. Juli einen längeren Ausflug zu unternehmen, und zwar nach Eirarbaki, das wir von der Seeseite schon auf unserer Herreise gesehen hatten. Dort wohnte der liebenswürdige und reiche Kaufmann Þorgrimson, der uns eine Einladung zugesandt hatte, von welcher wir Gebrauch machen wollten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir aufbrachen. Wir hatten jeder ein Reitpferd gemietet, für das wir zwei Rigsdaler täglich zu bezahlen hatten, außerdem wurde für je zwei von uns ein lediges Roß und für die ganze aus vier Personen bestehende Gesellschaft ein Packpferd, ein Führer und ein Junge mitgenommen, dessen Aufgabe es war, an den Haltplätzen die Pferde abzuzäumen, ihre Vorderbeine zu fesseln, sie auf einen Rasenfleck zu treiben und beim Aufbruch wieder einzufangen und zu satteln, was nicht immer sehr leicht oder sehr rasch geschehen kann, weil die Pferde sich manchmal trotz ihrer übrigens losen Fesseln auf der Suche nach Gras und Wasser ziemlich weit weg verstreuen.

Sattel, Zaum und Steigbügel, die man mit den Pferden mietet, sind von der denkbar schlechtesten Beschaffenheit. Der Sattel ist plump und mit hervorspringenden Wülsten querüber versehen, welche den Reiter nach wenigen Stunden wie mit Messern zerschneiden. Der Zaum ist ein morscher Lederriemen, der gewöhnlich an zahlreichen Stellen zerrissen und mit Bindfaden notdürftig zusammengeflickt ist, und man kann ein neuerliches Zerreißen nur so verhüten, daß man es vollkommen vermeidet, die Zügel straff zu halten. Die Bügel endlich hängen an Stricken, und zwei aus unserer Gesellschaft verloren sie schon wenige Meilen von Reykjavik. Die englischen Touristen, welche die Insel besuchen, pflegen denn auch ihr eigenes Sattelzeug mitzubringen, und wir hatten es diesmal und in der Folge noch öfter zu bereuen, daß wir diese Vorsicht unterlassen hatten.

Die Umgebung von Reykjavik ist sehr sumpfig. An zahlreichen Stellen entspringen da dem Boden warme und kalte Quellen, welche, da das Terrain kein genügendes Gefälle hat, im Grunde versickern und ihn in einen ausgedehnten übelriechenden Morast verwandeln. Auch im Innern des Landes sind solche Moore und Tümpel, häufig und sie sind eine der Ursachen der absoluten Unfruchtbarkeit der Insel, da sie im Winter viel tiefer zufrieren und während des Sommers viel langsamer und oberflächlicher auftauen, als das gewöhnliche trockene Erdreich, und wegen ihrer steten niedrigen Temperatur kein höheres Pflanzenwachstum gestatten. Man hat den Isländern oft gesagt, daß sie mit einigen Spatenstichen diese Moore in Kulturland verwandeln könnten; sie hätten nichts zu thun, als quer durch dieselben einige Gräben zu ziehen und dem Wasser Abfluß zu verschaffen, worauf das trocken gelegte Terrain sich gewiß als fruchtbar erweisen würde; allein die Isländer zucken zu solchen Reden bloß die Achsel und denken nicht daran, sich auf ein

Unternehmen einzulassen, das immerhin mit einiger Arbeit verbunden wäre. Und doch ist es Thatsache, daß die Insel, die gegenwärtig bloß eine einzige höchst dürftige Körnerfrucht, den Sandhafer (Elymus arenarius), hervorbringt, zur Zeit ihrer Besiedelung durch die Norweger und noch Jahrhunderte später reichliche Kornernten trug! Soll man mit den Isländern annehmen, daß das Klima der Insel im Laufe der Jahrhunderte rauher geworden sei? Die dänischen Gelehrten behaupten, das sei eine faule Ausrede, hinter der sich die Arbeitsscheu und allgemeine Unfähigkeit der Isländer verberge, und die heutige Unfruchtbarkeit der Insel sei bloß der allgemeinen Versumpfung des urbaren Bodens zuzuschreiben, welcher durch künstliche Drainage leicht abzuhelfen sei. Um dieser Ansicht bei den Isländern Eingang zu verschaffen, errichtete die dänische Regierung vor einigen Jahren in Reykjavik eine Ackerbauschule, die mit einer Musterfarm verbunden war. Allein die Isländer verhielten sich dieser Lehranstalt gegenüber genau so ablehnend, wie gegen die Einladung auf dänischen Kriegsschiffen die Seefahrt zu erlernen, und die Schule mußte wegen Mangels an Schülern eingehen. Es sei übrigens nicht verschwiegen, daß eine Thatsache zu Gunsten der isländischen Annahme einer Verschlechterung des Klimas spricht. Von den ersten Ansiedlern okkupierte einer, Avang, eine Gegend, wo Bäume wuchsen, welche zu Schiffsbauzwecken tauglich waren. Heute aber giebt es auf der ganzen Insel bloß kniehohes Gestrüpp der Weiß- und Zwergbirke (Betula alba und nana), die nur an einer Stelle, bei Akureiri, unter dem Schutze ringsum erbauter Häuser zu Manneshöhe gedeiht und einen „Wald" bildet, der, obwohl er höchstens einige Dutzend Bäume zählt, dennoch der Stolz der ganzen Insel ist.

Die Öde des Landes, durch welches der Reisende dahinreitet, ist überaus melancholisch. Der Himmel ist höchst

selten wolkenlos und auf eine halbe Stunde Sonnenschein kommt gewöhnlich eine Stunde drieselnden Regens. Der Boden ist abwechselnd Geröll und trostloses altes Lavafeld; diese Lavafelder, „Hraun“ (lies „Rön“) genannt, dehnen sich oft viele Meilen weit hin und sind absolut nackt; da ist kein Grashälmchen, kein Moospflänzchen zu sehen; höchstens daß auf den ältesten Hrauns, die bereits zu verwittern beginnen, an den Rändern der sie nach allen Richtungen durchziehenden Spalten ein Flechtenanflug sich einzunisten sucht. Ein wahres Labsal ist es, nach stundenlangem Ritte über tönende Lava, die so unheimlich klingt, als wäre sie eine dünne Glasdecke, unter welcher die Feuer der Hölle noch immer schaffen, an eine sumpfige Niederung zu gelangen, die mindestens eine üppige Gras-, Moos- und Blumendecke trägt.

Die Pfade, die man hier mit dem stolzen Namen „Straßen“ belegt, sind so schlecht, daß sie aller Beschreibung spotten. Auf der Lava sind sie unsichtbar, weil der Huf der Rosse hier keinen Eindruck zurückläßt; auf Geröllfeldern gehen sie in gerader Linie über Stock und Stein, über Blöcke und durch Gräben und scheinen jede Gelegenheit zum Genickbrechen förmlich aufzusuchen; im Sumpf- und Wiesenland endlich stellen sie tiefausgetretene, oft mit Regenwasser angefüllte schmale Gräben dar, in welche das kleine Rößlein bis an den Bauch tritt. Der Reiter muß dann die Beine bis zu seinen Zähnen emporziehen, wenn er nicht will, daß ihn das munter dahintrabende Rößlein abstreife, auf den Rändern des Pfad-Grabens rittlings sitzen lasse und selbst zwischen seinen Beinen wie unter einem Thorbogen durch ledig weiterrenne. Das Geleise aufzufüllen oder neben dem alten ein neues zu bilden, fällt keinem Isländer ein. Auf der ganzen Insel giebt es bloß eine einzige Straße in europäischem Sinne, die auch für Wagen zu benutzen wäre, und die ist

bloß $^3/_4$ deutsche Meilen lang und führt von Reykjavik in der Richtung nach Thingvellir bis zu einem breiten Flusse, bei dem sie aufhört. Sie wurde aus Anlaß des Königsbesuches, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein soll, gebaut, und man sprach sogar davon, sie bis nach Thingvellir zu führen. Allein als der König die Insel wieder verlassen hatte, wurde auch der Straßenbau eingestellt, und selbst der Stumpf, der fertig war, ist seither wieder in einen isländischen Zustand zurückverfallen.

Wir ritten auf den beschriebenen halsbrecherischen Pfaden bis gegen elf Uhr fort, ohne auf einen Menschen oder ein Gehöft zu stoßen, und machten dann auf einer sonnigen Wiese halt, um die Pferde etwas ruhen zu lassen und selbst einen Imbiß zu nehmen. Unter einem haushohen Felsen waren wir gegen den Wind geschützt, hohe Moosbänke boten sich als üppige Pfühle dar, der Führer brachte aus einem nahen Bache Wasser, bald brodelte in unserem mit Spiritus geheizten Kochapparate eine vortreffliche Konservensuppe, während aus geöffneten Blechbüchsen köstliche Ochsenzungen, eingemachte Lendenbraten und Hummern dufteten. Unsere reichliche Mahlzeit wurde mit Brandy und guter Laune gewürzt, und wir versagten uns nicht die Schwelgerei, nach dem Essen eine Stunde lang im herrlichen, weichen Moos und unter der behaglich warmen Sonne zu schlafen.

Um ein Uhr waren wir wieder im Sattel und ritten bis gegen drei Uhr fort, wo wir an ein „Bae" kamen. Es war eine Haufe niedriger Lavahütten mit dickem, grasbewachsenem Rasendache und winzigen Fensterchen, welche man mit der Hand bedecken konnte. Die Hofstelle umgab eine niedrige Mauer von Lavablöcken, die in cyklopischer Manier ohne Bindemasse übereinander geschichtet waren. Der Eingang in die Hütten bestand aus einem etwa fünf Schritte langen, niedern, tunnelartigen Gange, der halb unter der Erde lag.

Die Bewohner des Bae empfingen uns freundlich, mit Ausnahme zweier kleiner blonder Kinder, die offenbar noch nie Fremde gesehen hatten und bei unserem Anblick in ein heftiges Geheul ausbrachen, auch sich in die hinterste Tiefe der Hütte zurückzogen und weder hervorkamen noch zu plärren aufhörten, ehe wir hundert Schritte vom Bae entfernt waren. Man setzte uns „Sky“ (saure Milch) in Holznäpfen vor und gab uns dazu flache Hornlöffel von hohem Alter, in deren Stiel eine Inschrift in gotischen Majuskeln eingegraben war. Bei näherer Besichtigung erkannte ich, daß der Löffel, den man mir gegeben hatte, die Jahreszahl „1613“ trug. So lange erhält sich alles in der wunderbar konservierenden Atmosphäre dieser altertümlichen Kultur! Ich fragte die Frau, die uns so freundlich bewirtete, ob sie mir den Hornlöffel verkaufen wolle; sie brach über diese Zumutung in ein schallendes Gelächter aus und glaubte, ich wolle mit ihr Scherz treiben. Als ich ihr aber wiederholte und dringend versicherte, es sei vollkommener Ernst, wollte sie mir das Gerät durchaus zum Geschenk machen und war erst nach langem Zureden zu bewegen, dafür zwei dänische Mark (etwa 75 Pfennig) anzunehmen.

Weiter ging es nun auf unserem einsamen Pfad, bis wir an den Hvita gelangten, einen breiten, grünlichen Strom, der aus den Gletschern des Innern entspringt und dessen überaus reißendes, schneidend kaltes Wasser zwischen flachen Ufern dahinbraust, welche weithin mit fußtiefem, schwarzem, vulkanischem Sande bedeckt sind. Der Weg führt über diese Sandwüste hin, wo die Pferde nur mit größter Mühe und im Schritte vorwärts kommen können. Wie wir so langsam im tiefen Sande vorwärts wateten und unsere Blicke über das verbrannte schwarze Land und die weite schäumende Wasserfläche streifen ließen, bemerkten wir plötzlich einen runden Kopf, der in der Mitte des Stromes auftauchte, dann

noch einen und einen dritten und eine ganze Reihe solcher Köpfe hintereinander, die gleich wieder verschwanden und nach einigen Minuten aufs neue sichtbar wurden. Der Führer hatte die Erscheinung ebenfalls bemerkt und brach in den Ruf aus: „Der Grimsel! Der Grimsel!“ Die Isländer glauben nämlich, daß das Innere der Insel und die großen Seeen und Ströme derselben ein ungeheures, schlangen- oder eidechsenartiges Tier beherbergen, welches sie „Grimsel“ nennen. In einigen einheimischen Werken über Island findet sich sogar eine phantastische Abbildung dieses Fabeltieres, und gelahrte Reykjaviker behaupten, Knochen desselben gesehen zu haben, die es unzweifelhaft machen, daß es sich um ein überlebendes Glied des Geschlechts der gigantischen Saurier handle. Nun sahen wir mit eigenen Augen, was es mit dem Grimsel für Bewandtnis habe. Derjenige Grimsel, der neben uns den Strom hinabschwamm, war nichts Anderes als — eine Herde Seehunde, die ins Meer zurückgingen, nachdem sie tagsüber im Landgewässer nach Lachsen gefahndet hatten, und wir erklärten dies auch dem Führer, allein dieser bestand steif und fest darauf, daß er den Grimsel gesehen habe, er erzählte es auch aller Welt bei seiner Rückkehr nach Reykjavik, die schon erwähnten Gelahrten nahmen seine Aussage ernst und gewissenhaft zu Protokoll, und was das Drolligste an der Sache ist: in der alsbald kolportierten Beschreibung dieser jüngsten Erscheinung des Grimsels, die seither wahrscheinlich auch schon in irgend einem isländischen Buche einen Platz gefunden hat, werden wir als Zeugen für die Wahrhaftigkeit der Erzählung unseres Führers angeführt!

Es war etwa acht Uhr abends, als wir das Ziel unserer Reise, Eirarbaki, erreichten. Wir hatten an diesem Tage neun geographische Meilen im Sattel zurückgelegt und waren alle so geschunden, daß wir weder sitzen noch gehen noch stehen konnten. Unser freundlicher Wirt, Herr Þor-

grimsson, übte an uns zugleich ein Samaritanerwerk und großartige Gastfreundschaft. Da wir nichts mit uns hatten, als was wir auf dem Leibe trugen und einigen Mundvorrat, so versah uns Herr Þ. mit isländischen Kleidern und Schuhen, und wir konnten uns gründlich reinigen, umkleiden und auch ein wenig pflegen, ehe wir uns zum opulenten Nachtmahl setzen.

Eirarbaki besteht aus etwa acht Baer und dem Wohnhause des Herrn Þ. und zählt gegen vierzig Einwohner. Das Wohnhaus des Herrn Þ. ist ganz europäisch eingerichtet, obwohl wie die Reykjaviker Häuser aus geteerten Brettern und Pflöcken gebaut. Es enthält einen Salon und ein Speisezimmer, die bis zur halben Höhe geschmackvoll getäfelt und weiter hinauf mit hübschen Tapeten bedeckt sind, mehrere Schlafzimmer mit englischen Betten und Waschvorrichtungen, und sogar ein höchst gefällig eingerichtetes Rauch- und Billardzimmer. Im Salon steht ein schöner Flügel, in der Bibliothek, die eine ganze Wand einnimmt, finden sich gegen 2000 Bände isländischer, dänischer, deutscher, englischer und französischer Werke, die zwei Töchter des Hausherrn spielten im Laufe des Abends Beethovensche Sonaten und sangen Arien aus dem „Barbier von Sevilla", auf den Nachtmahlstisch kamen köstlicher Bordeaux und Portwein, Weißbrot, Zuckerbackwerk und Cremetorte, mit einem Worte man lebt hier wie in irgend einem wohlhabenden Hause des Kontinents. Aber wie kostspielig und mühselig ist es, hier den Schein einer europäischen Existenz aufrecht zu erhalten! Jedes Stäubchen Mehl, jedes Körnchen Zucker und Kaffee, jedes Zündhölzchen wird aus Kopenhagen gebracht. Wenn im Klavier eine Saite springt, kann sie erst drei oder vier Monate später ersetzt werden, und die Fräuleins müssen sich das Stimmen selbst besorgen. Im vorigen Herbste geschah es, daß das Deckglas eines großen eingerahmten Stahlstichs, der an der

Wand hing, zerbrach. Man mußte um eine Scheibe nach Kopenhagen schreiben; dieselbe kam im April auch wirklich an, aber zerbrochen. Es mußte aufs neue korrespondiert werden, und die „Diana“ brachte endlich auf ihrer Julifahrt eine ganze Glastafel mit, die der Hausherr selbst in den Rahmen fügte. Und dies wiederholt sich fortwährend bei all den tausend Kleinigkeiten eines civilisierten Haushalts.

Die jungen Damen, die ihre Erziehung in Kopenhagen erhalten und ein gut Stück Europas bereist haben, bewahren sich die Erinnerung an die besuchten fernen Länder, indem sie oft stundenlang vor den großen photographischen Ansichten von Kopenhagen, London und Paris sitzen und sie durch ein Stereoskop von stattlichen Dimensionen betrachten, so im Geiste diese schönen Stätten aufs neue besuchend und sich an ihren Herrlichkeiten erfreuend.

In lebhaftem Gespräch, an dem der Hausherr, seine kluge Gattin und die beiden Töchter mit einer Freude und einem Redeeifer teilnahmen, dem man es anmerkte, daß er selten Gelegenheit hatte, sich zu bethätigen, verging uns der Abend, und Herr Þ. mußte uns förmlich drängen, die Ruhe zu suchen, die uns so notthat, ehe wir uns entschließen konnten, ihm gute Nacht zu sagen. Die Stunden, die wir im Þorgrimssonschen Hause verbrachten, waren unsere schönsten in Island.

Am nächsten Morgen setzten zwei von unserer Gesellschaft die Reise nach dem Hekla fort, während Freund Kaufmann und ich auf einem andern, weiteren Wege nach Reykjavik umzukehren beschlossen. Nachdem wir die uns geliehenen isländischen mit den eigenen, mittlerweile gereinigten und getrockneten Kleidern vertauscht hatten, verließen wir um elf Uhr vormittags Eirarbaki und ritten ohne Aufenthalt auf halsbrecherischen Wegen durch Gebirgsland, bergauf, bergab, an Abgründen und Wasserfällen vorbei, oft

im steinigen Bette seichter, aber reißender Flüsse, bis nachdem sechs deutsche Meilen entfernten Reykir, wo wir gegen fünf Uhr nachmittags ankamen und zu übernachten beschlossen.

Der Ort Reykir besteht bloß aus einem Bae und einer kleinen hölzernen Kirche, welche am Sonntag von allen Bewohnern im Umkreis von fünf deutschen Meilen besucht wird. Der Bauer nahm uns freundlich auf und fragte, ob wir etwas essen wollten. Das wollten wir natürlich, denn den Mundvorrat hatten die anderen nach dem Hekla mitgenommen und wir waren mit der Verdauung des reichlichen Frühstücks von Eirarbaki längst zu Ende. Der Bauer brachte uns also nach einigen Minuten einen irdenen Teller mit großen Stücken Saltfiskur. Wir sahen diese unappetitlichen, steinharten Stockfischfetzen an, drehten sie in der Hand herum und erklärten endlich, daß wir sie roh nicht essen könnten. „Gut, dann will ich sie kochen," erwiderte unser Wirt, „aber das dauert eine halbe Stunde." So lange wollten wir gern warten, und wir benutzten die Zeit, um uns die Gegend ein wenig anzusehen.

Reykir (Rauchstätte) hat seinen Namen von zahllosen Fumarolen und Solfataren, die einen Hügel und ein weites Thal neben dem Bae über und über bedecken. Dieser Ort ist von einer wahrhaft acherontischen Unheimlichkeit. Überall, wohin das Auge blickt, raucht, brodelt, siedet, dampft und zischt es. Schwefelgeruch erfüllt die Luft. Hier erhebt sich ein winziger Krater, aus dessen Öffnung in kurzen Abständen ein Rauchstrahl hervorbricht, daneben öffnet sich ein tellergroßer, fußtiefer Kessel, welchen ein dunkles, wallendes und blasenwerfendes Wasser erfüllt, das jede Minute unter prasselndem und glucksendem Getöse überläuft; weiterhin sprüht ein intermittierender, kaum fußhoher, heißer Springquell in die Höhe, wieder anderswo tobt in einem Bodenspalt

eine Eruption von Steinchen und Erdstückchen. Das ist alles klein, liliputanisch, aber wegen seiner Rastlosigkeit und Menge dennoch grauenhaft. Es ist ein Vulkan in Scheidemünze. Es sind Hunderte von Kratern, heißen Quellen, kochenden Wasserkesseln und Rauchschlünden, von denen jeder einzelne so niedlich wie ein Spielzeug aussieht, die aber alle zusammen der Gegend doch ein unbeschreiblich dämonisches Aussehen geben. Der Boden ist stellenweise so heiß, daß man sich die Stiefelsohlen daran verbrennt, und am Hügelabhang ist er so durchweicht, daß man bei unvorsichtigem Umhergehen leicht bis an den Gürtel in den glühend heißen, zähen Schlamm sinkt und sich dann fürchterlich verbrüht, ein Schicksal, das erst vor kurzem einem Reisenden an dieser Stelle widerfahren war.

Nachdem wir in diesem Höllenthal eine gute Weile umhergewandert waren, kehrten wir zum Bae zurück, wo uns der Bauer das mittlerweile gar gewordene Saltfiskur-Gericht vorsetzte. Die Fische waren ohne jede kulinarische Komplikation einfach in heißem Wasser gekocht worden und lagen nun trocken und ohne Würze oder Zuthat auf dem Teller. Wir versuchten, der Speise Ehre anzuthun, aber es war wirklich nicht möglich; sie schmeckte zu öde; war der Stockfisch früher steinhart gewesen, so fanden wir ihn nun zäh wie Büffelleder, und es war uns, obwohl wir beide von der Natur mit trefflichen Gebissen gesegnet sind, nicht möglich, ihn zu zerkauen. Wir gaben auch nach kurzer aber heftiger Arbeit dieses erfolglose Bemühen auf und fragten den Bauer, der uns mit wachsendem Staunen und verwundertem Kopfschütteln zugesehen hatte, ob er uns nichts Anderes, etwa Brot geben könne. Brot? Nein. Das hatte der Bauer selbst nur einmal in seinem Leben gegessen, bei seinem Hochzeitsschmause nämlich, und seither war es in seinem Hause nicht wieder gesehen worden. Dagegen könne er uns Rengi

geben, wenn wir es wollten. Wir wußten zwar nicht, was Rengi sei, dachten aber, es könne unmöglich schlechter sein als Saltfiskur, und sagten, er möge in Gottes Namen Rengi bringen. Allein das Schlechte hat ungeheuerliche Steigerungen, von denen sich ein gutgeartetes Gemüt nichts träumen läßt. Nach wenigen Minuten erschien der Isländer mit „Rengi". Ein schlimmer Mißduft ging ihm voran, und als er nahe bei uns stand, wurde der Gestank so unausstehlich, daß wir uns die Nase zuhielten und ihn dringend einluden, sich mit seinem Rengi schleunigst wieder zum Teufel zu scheren. Nun erfuhren wir auch, was Rengi sei. Es ist nichts Anderes als das Fleisch von toten Walfischen, die als Äser an die Küste geworfen werden; man vergräbt dasselbe halbverwest in der Erde und läßt es monatelang da liegen, bis es vollständig verfault und zu Fettwachs geworden ist. Dann wird es wieder ausgegraben und bildet nun einen isländischen Leckerbissen!

Würde man es für möglich halten, daß einer der edelsten germanischen Stämme unter entwickelungsfeindlichen klimatischen Bedingungen in der Kultur so weit zurückgehen könne, daß er sich bis zum Aasgenusse, dieser widerwärtigen Eigenheit der primitivsten und tierähnlichsten Menschen, erniedrigt? In diesem Punkte stehen die Nachkommen der Wikinge heute tiefer als Eskimos und Tschuktschen.

Da wir auch Rengi zurückgewiesen hatten, so konnte uns der Bauer nun nichts mehr anbieten als saure Milch. Diese acceptierten wir mit Wonne und aßen so viel davon, daß wir die pathologischen Folgen unserer Maßlosigkeit noch drei Tage nachher zu fühlen hatten.

Nun hieß es für das Nachtlager sorgen. Im Bae herrschte eine so stickige und übelriechende Luft und das einzige Bett, das wir nach der Landessitte mit dem Wirt und seiner Familie teilen sollten, war so unrein, daß wir es

weitaus vorzogen, in der Kirche zu übernachten. Die Kirchen dienen in ganz Island als Vorratskammern für Salzfische und als Nachtherbergen der Fremden, und an dem durchdringenden Fischgeruch, der sie erfüllt, nehmen weder die Gläubigen, die sich sonntags hier versammeln, noch die seltenen Nächtiger den geringsten Anstoß. Der Bauer brachte uns eine dünne Matratze und ein Federbett zum Zudecken, aus unseren Oberkleidern machten wir uns Kopfkissen, und so legten wir uns nebeneinander auf das gemeinsame Lager. In der Nacht wurde es ziemlich kühl, und instinktiv suchten wir einander im Schlafe die Decke wegzuziehen, was immer zuerst unartikulierte Proteste des Entblößten, dann unbewußte Rippenstöße und zuletzt ein beiderseitiges Erwachen zur Folge hatte. Die Decke wurde wieder nach Billigkeit und Freundschaft geteilt, wir schliefen aufs neue ein, und alsbald begann die Spoliation von vorn. Das ging so bis zum frühen Morgen, und wir standen mit geräderten Gliedern und wüstem Haupte auf. Der Wirt erschien bereits um fünf Uhr und brachte uns zwei große Schüsseln dampfenden, köstlichen Milchkaffees, weitaus das beste, was man auf Island bekommen kann. Der Kaffee wurde mit Begeisterung empfangen, doch gleichzeitig der Wunsch nach Wasser ausgesprochen. Der Bauer wußte nicht, was wir meinten. Wir sollten doch lieber Kaffee als Wasser trinken, riet er uns wiederholt. Und als wir ihm begreiflich zu machen versuchten, daß die gewünschte Flüssigkeit uns nicht als Getränk, sondern zu Reinigungszwecken dienen solle, da mahnte er uns ängstlich von unserem Vorhaben ab, machte uns besorgt auf die übeln, gesundheitsschädlichen Wirkungen kalter Benetzungen aufmerksam, schwor uns, daß er sich nie wasche (wir glaubten ihm das auch ohne Eid), und entschloß sich erst, uns Wasser zu holen, als wir den Strom seiner Beredsamkeit mit der entschiedenen Erklärung dämmten, daß wir nun einmal auf

der schlechten Gewohnheit einer Morgenablution bestünden. Eine Minute später erschien er mit einem Teller, demselben, auf welchem uns gestern der Salzfisch kredenzt worden war, und in diesem Teller waren einige Eßlöffel Wasser, die uns wohl oder übel zur Toilette genügen mußten.

Wir bezahlten für die uns erwiesene Gastfreundschaft zwei Rigsdaler und machten uns um sieben Uhr morgens wieder auf den Weg nach Reykjavik, das wir am Abend desselben Tages todmüde erreichten. Wir hatten in drei Tagen gegen 22 geographische Meilen auf unerhört schlechten Pfaden zurückgelegt, waren dabei mit Ausnahme eines Nachtmahls und Frühstücks elend genährt gewesen und empfanden es deshalb als eine wahre Wohlthat, daß wir uns wieder an den Tisch unseres Reykjaviker Wirts Zoega setzen und in unserem Hospital in einem Bette ausstrecken konnten.

Die Tausendjahr-Feier.

Am 29. Juli vormittags um elf Uhr verkündete der Donner naher Kanonenschüsse den Reykjavikern die Ankunft fremder Kriegsschiffe. Wir eilten sofort zum Strande hinab und sahen, daß die wenigen Fahrzeuge, welche noch bei unserem letzten Spaziergange auf dem feuchten schwarzen Sande des Ufers die stille Bucht belebt hatten, seit heute morgen um einige stattliche Ankömmlinge vermehrt worden waren. Neben den vier oder fünf kleinen unansehnlichen Handelsbriggs, welche die französische Fregatte „L'Indre“ stolz und herrenhaft überragte wie ein mächtiges Fürstenschloß die Bauernhütten an seinem Fuße, ritten nun mehrere andere ansehnliche Schiffe auf ihren Ankern. Da lag die Segelkorvette „Niobe“, von deren Mast die schwarz-weiß-rote Flagge des deutschen Reiches wehte; auf dem Fockmast des „Beaumanoir“ blähte sich stolz im frischen Winde die blau-weiß-rote französische Flagge, die Kriegsdampfer „Norrköping“ und „Oskar II.“ zeigten die althistorischen Farben Norwegens und Schwedens. An Bord des „Oskar“ befand sich der schwedische Admiral Adlerkrantz, der im Laufe des Tages von den Kommandanten der übrigen Schiffe Höflichkeits-

besuche erhielt und dieselben pünktlich erwiderte. Dieser Austausch maritimer Artigkeiten war von einem äußerst heftigen Kanonenfeuer begleitet, welches die Festigkeit der Glasscheiben Reykjaviks auf eine harte Probe stellte und mehrere Pferde von lebhafterem Temperament scheu machte. Im Laufe des Nachmittags fuhr noch ein Dampfer in den Hafen ein, der unter den beiden Flaggen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten segelte. Dieses Schiff war von Cyrus Field, dem bekannten Unternehmer des 1865er transatlantischen Telegraphenkabels und New-Yorker Börsenkönige, eigens für den Ausflug nach dem Norden in Leith gemietet worden und brachte außer dem amerikanischen Krösus noch Korrespondenten des „New-York-Herald“ und der „Times“ mit, welche später höchst übertriebene Schilderungen der Millenniumsfeier in die Welt setzten.

Der nächste Tag, der 30. Juli, war ein großes Datum in der Geschichte Islands. Zum ersten Male seit den tausend Jahren, daß die Insel von Menschen bewohnt ist, sollte ein König, ein wirklicher gekrönter König, Christian IX. von Dänemark, ihr Gestade betreten und die lebende Generation, vom Schicksal mehr begünstigt als fünfunddreißig andere, die ihr auf diesem Fleck Erde vorangegangen waren, durch den Anblick einer Majestät von Gottes Gnaden beglückt werden. Ich bedaure zu sagen, daß der „große Moment ein kleines Geschlecht fand.“ Die Insulaner erhoben sich nicht zur Bedeutung des Augenblicks. Keine Neugierde, keine Erregung, keiner jener Paroxysmen heftiger Loyalität, welcher wohlgesinnte kontinentale Bevölkerungen bei solchen Anlässen heimzusuchen pflegt. Wie ist das zu erklären? Waren die Isländer zu stumpfsinnig, um überhaupt das Außergewöhnliche des Ereignisses zu begreifen? Das kann ich nicht annehmen, denn einige Rechnungen, die wir in den letzten Tagen für Pferde, Wohnung u. s. w. zu bezahlen hatten, waren ein

erschreckendes Zeugnis, daß die wackeren Männer das Ausnahmsweise des Königsbesuches bei der Preisbemessung sehr wohl zu würdigen verstanden. Es bleibt mir also nur eine andere, aber allerdings ganz ausreichende Erklärungsweise übrig. Ein jeder Isländer ist nämlich ebenso wie jeder Irländer und Schotte der Abkömmling eines Königs; sie stammen ja alle aus denselben norwegischen Seeräuber- oder meinethalben Wikingerfamilien, die den meisten europäischen Thronen Dynastieen gegeben haben. Ich kenne einen Mann, dessen Beruf in diesem irdischen Jammerthal darin besteht, gedörrte Salzfische aus dem Ufermagazin in Boote zu tragen; dieser zählt unter seine allerdings sehr entfernten Ahnen den Großvater desselben Rolfr Gangu, der die normännische Herrschaft in der Normandie begründete und dessen Nachkommen Wilhelm der Eroberer und in etwas indirekter Folge die Königin Viktoria von England sind; seine hohe Verwandtschaft macht ihn aber gar nicht stolz, und er war sogar herablassend genug, von mir ein Geldgeschenk anzunehmen, dessen Geringfügigkeit leider einen beklagenswerten Gegensatz zu der erlauchten Abstammung des Mannes bildete; ein anderer Isländer, in dessen Hause (oder Höhle) ich eine Nacht zubringen mußte, besitzt durch das Verbindungsglied eines Bruders Ruriks des Großen Ansprüche auf den russischen Thron, und die Rechtmäßigkeit derselben kann wohl nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß ihr derzeitiger Besitzer etwas krätzig und in sehr hohem Grade mit Ungeziefer behaftet ist. Die Gleichgiltigkeit der Isländer gegenüber dem Königsbesuche erklärt sich mir also durch ihre eigene königliche Abstammung, deren Bewußtsein in ihnen sehr empfindlich und lebendig ist. Mit Ranggenossen macht man keine sonderlichen Umstände und wegen der Visite eines Gleichgestellten unterzieht man sich nicht den Plagen weitläufiger Vorbereitungen. Was ich an solchen für den Empfang des Königs von Dänemark sah,

läßt sich denn auch ohne Schwierigkeiten zusammenzählen. Von den hölzernen Häusern der dänischen Beamten und Kaufleute wehten Flaggen, vier oder fünf Männer schütteten in einem träumerischen Tempo feuchten Meersand in die Unebenheiten der Hauptstraße (das ist zwar kein solides, aber ein leicht zu beschaffendes Material, und wenn es sich um die Wahl zwischen mühsamerer und leichterer Arbeit handelt, ist ein Isländer nie schwankend), einige andere fegten Gossen aus und bedeckten sie mit Brettern, und zwei Männer legten die letzte Hand an die Ausschmückung des Landungssteges, auf den die offiziellen Kreise Reykjaviks mit großem und gerechtem Stolze sahen. Es war ein Triumph der von Loyalität angeregten dekorativen Thätigkeit. Die ungehobelten Bohlen bedeckte rotes Tuch; an seinem der See zugekehrten Ende war eine Plattform aufgeschlagen, auf der eine Deputation den landenden König erwarten sollte, und an dem Landende erhob sich sogar eine Triumphpforte; dieselbe bestand aus vier Stangen, die mit Moos umwunden waren und eine Art Baldachin trugen; der letztere war von einer Königskrone überragt, deren erstaunliche Größe ich mir nur durch die Billigkeit des zu ihrer Anfertigung verwendeten Materials (Kupferdraht und altes Blech) erklären kann.

Um elf Uhr verkündete ein erneuertes wahnsinniges Kanonenschießen die Ankunft des königlichen Schiffes, der Fregatte „Jylland", die, begleitet von der Korvette „Heimdal", langsam in den Hafen einfuhr. Alle vor Anker liegenden Fahrzeuge präsentierten sich in großem Schmucke: bunte Wimpeln und Flaggen an jedem Plätzchen, wo man sie nur irgend anbringen konnte, die ganze Mannschaft in Parade-Uniform auf den Raaen und in dieser schwindeligen Position die Hüte schwingend und mit unermüdlicher Seemannskehle Hurrah rufend — es war ein wirklich schöner und eindrucksvoller Anblick, zu welchem die Scene am Ufer einen um so

armseligeren Gegensatz bildete. Hier war mit Ausnahme des schon gewürdigten Landungssteges nichts Außergewöhnliches und Festliches zu erblicken. Weiber und Männer trugen mit üblicher Bedächtigkeit Salzfische und Kohlen zwischen den Schiffen und Magazinen ab und zu und hielten kaum in ihrem meditativen Schritte inne, um über die leichtbewegte Flut nach dem prächtigen maritimen Schauspiel hinüberzublicken. Alles, was die öffentliche Neugierde Reykjaviks an greifbaren Erscheinungen hervorzubringen vermochte, bestand in einer kleinen Ansammlung maulaufsperrender Müßiggänger, die sich in der Nähe der gekrönten „Triumphpforte" zusammenfanden und deren ausgesprochener Mangel an Leidenschaft und ungestümer Vordringlichkeit das Amt eines in Ordnung aufrecht erhaltenden Würdenträgers zu einem bemerkenswert leichten machte. Auch das weibliche Element war, wenn auch schwach, vertreten; im Thorwege eines Fischmagazins nächst dem Ufer standen etwa zehn oder zwölf Mädchen zusammengedrängt, die der Bürgermeister unterwies, bei der Ankunft des Königs ihre Sacktücher zu schwingen. Die steigende Heftigkeit, mit der der eifrige Mann seine Verhaltungsregeln immer von neuem wiederholte, scheint mir ein unverdientes Mißtrauensvotum für die Auffassungsfähigkeit der Isländerinnen zu involvieren, und es gewährt mir eine nicht alltägliche Genugthuung, zu konstatieren, daß sie im entscheidenden Augenblick die Sacktücher mit der wünschenswerten Intelligenz, Diskretion und Harmonie geschwungen haben.

Auf der Plattform hatten sich mittlerweile die lokalen Autoritäten und sonstigen Honoratioren versammelt; in Anbetracht, daß Kleider nicht Leute machen, kann ich wohl sagen, daß die Gruppe eine illustre war; sollte ich aber auch berufen sein, von den Toiletten des Empfangscomités zu sprechen, so müßte ich mich, nm nicht ungerecht zu sein,

christlicherweise an die Absicht und nicht an die That halten, denn die Toiletten hätten wirklich vor einem strengen Urteile nicht bestehen können. Ich denke jetzt nicht an die Abwesenheit von Frack und Cylinder, die wir in unserem europäischen Vorurteile als für eine Festtoilette unerläßlich betrachten, auch nicht an die Anwesenheit schadhaften Schuhwerks, die ich in mehreren Fällen mit Sicherheit konstatieren konnte; ich denke jetzt an die Wäsche, deren Weißheitszustand entschieden unbefriedigend war, selbst wenn man den hohen Breitengrad Islands, seine Entferntheit von der civilisierten Welt und alle sonstigen mildernden Umstände, die ein Verteidiger etwa anführen könnte, gebührend in Betracht nimmt. Ein Trost und Labsal für mein Auge war nur der Gouverneur, der den Isländern einen herrlichen Vorgeschmack von der Majestät des Königtums gab; er trug eine schöne Uniform, bestehend in einem sehr knöpfereichen Rock von lieblichem Blau, mit machtvollen goldenen Epauletten und einem hohen Kragen, in welchem der etwas borstige Kopf wie ein Kugelkaktus in einem Blumentopf tief eingesenkt stak, ferner in einer weißen Hose mit handbreiten Goldstreifen, kolossalen Reiterstiefeln, einem großem Schwerte und einem ausgedehnten Hut mit einem bunten Federbusch, für dessen Größe ein implicitives Epitheton zu finden ich in schweigender Bewunderung verzichte. Im ganzen zeichnete sich die Uniform durch eine verschwenderische Üppigkeit dekorativen Elementes aus. Vielleicht würde ihre Pracht den Gouverneur besser gekleidet haben, wenn er etwas höher und dafür etwas minder wohlbeleibt gewesen wäre (wenn ich sage „etwas“, meine ich „sehr viel“), vielleicht auch hätte er würdevoller ausgesehen, wenn er es nicht für nötig gehalten hätte, sich durch vorhergehende Stimulantia für die ungewohnten Aufregungen eines Königsempfanges widerstandskräftig zu machen; allein diese kleinen Defekte fallen unter den allgemeinen Gesichtspunkt

der Unvollkommenheit alles Menschlichen, einer traurigen Folge der Erbsünde, und können im großen und ganzen der Thatsache nichts anhaben, daß die Erscheinung des Gouverneurs im höchsten Grade imposant war. Er stellte den König Christian IX. ganz entschieden in den Schatten. Dieser trug, als er landete, die schlichte Uniform eines Marineoffiziers, und auch in seinem kleinen, aus acht bis zehn Personen bestehenden Gefolge befand sich niemand, der den Glanz des Gouverneurs verdunkeln konnte.

Die Landung ging sehr geräuschlos von statten; eine isländische Begrüßungsrede, dem König unverständlich, erwies sich als die einzige Unannehmlichkeit, der er hierbei ausgesetzt war. Mit Hurrahrufen wurde er nicht viel belästigt; nur wir zehn oder zwölf Fremde hielten es für unsere Pflicht, die Luft in festliche Schwingungen zu versetzen. Vom Landungsplatze aus schritt der König, natürlich zu Fuß, würdevoll durch die Straßen Reykjaviks nach dem Hause des Gouverneurs, wo er seine Residenz aufschlug. Daß die Straßen sehr kotig waren, ist niemandes schuld; es hatte eben tagelang vorher geregnet und nebst manchen anderen Dingen ist auch Pflaster in Island unbekannt.

Die nächsten zwei Tage nach der Ankunft des Königs waren durch kein besonderes Ereignis ausgezeichnet. König Christian verbrachte seine Zeit mit Spaziergängen in den Straßen und der Umgebung Reykjaviks. Er besah sich seine isländischen Unterthanen und die Isländer besahen sich ihren König. Es steht mir nicht zu, eine Vermutung darüber auszusprechen, wer vom Resultat der Besichtigung mehr befriedigt war. Was den Verkehr zwischen König und Volk betrifft, so regelte er sich nach den Gesetzen der in Grimms Märchen herrschenden Hof-Etikette, das heißt man machte auf beiden Seiten gar keine Umstände. Wenn der König allein und nachdenklich durch die Straße schritt, so respek-

tierten die taktvollen Isländer seine meditative Versunkenheit so sehr, daß sie ihn nicht einmal durch vorlautes Grüßen abzulenken oder zu zerstreuen suchten. Manchmal trat einer oder der andere an den König mit einer Frage heran, allein wenn Se. Majestät etwas unbestimmt bloß mit einem huldvollen Lächeln und einer merklichen Beschleunigung seines Schrittes antwortete, so zog sich der Frager mit einem mitleidigen „Hann skil ekki!“ (Er versteht nicht!) kopfschüttelnd zurück; einigemale konnte ich sogar beobachten, daß biedere Unterthanen ihrem vorübergehenden König die Hand entgegenstreckten und die seinige kräftig schüttelten; das wäre nun sehr idyllisch und rührend, wenn nur die Wackern die kleine Vorsicht angewandt hätten, anläßlich der Tausendjahr-Feier ihre männliche Rechte ein wenig zu reinigen.

Am 2. August, an einem Sonntage, begann die eigentliche Feier des Millenniums. Der erste Akt des nationalen Festes spielte sich in der Kirche zu Reykjavik ab. Dieselbe ist eins der wenigen Gebäude auf der Insel, die verhältnismäßig solid aus Stein und Ziegel aufgeführt sind. Von ihrer äußern Erscheinung, ihrem Baustile laßt mich schweigen; nur so viel sei gesagt, daß das bekannte „einfach aber geschmacklos“ noch lange nicht exakt genug die Stufe architektonischer Bedeutungslosigkeit bezeichnet, auf welcher diese unglückliche Kathedrale steht. An innerem Schmuck enthält die Kirche außer einem größeren Altarbilde und einem Porträt, die ich beide unmöglich unter der Rubrik „Schmuck“ aufführen kann, einen etwa 3 Fuß hohen und ungefähr ebenso breiten und tiefen Würfel aus karrarischem Marmor mit Reliefs von Thorwaldsen, neutestamentarische Stoffe in der bedeutenden Manier dieses Meisters behandelnd. Eine der vier Seitenflächen weist eine lateinische Inschrift auf, des Inhalts, daß „Thorwaldsen dies Werk in Rom ausgeführt und seiner Vaterstadt Reykjavik dankbar zugeeignet habe.“

auf See geboren

Bei dieser Gelegenheit war der erinnerungsvolle Stein mit Blumen- und Moosgewinden ganz und gar bedeckt. Blumen und Laubwerk waren auch sonst reichlich verwendet, um der Kirche ein festliches Ansehen zu verleihen. Altar, Kanzel, Balustraden der Galerieen und Wände waren mit bunten Guirlanden behangen. Möge über diese Blumenverschwendung niemand erstaunt sein. Der Sommer hat auch auf Island Blumen; er ist kurz, aber zeugungskräftig; von Juni bis August sind die Grasfluren Islands mit Millionen und Millionen bunter Blumen übersäet; es sind bescheidene Blümchen, aber lieblich, herz- und augenerfreuend. Man durfte freilich in der Kirche nicht das stolze Geschlecht der Rosen und Tulpen, die geheimnisvolle Schönheit der Lilien und Nelken, die repräsentative Pracht der Azaleen, Georginen und anderer dekorativen Blatt- und Blütenpflanzen suchen. Aber aus dem blassen, gleichsam kränkelnden Grün des Laubes der Zwergbirke und einer zum kleinen Strauche verkrüppelten Weidenart stahl sich anmutig das sanfte Blau des Vergißmeinnicht, das zarte Rot der Rosa hibernica und das lebhafte Gelb des Steinbrech hervor. Doch nein — auch an unseren vornehmeren Blumenarten fehlte es nicht; die reicheren Einwohner hatten ihre Blumentöpfe für die besondere Gelegenheit hergeliehen, und um den Altar stand eine doppelte Reihe von Rosensträuchern, Resedas, Maiglöckchen und Veilchen, hier exotische Kinder eines fernen, gesegneten Südens.

Ein Teil der linken Galerie war mit Hilfe einer roten Draperie in eine Loge für den König und sein Gefolge umgestaltet worden. Uns Fremden hatte man die zwei vordersten Bänke im Hauptschiffe als Ehrenplatz angewiesen. Hinter uns drängte sich Männlein und Weiblein bunt durcheinander, die gesamte mobile Bevölkerung Reykjaviks, verstärkt durch

einige Zuzüge aus den vereinzelt liegenden Ansiedelungen fünf Meilen in der Runde.

Hier hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, die Isländerinnen in ihrer Festtracht zu sehen. Der originellste Teil derselben ist der Kopfputz. Er besteht aus einem niedrigen, weißen Helm ganz genau von der Form unserer Dragonerhelme; um den Stirnrand desselben ist ein breites Leinwandband („Koffr“ genannt) gewunden, welches entweder mit dreizehn vergoldeten Silbersternen oder mit einem gürtelartigen Schmuck aus Silberfiligran besetzt ist. Über das Ganze kommt ein manchmal gestickter, nach hinten zurückgeschlagener langer Schleier. Ein schwarzes, knappes Tuchjäckchen, dessen sämtliche Ränder mit einem breiten gold- oder silbergestickten Sammetbande eingefaßt sind und das vorne über der Brust auseinandersteht, mit einer Koketterie, die man diesen armseligen Geschöpfen gar nicht zutrauen sollte, einen breiten Streifen des hübsch gefältelten Hemdes sehen lassend, ferner ein langer, ganz schlicht geschnittener Rock mit breitem, buntgesticktem Saume und ein breiter Gürtel aus Silberfiligran vervollständigen den Anzug. Vielleicht sollte ich auch etwas über die individuelle Erscheinung der Isländerinnen sagen. Verzeihe mir, schöne Carità, leuchtende Ausnahme unter deinen Landsmänninnen, wenn ich offen erkläre, daß die letzteren in anstoßerregender Mehrheit ausgesprochen häßlich und nur in einer schmerzlich geringen Minorität leidlich hübsch sind. Das blonde, weiche, gewöhnlich nicht sehr dichte, aber ziemlich lange Haar, das in vier dünne Zöpfchen geflochten und auf dem Scheitel aufgesteckt getragen wird, ist so ziemlich das einzige, was ich an ihnen rühmen kann. Ihre blauen Augen sind wässerig, ausdruckslos, oft schielend, ihre Züge grob, ihre Gestalten plump, ihre Hände und Füße unerklärlich entwickelt. Vielleicht hängt es mit dem letzteren Umstande zusammen, daß jede Isländerin einen wahren Polyphem-Tritt besitzt.

Als ich meinen englischen Freunden gegenüber bemerkte, daß man es mit Isländerinnen kaum wagen dürfte, „über einem Vulkan zu tanzen", aus Furcht augenblicklich durchzubrechen, da waren die Hörer einmütig in der Erklärung, daß das kein Witz, sondern eine betrübende Wahrheit sei. Die poetischeste Partie des weiblichen Körpers haben Dichter bei uns „Paradiesäpfel" und „Halbkugeln einer schönern Welt" genannt; nun denn, in Island können die Objekte dieser dichterischen Vergleiche der Phantasie des Beschauers nie jene pomologischen und geographischen Bilder eingeben, sondern höchstens das technologische eines — Tellers. Um dieses wenig anmutende Bild zu vollenden, sind die Mundwinkel selbst der Töchter aus den besten Häusern mit jener Zierde behaftet, die man in Österreich „Faulecken", in Norddeutschland „Sperlingsecken" nennt. Bei der in Island allgemeinen Sitte, daß alle Welt sich bei jeder Begegnung nachdrücklich küßt, kann ich mir zwar die große Verbreitung dieses Übels erklären, aber was man sich erklären kann, wird einem darum noch nicht angenehmer. So viel von der erdrückenden Majorität der Isländerinnen. Und nun ein interessantes Faktum: wie ein Tröpfchen köstlichen Rosenöls auf der Oberfläche gemeinen Flußwassers schwimmt, so sind zwischen dieser Horde von Krähen einige Paradiesvögel zu bemerken; feine Gestalten, entzückende Büsten, braune Gesichtchen, blauschwarzes Haar, tiefe, dunkle Augen mit jenem schwimmenden, träumerischen Blick, wie ihn nur der Süden zeitigt; diese Schönheiten sind nur an der Küste zu finden, und sie sind fast ausnahmslos die Töchter der vergleichsweise hübschesten und stattlichsten Isländerinnen. Carità, der ich für ihr redliches Bemühen, mir den Aufenthalt in Reykjavik anmutig zu machen, ewigen Dank schulde, Carità gehörte natürlich zu diesen Rosenöltröpfchen oder Paradiesvögeln.

Ich machte einen meiner isländischen Bekannten auf

diese merkwürdige ethnographische Erscheinung aufmerksam. Er nickte und sagte: „Ja, sie sind ein ganz verschiedenes Geschlecht, diese Schwarzen.“ Bei einer andern Gelegenheit erzählte mir derselbe Isländer von den französischen Offizieren, Matrosen und Fischern, die sich seit Jahrzehnten alljährlich mehrere Monate lang an den isländischen Küsten aufhalten. Übelwollende Menschen mit verdorbener Geistesrichtung suchen alle möglichen Thatsachen gewaltsam in Zusammenhang zu bringen!

Der Festgottesdienst in der Kirche begann um ½11 Uhr, als die Gemeinde versammelt und der König erschienen war. Man sang einige für diese Gelegenheit gedichtete Hymnen zu deutschen Kirchenmelodieen, worauf der Bischof in bemerkenswert schläfrigem Tone eine Festpredigt hielt; es wurden noch einige Gebete gesprochen, und dann war alles vorüber. Auffallend an der ganzen Ceremonie und zugleich im höchsten Grade anstößig war mir nur ein Orden, den der celebrierende Geistliche — ein protestantischer Priester in einer protestantischen Kirche! — während seiner Funktion trug, und sein unausgesetztes, von heftigen Geräuschen begleitetes Expektorieren. Meine Nachbarn auf der Ehrenbank verloren hierüber fast ihren britischen Gleichmut, allein man weiß ja, welche übertriebene Idiosynkrasie Engländer gerade gegen diese Sorte organischer Thätigkeit besitzen.

Der Schauplatz des zweiten Aktes der großen Feier war ein kleines kahles Plateau unfern von Reykjavik, „Esjuhlid“ genannt. Hier waren etliche Leinwandzelte, zwei hölzerne Buden und eine Art Rednerbühne aufgeschlagen, bestimmt, den Rahmen zu einer weltlichen Fortsetzung des kirchlichen Festbeginns zu bilden. Ein Volksfest sollte hier abgehalten werden, ein Volksfest mit Gesang, Tanz, Musik und Reden. Dergleichen war in Island noch nicht vorgekommen, so lange die Insel von Menschen bewohnt wird. Die armen Isländer

wußten auch wirklich nichts mit sich anzufangen; sie haben nicht das Talent, sich und andere zu unterhalten; sie erschienen wohl gegen vier Uhr Nachmittags, 3—400 an der Zahl, auf dem Esjuhlid, allein sie standen schweigend umher und starrten einander mit verlegen fragenden Blicken an. Ein Mann betrat die Rednerbühne und erging sich in einem verlängerten Rückblicke auf die isländische Geschichte; als er geendet hatte, sang eine Art Gesangsverein patriotische Lieder, und gleichzeitig stimmte die schon einmal erwähnte schwache Musikbande vom Bord der dänischen Korvette „Fylla“ an einem andern Punkte kümmerliche Tanzweisen an; die biederen Isländer bildeten Gruppen um jeden der drei Anziehungspunkte, sperrten den Mund auf, horchten und schwiegen. So ging es etwa eine Stunde lang, bis sich die Kunde verbreitete, daß der Wirt von Reykjavik mit seinen Vorräten angelangt sei und in den Holzbuden Bier und Branntwein feil halte. Nun hatte die dämmernde Vergnügensſehnsucht im isländischen Gemüte mit einem Male ein bestimmtes Ziel gefunden; die Buden füllten sich mit magischer Schnelligkeit, und da um diese Zeit auch die Matrosen von den Kriegsschiffen im Hafen, die für den Abend Urlaub bekommen hatten, herbeikamen und ein in derartigen Unterhaltungen sehr geübtes Element in die trägflüssige Masse einführten, so begann es auf dem Esjuhlid thatsächlich lebendig zu werden. Die Söhne Neptuns forderten die anwesenden Schönen (man nehme das Wort mehr in seiner geschlechtlichen als in der engern adjektivischen Bedeutung) zum Tanze auf, und die jungen Damen beeilten sich, nach einer sorgfältigen Auswischung der Mundwinkel, der angenehmen Einladung Folge zu leisten. Ich habe beobachtet, daß diese Auswischung jedesmal dem Tanze voranging und mit bemerkenswerter Koketterie ausgeführt wurde; ich kam auf den beängstigenden Gedanken, daß diese Bewegung mit dem Sacktuche hier die Stelle des südlichen Fächerspiels ver-

tritt, und ich bin sehr betrübt versichern zu müssen, daß dieser Gedanke durch nähere Beobachtung an Festigkeit gewann.

Gegen Abend, als das Fest im besten Gange war, hochgerötete Gesichter den Eifer der Zecher und eine dichte Staubwolke die Thätigkeit der Tänzer verkündeten, erschien der König auf dem Festplatze. Einige Raketen wurden abgebrannt, und bei dieser Gelegenheit ereignete sich leider ein schwerer Unglücksfall. Mit der Ausführung der pyrotechnischen Künste waren nämlich zwei Unteroffiziere der „Fylla“ betraut worden, und durch irgend einen Zufall oder eine Unvorsichtigkeit geschah es, daß die Feuerwerkskörper in ihrer Hand explodierten. Die armen Menschen wurden schrecklich verstümmelt, und man mußte sie, nachdem ihnen ein erster Notverband an Ort und Stelle angelegt worden war, auf improvisierten Tragbahren nach dem Hospital schaffen, wo, wie der gütige Leser sich erinnert, ich und meine Reisegefährten Unterkunft gefunden hatten. Die beiden Verwundeten waren nun zufällig gerade in dem an das meine stoßenden Gemache untergebracht worden, und um sich der verhaßten Mühe des längeren Suchens zu entziehen, hatte man die für die Kranken nötigen Kissen und Decken aus meinem, als dem nächsten Zimmer genommen. Ich war demzufolge gezwungen, mir aus meinem Pelze und einem Kautschukmantel ein Lager zu improvisieren. Es war eine böse Nacht, die ich da verbrachte; mein Bett so unbequem als möglich, nebenan die beiden Kranken in ihrer Pein heulend und brüllend und die schrecklichsten Flüche ausstoßend — ich besorge, daß ich in dieser qualvoll langen, schlaflosen Nacht die armen Leidenden einigemale verwünscht habe. Aber nicht wahr, ich habe diese Unmenschlichkeit nach Kräften an euch abgebüßt, arme Bursche! Ich habe euch Wasser gebracht, wenn ihr im Fieberdurst euch vergebens danach heiser schriet, ich habe die bösen isländischen Stechfliegen von euch abgewehrt, wenn euch die gewissenlose

Wärterin in eurer Schwäche allein ließ, ich habe meine mitgebrachten Konserven und meinen „limejuice" mit euch geteilt, als es zur Besserung ging, und es war mir ein Trost und eine Genugthuung, daß ihr fünf Wochen nach diesem Unglückstage, zwar noch schwach und einarmig, aber doch fast gänzlich hergestellt, mit mir zugleich auf der „Diana" das unwirtliche Eiland verlassen konntet.

Nach Thingvellir.

Der nächste Morgen nach den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen fand Reykjavik in ungewöhnlicher Bewegung. Um elf Uhr vormittags verließ ein lange Karawane von etwa 50 Pferden die Stadt; an ihrer Spitze ritt ein isländischer Führer, dem wohl in Anerkennung seiner Verdienste um die gründliche Exploitierung reisender Engländer tags vorher das Danebrogskreuz verliehen worden war, das er nun mit übernatürlichem Stolze, aber etwas unpassend, auf seinem gelben Regenmantel trug. Ihm folgten der König und seine Begleiter, in einer kleinen Distanz schlossen sich Diener und Treiber an, und etwa zwanzig Packpferde nebst einem Dutzend lediger Rosse, von einigen Knaben mit großem Geschrei und zeitweiligen Peitschenhieben auf der richtigen Bahn erhalten, bildeten den Rest des Zuges, der die Richtung nach den Geysirs einschlug.

Der Aufbruch des Königs war auch für viele Reykjaviker das Signal, sich reisefertig zu machen, um an der allgemeinen Volksversammlung in der Thingvellir- (lies Thingwetlir-) Ebene teilzunehmen. Diese Volksversammlung sollte zwar erst am 7. August stattfinden, allein die meisten Be-

wohner Reykjaviks zogen es vor, sich um einige Tage früher nach deren Schauplatz zu begeben. Ich faßte denselben Entschluß, um ganz sicher zu sein, daß ich überhaupt hingelangen könne. Denn Pferde waren rar, und da man munkelte, daß aus Schottland in den nächsten Tagen ein Extradampfer mit Vergnügungsreisenden eintreffen werde, so fürchtete ich, in diesem Falle überhaupt kein Pferd zu bekommen, da vorauszusehen war, daß die anlangenden Ausflügler alle vorhandenen Rosse eventuell zu wahnsinnigen Preisen für sich in Beschlag nehmen würden.

Ich ging also gegen Mittag zu Zoega, dem biedern Manne, der uns speiste, wenn uns hungerte, und uns Pferde lieh, wenn es uns nach Ausflügen verlangte, und entwickelte ihm meinen Reiseplan. Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, was, wie mir leider nur zu wohl bekannt war, eine ziffermäßige Bedeutung hatte. Ich beeilte mich demzufolge, einen Teil seiner schweren Sorgen zu verscheuchen, indem ich ihm gleich von vornherein das doppelte des bisher bezahlten Mietpreises für ein Pferd bot. Einige der tiefsten Falten verschwanden darauf von seiner Stirne, aber es blieben deren noch immer genug zurück, um mir deutlich zu zeigen, daß ich die Beutelschnüre noch etwas weiter auseinanderziehen müsse. „Ich will sehen, was sich thun läßt,“ sagte er, „ich glaube, ich kann Ihnen um 5 Rigsdaler ein Pferd verschaffen, aber dann müssen wir noch für den Sattel sorgen.“

Das war mir neu und ich erlaubte mir die übereilte Bemerkung zu machen, daß ein Sattel mir zu einem Reitpferde zu gehören scheine, worauf er prompt und nicht ohne eine gewisse Berechtigung erwiderte, daß seiner Ansicht nach zu einem Reitpferde natürlicherweise bloß die Beine und der Leib gehören, während der Sattel durchaus selbständig behandelt und von einem ganz gesonderten Gesichtspunkte aus

betrachtet werden müsse. Um mir dies auch ziffermäßig zu beweisen, fügte er unverweilt hinzu, daß ich für den Sattel 2 Thaler zu bezahlen habe, ja er ging in seiner konsequenten Individualisierung jedes einzelnen Bestandteils des Geschirrs so weit, daß er mir auch für den Zügel einen besondern Thaler abnahm. So weit waren wir nun handeleins, und der Biedermann bestimmte, daß wir um zwei Uhr zusammen aufbrechen sollten.

Zur festgesetzten Stunde sah ich auch wirklich ein höchst uneinladend aussehendes Tier an Zoegas Zaun gebunden, allein darauf beschränkten sich fürs erste die Reisevorbereitungen. Zwei Stunden später hatte das Pferd schon statt eines Halfters einen Stahlzaum im Maul und einen Zügel über den Hals geworfen, und es gewährte mir eine ungewöhnliche Befriedigung, als ich nach weiteren drei Stunden auch einen Sattel auf seinem Rücken bemerkte.

Ich will die Geduld des Lesers nicht so erschöpfen, wie es die meinige durch die lange Erwartung ward, und erwähne nur, daß es zehn Uhr nachts wurde, ohne daß Meister Zoega die geringste Anstalt zur Abreise machte. Das wurde mir endlich zu bunt; ich schwang mich in den Sattel und erklärte, allein zu reiten, wenn er nicht mitkommen wolle. Das machte einigen Eindruck auf ihn und er erwiderte, ich solle nur aufbrechen, er werde mir nach wenigen Minuten folgen. Den Weg könne ich anfangs nicht verfehlen, und wegen des Einholens müsse ich mir keine Sorge machen, fügte er mit einer etwas satirisch angehauchten Überzeugtheit hinzu, die ich zu teilen nicht umhin konnte, wenn ich meinen trübseligen Grauschimmel mit seinem muntern Braunen verglich.

Einige Stöße mit den Fersen, ein kräftiger Hieb mit der Peitsche und Schimmelchen trottete zur Stadt hinaus. Als die Häuser hinter uns waren und wir die offene Straße

erreicht hatten, mäßigte das sympathische Tier sein gleich von Anfang her nichts weniger als übereiltes Tempo und fiel in einen nachdenklichen Schritt, aus dem ich es vergebens wachzurütteln suchte. Ja als wir den ersten der zum Trocknen aufgeschichteten Torfhaufen erreichten, welche hier die Straße einsäumten, blieb Schimmelchen vollends stehen und war durch kein Mittel zum Weitergehen zu bewegen. Ich trommelte ihm auf den Rippen herum, bis ich selber müde wurde; die einzige Wirkung war ein unvollkommener Versuch, nach hinten auszuschlagen; ich bediente mich der schweren isländischen Pferdepeitsche mit einer Schonungslosigkeit, deren ich mich einem Pferde gegenüber gar nicht fähig gehalten hätte, Schimmelchen stieß aber nur ein schmerzliches Wiehern aus und begann eine rätselhafte Kreisbewegung um den Torfhaufen, die meinen Reisezwecken nicht im geringsten zu gute kam. Ich war mit meiner Reiterweisheit zu Ende, und da ich kein anderes Mittel vor mir sah, von dem fatalen Torfhaufen, der auf den Schimmel eine solche zauberhafte Anziehungskraft ausübte, wegzukommen, so saß ich ab, schleppte das sich sträubende Tier am Zügel unter fortwährenden Peitschenhieben etwa zwanzig Schritte weit und saß dann wieder auf. Dieser Vorgang schien eine felsenfeste Überzeugung im Geiste des Schimmels erschüttert zu haben; von da an war er willenlos und wandte zwar jedem einzelnen Torfhaufen, an dem wir vorüberkamen, den Kopf zu, blieb aber nicht mehr stehen; auch sein Tempo, wiewohl unabänderlich zum trägsten Schritt verlangsamt, wenn ich nicht unausgesetzt spornte und hieb, konnte ich durch eifrige Unterstützung seiner guten Absichten auf der Höhe eines mittelmäßigen Trabes erhalten, und einigemale brachte ich sogar schüchterne Ansätze zum Galopp zuwege, die mir bewiesen, daß in dem Tiere ungeahnte Talente der Entwickelung harrten; allein ich forcierte die Sache nicht, weil es immer

nach den ersten drei oder vier steifbeinigen Sprüngen gefährlich stolperte.

Während dieser Kämpfe mit dem Schimmel war etwa eine Stunde verflossen und Reykjavik lag schon ziemlich weit hinter mir. Bisher hatte ich eine prächtige Straße verfolgt, eine wirkliche Chaussee, das schon früher erwähnte einzige Specimen dieser Art in Island, welches eigens für den Königsbesuch gebaut worden war; nun war ich, nachdem ich einen Fluß gekreuzt hatte, auf einen richtigen isländischen Weg herausgekommen, das heißt auf einen elenden, bald tief in den schlammigen Rasen getretenen, bald ohne jedes sichtbare Zeichen über nackte Lava hinführenden einspurigen Gemsenpfad, von dem eine europäische Anschauung nie vermuten würde, daß er mit Pferden zu passieren sei. Auf dem westlichen Horizonte begann das Abendrot immer mehr und mehr zu verblassen und die Spitzen der Berge hüllten sich in Nachtdunkel und Gewölke. Als ich in Island angekommen war, hatte es keine Nacht gegeben und ich war, wie der freundliche Leser sich erinnert, im stande gewesen, um Mitternacht in meinem Bette liegend ein Buch mit feinem Druck zu lesen, ohne daß mein Zimmer künstlich beleuchtet gewesen wäre. Jetzt, vierzehn Tage später, war die Nacht schon beinahe zwei Stunden lang. Der Mond, der eben aufging, befand sich eben im letzten Viertel und sein spärliches Licht war noch überdies von dicken Dünsten verschleiert. Die wilde Landschaft rings um mich begann ihre leichenhaft starren, scharfgezogenen Umrisse zu verlieren, die Ferne verschwamm in Ahnung und Unbestimmtheit, und das von Minute zu Minute dichter werdende Dunkel zog meinen Gesichtskreis immer enger zusammen. Es stieg eins jener lautlosen, unheimlichen Gewitter herauf, wie sie in Island so häufig sind. Kein Blitz, kein Donner, keine der großartigen Erscheinungen, die auf den Menschengeist einen so überwältigenden

Eindruck üben und bei uns die Gewitter zu einem schrecklich-schönen Naturschauspiel machen. Die einzigen Laute, die hier ein Gewitter begleiten, sind das Klatschen des niederstürzenden Regens und das heisere Heulen des Sturmes. Bald schlugen mir die ersten Regentropfen ins Gesicht, und es währte nicht lange, so befand ich mich mitten in einem förmlichen Wolkenbruche. Die Wassergüsse durchnäßten mich bis auf die Haut, und dazu blies ein eiskalter Nordwind, dessen Heftigkeit mich fast aus dem Sattel warf. Zähneklappernd und nahezu erstarrt ritt ich meinen einsamen Pfad entlang, den zu entdecken und zu behalten ich dem schärferen Auge des Pferdes überlassen mußte. Zur Linken brauste in einem tiefen Bette ein wilder Gießbach, der jeden Augenblick einen kleinen Wasserfall bildete, zur Rechten dehnte sich ein weites, grausiges Lavafeld aus, das unter den Hufschlägen meines Rosses wie Glasscherben klirrte und krachte. Manchmal flog vor den Füßen des Tieres schwerfälligen Flügelschlags ein großer Rabe auf und folgte uns eine Weile mit heiserem Krächzen, und ab und zu drang der gezogene, schrille Ruf eines Regenpfeifers aus der Ferne zu mir herüber. Eine Augustnacht! Die Freunde daheim wälzten sich jetzt vielleicht schlaflos vor Hitze und Schwüle auf ihrem Lager, oder wenn sie gleich mir im Freien waren, so bebte über ihrem Haupte mit leisem, geheimnisvollem Flüstern das Laub der Bäume im erquickenden Nachtwinde, Blumen dufteten und Nachtigallen sangen in den Büschen! Während ich unter solchen Gedanken dahinritt, fiel mir ein, daß ich eigentlich von Zoega schon längst hätte eingeholt sein sollen. Ich legte zuerst der Sache keine große Wichtigkeit bei, weil ich erstens, durch Zoegas Sarkasmus ein wenig in meiner Empfindlichkeit verletzt, mit möglichster Schnelligkeit geritten war, und dann weil ich wußte, daß man es nicht buchstäblich nehmen müsse, wenn ein Isländer

verspricht, irgend etwas „gleich“ zu thun. Aber als es allgemach Mitternacht wurde und ich noch immer einsam blieb, da erinnerte ich mich, daß fast unmittelbar vor mir ein Zug von Pferden, die mit schweren Brettern und Balken beladen waren, von Reykjavik nach Thingvellir aufgebrochen war, den ich, da er naturgemäß nur langsam vorwärtskommen konnte, jedenfalls schon hätte eingeholt haben müssen. Auch war der Weg zu elend — ich wußte, daß man die Straße nach Thingvellir in einen leidlich gangbaren Zustand versetzt hatte, kurz, ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich mich verirrt hatte.

Was war zu beginnen? In finsterer Nacht, in Island, wo sich verirren an vielen Stellen, selbst in verhältnismäßiger Nähe von Reykjavik, zu Grunde gehen heißt! So viel war sicher, daß ich mich noch immer auf einer Art Pfad befand, und ich beschloß, diesen zu verfolgen. Ein- oder zweimal verlor ich die kaum sichtbare Spur, merkte das jedoch stets sofort an der Unsicherheit und Ängstlichkeit des Pferdes, und fand den Steg glücklich wieder. Nach einer, ich gestehe es, recht unbehaglichen halben Stunde erhob sich plötzlich eine niedrige Mauer aus rohen Lavablöcken vor mir. Nun war ich geborgen. Es war der Wall, der die Hauswiese (Tuna) einhegt, welche sich in der Nähe eines jeden Bauerngehöftes befindet. Noch fünf Minuten und ich stand vor der Thür eines dieser elenden „Baer“, in welchen der Isländer sein Leben verdämmert. Zwei Hunde sprangen mir mit leisem Winseln entgegen. Die armen Tiere, durchnäßt und fröstelnd wie ich selbst, vermuteten nicht unrichtig, daß mein Erscheinen durch eine Verkettung von Umständen, über die sie sich nicht die Köpfe zerbrachen, das Öffnen der Hausthür herbeiführen werde, und wie die Folge lehrte, benutzten sie diesen Umstand, als er wirklich eintrat, mit großer Geschicklichkeit, indem sie augenblicklich ins warme Innere der Hütte stürzten

und trotz des Geschreis und Fluchens des Isländers nicht mehr zum Vorschein kamen. Aber es hatte fast zehn Minuten gewährt, bis ich die Insassen der Hütte hatte herausklopfen können. Endlich regte sich etwas im Innern der Wohnhöhle (dieser Ausdruck scheint mir passender als selbst das bescheidene „Hütte"), die Thür ging auf und ein Mann in sehr nächtlichem Aufzuge, zusammenschauernd vor dem eiskalten Anhauche der Nachtluft, kam zum Vorschein. Ich fragte ihn um den Weg nach Thingvellir. Er musterte mich eine Weile schweigend, besichtigte auch mein Pferd aufmerksam und fragte dann: Hvad heita Þjer? (Wie heißen Sie?) Ich befriedigte seine Neugierde. Seine nächste Frage war nach dem Namen meines Vaters; ich gab auch diesen an; nun wünschte er zu wissen, wie meine Mutter heiße; allein da begann ich schon dieses Interesse für meine Angehörigen, das mir unter anderen Umständen sehr schmeichelhaft geschienen hätte, höchst unzeitgemäß zu finden und ich fragte kurz, ob er mir den Weg zeigen wolle oder nicht. Er erwiderte mit der Gegenfrage, ob ich nicht im Bae bis zum Morgen bleiben und dann den Weg fortsetzen wolle. Aus verschiedenen Gründen lehnte ich dankbar ab, und nun tauchte er ins Dunkel der Hütte, um nach wenigen Minuten mit einem jungen Burschen zum Vorschein zu kommen, den er mir als Führer überantwortete. Ich wechselte, wie dies überall in Island üblich, Handschlag und Kuß mit dem freundlichen Manne und wandte den Kopf meines Pferdes nach dem Führer, der flinkfüßig vor mir herlief. Wir kamen nach viertelstündigem Marsche auf eine sumpfige Wiese, wo die Pferde des Bauers weideten. Der Bursche löste die Fußfesseln eines der Tiere, schwang sich auf dessen Rücken und ritt nun schweigend vor mir her. Es war ein schauerlicher Weg durch zitternde Moräste, wo zwischen den Grashalmen ein abstoßend gelblichweiß gleißender Wasserspiegel hervorflinkerte, durch reißende

Ströme, die die Hufe der Pferde fast vom Boden hoben, über steile Abhänge, durch tiefe Klüfte und lockere Geröllfelder, bis wir endlich, nach anderthalbstündigem Ritte, auf die „gute“ Straße nach Thingvellir gelangt waren. Ich gab dem Führer einen halben Thaler, er reichte mir stumm die Hand, und im nächsten Augenblicke war er zwischen den Bergwänden verschwunden.

Es war nun halb drei Uhr morgens und die Sonne schon längst wieder über den Horizont heraufgekommen. Ohne weitere Abenteuer verfolgte ich stundenlang meinen einsamen Weg, bald von der steigenden Sonne angenehm getrocknet und durchwärmt, aber müde, schläfrig, hungrig und durstig. Ich mochte nicht mehr nach der Uhr sehen, um nicht durch das langsame Vorrücken der Zeiger noch ungeduldiger zu werden, und bei der einförmigen Bewegung des ruhig trabenden Rosses versank ich zuletzt in eine Art leichter Betäubung, als plötzlich der Weg eine scharfe Wendung machte und vor mir das grausige Wunder der Allmannagjá sich aufthat.

Ich riß die Zügel heftig zurück und starrte, alle Schläfrigkeit vergessend, minutenlang in die unvergleichliche Scenerie hinab. Die Allmannagjá ist eine geradlinige Spalte in der Erde, die sich fast eine deutsche Meile lang hinzieht. Ihre Wände, senkrecht, schwarz, quaderig, wie ungeheure Festungsmauern, steigen 150 bis 200 Fuß empor und sind zwischen 60 und 80 Fuß auseinandergerückt. Die oberen Ränder sind zu den abenteuerlichsten Formen ausgezackt; man sieht Zinnen, Warttürme, Hausdächer, antik geformte Schiffe auf spitzer Klippe hängend und fabelhafte Tiergestalten in wilden Knäueln. Der Weg senkt sich über einen künstlich aufgeschütteten Abhang ganz auf den Boden des Abgrunds hinab. Da ritt ich denn eine Weile in der wilden Schlucht hin; zur Seite erhoben sich die schwindelig hohen Lavamauern,

wie von höllischem Feuer angesengt und verrußt, von tiefen Sprüngen hin und her durchrissen, von schwarzgähnenden Eingängen zu Höhlen durchbrochen, die sich wie Drachenlöcher der Märchen in unzugänglicher Höhe in die senkrechte Wand hineinbohren; durch die Schlucht wälzt sich ein dunkles Gewässer und den Abgrund erfüllt das Brausen dieses Stromes und der Donner schäumender Riesenwasserfälle, die über den Rand der Mauer von der Ebene draußen in den vulkanischen Riß hereinbrechen und in gräßlichem Sturze 200 Fuß tief niedertaumeln. Auge und Ohr sind von diesem wilden Anblick, diesen unheimlichen Geräuschen aufs stärkste impressioniert, und man glaubt sich in der tiefsten Tiefe der Miltonschen Hölle zu befinden.

Bald machte aber der Weg eine neue Wendung und durch eine Art Pforte trat ich aus der gigantischen Lavafeste in einen weiten, flachen Thalkessel heraus. Ich befand mich am Ziel meiner Reise, in der Thingvellir-Ebene. Noch einige Minuten und ich sah mich vor einem Hause, umgeben von einigen Reykjavikerinnen, die mich mit Fragen überhäuften.

„Wann haben Sie die Stadt verlassen?“ Um zehn Uhr nachts. (Es war jetzt neun Uhr vormittags.) „Haben Sie den ganzen Weg entlang *dieses* Pferd geritten?“ Jawohl. Und dabei kostete mich eine Verirrung vom Wege reichlich vier Stunden. „Da müssen Sie ja aber im Trabe gekommen sein?“ Gewiß, einigemal sogar im Galopp. „Unmöglich!“ Ich zuckte die Achsel. „Dieses Pferd ist nämlich 32 Jahre alt, war immer zum Einbringen des Torfs verwendet worden und ist, so alt es ist, nie anders als Schritt gegangen!“

Nun war plötzlich alles Geheimnisvolle im Benehmen des unglücklichen Grauschimmels aufgehellt; aber ich hatte

nicht Zeit, mich über Zoegas Perfidie zu ärgern, denn die Müdigkeit überwältigte mich, ich kroch unter ein nahebei stehendes Zelt, ohne zu fragen, wem es gehöre, warf mich auf die feuchte Erde hin und war eine Minute später in tiefen Schlaf versunken.

Das Lager zu Thingvellir.

Ich rieb mir wiederholt die Augen und starrte lange verwundert umher, als ich nach mehrstündigem Schlafe spät nachmittags am 4. August in Thingvellir erwachte. Ich erinnerte mich des Märchens von Andersen, worin ein Kobold einem „Lobpreiser der verflossenen Zeitalter" den boshaften Gefallen erweist, ihn um etliche Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückzuversetzen, und ich glaubte fast, daß irgend ein Zauberer mir während des Schlafes denselben Spuk angegaukelt habe. Es war mir ganz vorgeschichtlich zu Mute. Ich vergaß das Datum 1874 nach Christi Geburt; ich löschte die Erinnerung an Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen aus dem Gedächtnisse und glaubte mich irgendwo in einem Germanengau etwa um die Regierungszeit des Kaisers Augustus zu befinden. Die Landschaft unheimlich und wüst im höchsten Grade; das Erdreich eine unbebaute Wildnis, von einer Pflugschar nie geritzt; Städte, Häuser, Straßen unbekannt; die Menschen leben einsam in Einöden, ohne Verkehr miteinander, nur einmal im Jahr oder in Jahren unter freiem Himmel sich versammelnd, um über Angelegenheiten des ganzen Stammes Rates zu pflegen und

Beschlüsse zu fassen; eine regelmäßige Verbindung mit der Fremde besteht nicht; bloß ab und zu verirren sich unbestimmte Nachrichten aus entlegenen, in der Kultur vorgerückten Gegenden an die Herdstätte der freien Männer, durch die Ferne und mannigfache Umwege verdunkelt und fast sagenhaft überhaucht. Das ungefähr ist die Beleuchtung, in der das Bild, das ich vor Augen hatte, sich mir darstellte, und das ist in Wirklichkeit der Kulturzustand des Innern Islands, das eine wunderbare lebende Illustration zu Gustav Freytags „Ingo und Ingraban“ bildet. In Island hat sich das germanische Leben des Altertums bis auf den heutigen Tag erhalten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Männer nicht mehr Krieger sind und daß sie Thor unter dem Namen Christus verehren. Wie es uns berühren würde, wenn wir auf einer Reise in einem unbekannten Weltteil plötzlich eine Landschaft aus der Kohlenzeit, bevölkert von der Fauna jener geologischen Periode, vor uns sähen, so berührt es uns, wenn wir in Island alle Lebensbedingungen und Erscheinungen einer uralten Kulturepoche unberührt vom Fortschritt und vollständig unverändert wiederfinden.

Die Gegend von Thingvellir ist eine wellenförmige Ebene von ziemlicher Ausdehnung; im Süden begrenzt sie die Allmannagjá und im Norden, etwa eine halbe deutsche Meile von derselben entfernt, die mit ihr parallellaufende und fast ebenso wie sie gebildete Hrafnagjá; im Westen erheben sich steile, schneebedeckte Berge und im Osten breitet sich der große Thingvallavatn-See aus, genährt von einem ganz kurzen, aber breiten und mannigfach geschlängelten Flusse, in den die Wasserfälle der Allmannagjá zusammenströmen. Das Land, schollig, zerwühlt, wie mit Maulwurfshaufen und verwitterten Grabhügeln übersäet, ist mit kurzem, rauhem Grase bedeckt; die Wände der „Gjás“, innen senkrecht, kahl und verbrannt, sind außen sanft abgedacht und mit einem Teppich

zartgefärbter Blümchen bekleidet; Fluß und See wimmeln von Lachsen und Forellen in solchem Maße, daß man beide Fische mit großen Netzen fängt, und in der Luft schaukeln sich schwerfällig mächtige Raben, denen sich manchmal Falken und wilde Schwäne zugesellen. Kein Baum, kein Strauch, so weit das Auge blickt. Das Pflanzenreich beginnt mit der bunten Flechte und endet mit der Alpenblume. Die dauernde Anwesenheit von Menschen bezeugen nur eine kleine, hölzerne schwarzgeteerte Kirche und ein „Bae“, beide an einem niedrigen Hügel unfern des Seeufers gelegen. Im Bae wohnt der Geistliche, zu dessen Sprengel die anstoßende Kirche gehört und der sich weder im Aussehen noch in der Bildung von seiner wenig zahlreichen und meilenweit über das Land umher verstreuten Herde unterscheidet. Vor der Kirche liegt ein kleiner, niedrig umwallter Friedhof mit wenigen Gräbern, noch weniger hölzernen zermorschten Erinnerungstafeln und kaum einem oder zwei steinernen Grabdenkmälern von rohester Form. Es mag hier in gewöhnlichen Zeitläuften eine trostlose Einsamkeit und Weltverlorenheit herrschen, allein nicht so jetzt. Am Fuße der Allmannagjá war fremdartiges, ungewöhnliches Leben wahrzunehmen. Da stand eine lange niedrige Hütte, der Rahmen aus Holz gezimmert, Wände und Dach aus Segeltuch; das Innere, durch einen Leinwandvorhang in zwei Räume geschieden, enthielt aus ungehobelten Brettern plump zusammengenagelte Tische und Bänke; das sah recht armselig aus und war doch ein großer Luxus, denn jeder Span und jeder Nagel der Hütte hatte zu Pferde aus Reykjavik hergeschafft werden müssen; näher und ferner waren Zelte in regellosem Haufen aufgeschlagen; man bemühte sich nicht, eine Reihe einzuhalten und eine Gasse zu bilden, sondern jeder errichtete sich sein schlichtes Obdach, wo es ihm gefiel.

Manche der Zelte bestanden bloß aus einem leinenen

Lappen, der über eine niedrige Stange gehängt war; man konnte gerade nur darunterkriechen und sich zusammengekrümmt auf den Boden legen; andere waren geräumiger, mit Thür und Luftlöchern versehen und sogar mit einer Fahne über der Spitze sich brüstend. Auf einer dieser Flaggen war ein weißer Falke in blauem Felde sichtbar, das alte Wahrzeichen Islands; auf eine andere war ein Thorshammer gemalt mit den Worten: „Austurmanna tjalt" (Zelt der Ostlandmänner), eine dritte trug die Inschrift: „Studentafèlagi" (Studentenversammlung). Diese letztere Fahne wehte über dem größten Zelte; im Innern desselben lagen zum Kreise geordnet wohl zwanzig Sättel umher, die den Bewohnern nachts als Kopfkissen dienten. Die Anzahl der Zelte vermehrte sich von Stunde zu Stunde und mochte zuletzt wohl sechzig betragen. Zu allen Tageszeiten und von allen Richtungen der Windrose trafen Leute ein, die zur großen Volksversammlung herbeieilten. Sie kamen auf ihren kleinen Pferden, Männer, Weiber, halberwachsene Jugend; alles in geteerte Regenmäntel gehüllt, einigen Mundvorrat vor den Sattel geschnallt, jede Gruppe der Reisenden von Packpferden und ledig beilaufenden Rossen begleitet. Die Ankömmlinge hielten, stiegen ab, schlugen rasch ein Zelt auf, nahmen den Rossen Sattel und Zeug ab, die unter Obdach gebracht wurden, ließen die Tiere frei laufen und traten dann zur Gruppe der schon Anwesenden. Da wurden laute Begrüßungen ausgetauscht und alles umarmte und küßte sich gegenseitig mit großer Inbrunst. Man sieht sich in Island nicht oft im Leben, wenn man nicht gerade in demselben „Syssel" (Kreis) wohnt, und benutzt jede der seltenen Begegnungen zu einem weitgehenden Austausche von Orts- und Familiennachrichten. Alte Beziehungen werden erneuert und neue angeknüpft. Das letztere ist übrigens kaum möglich, denn alle die 68,000 Menschen, die das nordische Eiland be-

wohnen, sind miteinander verwandt und bekannt; allerdings in einem Grade, den man bei uns weitläufig nennen würde. Nimm an, lieber Leser, deine Urgroßmutter väterlicher Linie wäre eine Nichte der Ur-Urgroßmutter von Steingrimur gewesen; würdest du dich für einen Verwandten des wackern Steingrimur halten? Schwerlich. Allein anders in Island. Eine Verwandtschaft wie die angegebene gilt noch für eine sehr nahe. Da wird keine Berührung, kein Ereignis, kein Name vergessen; der Geist dieser Leute, der fast nie durch Neues, Fremdes und Bedeutendes bewegt wird, findet seine einzige Beschäftigung in einer unablässigen Wiederholung und Überbrütung des Vergangenen, Wichtiges und Unwichtiges mit gleicher wahlloser Zähigkeit festhaltend. Thorstein erinnert sich mit Rührung, daß sein Großvater einst auf einer Reise im Hause von Halfdans Großvater übernachtet habe, und er dankt dem anwesenden Halfdan mit überströmender Rührung für diesen verjährten Liebesdienst; Jochum küßt Thorwald leidenschaftlich und erklärt, es freue ihn unendlich, denselben nach langer Zeit wieder einmal zu sehen. Wohlgemerkt: das letzte und zugleich erste Mal sah er ihn, als Thorwald in der Kirche zu Reykjavik getauft wurde und er, Jochum, der gerade in der Stadt war, um Salzfische zu verkaufen, aus Langweile in die Kirche trat und den religiösen Akt mit ansah. Solcherart sind die Beziehungen und Bekanntschaften in Island. Sie erhalten sich durch Jahrhunderte, ohne einer Auffrischung zu bedürfen, und das ist gut, denn aufgefrischt können sie nicht leicht werden. Wohl reitet der Postmann sechsmal im Jahre von Reykjavik ins Land hinein, allein er berührt nur die „Kaufplätze" im Innern und an den Küsten. Die einsamen Baer, die nicht in seinem Wege liegen, sucht er nicht auf, und ihre Bewohner können darum Briefe weder senden noch empfangen, wenn nicht manchmal ein seltener Reisender bei ihnen einkehrt und ihnen

durch Verrichtung von Botendiensten für die spärliche Bewirtung dankt. Auch gereist wird nicht viel, denn Reisen ist beschwerlich und kostspielig; manche der Männer, die zur Volksversammlung aus dem Nord- und Ostamte*) gekommen sind, waren fünfzehn und zwanzig Tage unterwegs; sie haben für jede Person drei oder vier Pferde und Lebensmittel für Wochen mitnehmen müssen, sie haben manche Nacht unter freiem Himmel verbracht und manche Fährnis im Kreuzen von Strömen und Durchbrechen von Berg- und Sandwüsten überstanden. Weitere Reisen zu unternehmen, ist darum nur jungen, kräftigen und wohlhabenden Leuten möglich, und unter hundert Isländern haben neunundneunzig nie ihr Syssel verlassen. Daher kam es auch, daß an der „großen Volksversammlung“ alles in allem höchstens acht- bis neunhundert Personen teilnahmen, darunter reichlich die Hälfte aus dem bloß eine Tagereise (acht deutsche Meilen) entfernten Reykjavik.

Es war ein wunderliches Lagerleben, das sich zwischen der Allmanna- und Hrafnagjá einrichtete. Mit gefesselten Vorderbeinen hüpften zahllose Rosse umher und knabberten hungrig an den schlechten, spärlichen Grashalmen. Bald waren diese kahl abgefressen, und da immer mehr Pferde kamen — es mögen zuletzt ihrer dreitausend beisammen gewesen sein —, mußten sie über die Berge hinaus weit in die umliegenden Lande getrieben werden, um ein grünes Fleckchen zur Weide zu finden. Am Abhange der Allmannagjá, in einer kleinen natürlichen Höhle, war ein Herd errichtet; da loderte, mit dürrem Buschwerk, Gras und Torf genährt, ein dickschmauchendes Feuer, an welchem Töpfe und Kessel standen; wo der Wasserfall niederbrauste, da standen Mäd-

*) Die Insel ist nämlich in vier „Ämter“ geteilt, die nach den vier Weltgegenden benannt sind.

chen am schäumenden, sprudelnden Felsenkessel und wuschen im bewegten Gewässer frischgefangene und getötete Fische und Fleischstücke, die dann nach der cyklopischen Küche höher oben wanderten. Freund Zoega hatte mit einem andern Ehrenmanne ein Wirtshaus eingerichtet, und in der schon beschriebenen großen Hütte hier unten konnte man Getränke und Speisen aller Art, wenn auch zu unchristlichen Preisen, bekommen.

Die Hütte war eine schöne Vereinigung des Angenehmen mit dem Nützlichen. In der einen Abteilung derselben saßen fröhliche Zecher beim Gläschen Wein oder beim Humpen voll Branntwein (da Wein teuer ist, so wird er in geringeren Quantitäten getrunken), und in der zweiten tagte eine Art Vorparlament oder Notablenversammlung. Das Millenniumsfest bedeutete nämlich nicht bloß die Erinnerung an die tausend Jahre vorher stattgehabte Besiedelung der Insel, sondern auch eine neue Epoche in ihrem politischen Leben; am 2. August war eine neue Verfassung ins Leben getreten, die nun von der Volksversammlung nachträglich feierlich angenommen werden sollte, und die Männer aus den verschiedenen Gegenden der Insel berieten sich über eine Adresse, die man bei dieser Gelegenheit an den König richten wollte. Die neue Verfassung war bestimmt, zwischen Island und Dänemark ein leidlicheres Verhältnis herbeizuführen. Man muß nämlich wissen, daß die Isländer die Dänen gründlich hassen. Sie werfen den letzteren vor, daß sie die Insel ausbeuten, ihre Bewohner bedrücken und es verschuldet haben, daß diese in der Kultur so schmählich zurückgeblieben sind. Thatsache ist, daß Dänemark Island jahrhundertelang in vollständiger Unmündigkeit erhalten hat. Im fünfzehnten Jahrhundert bestanden lebhafte Handelsbeziehungen zwischen der Insel und Schottland, und die Isländer lebten allgemein in hohem Wohlstande; dann riß Dänemark den gesamten Handel

an sich, machte aus demselben ein Staatsmonopol, verbot fremden Schiffen, in isländischen Häfen anzulegen, und stellte alljährlich amtlich den Preis aller Bedarfsgegenstände fest, welche die Isländer nur in den dänischen Regierungsläden kaufen konnten. Unter diesem wirtschaftlichen Regime ging Island bedeutend zurück, alle Selbständigkeit, alle Unternehmungslust schwand den Isländern, und diese gelangten allmählich auf ihre heutige tiefe Stufe der Armut und geistigen Unbeholfenheit. Außerdem werfen die Isländer Dänemark vor, daß es sie um überaus viel Geld und Gut direkt verkürzt habe; als nämlich im sechzehnten Jahrhundert auf der Insel die Reformation eingeführt wurde, zog die Regierung das ganze Kirchenvermögen an sich und hat es bis heute nicht herausgegeben. Die Isländer, die in diesem Punkte ihrer Phantasie allzusehr die Zügel schießen lassen, bewerten das konfiszierte Vermögen, das bloß in Weidegründen und Baer bestand, auf Millionen. Thatsache ist, daß man dafür, wollte man es heute verkaufen, nicht 100,000 Kronen bekäme. Ferner vergessen die Isländer, daß sie niemals Steuern gezahlt haben und auch heute frei von jeder Abgabe leben; daß auf Island keine Zölle bestehen; daß die Bevölkerung weder zum Kriegsdienst noch zu irgend einer andern persönlichen Leistung an den Staat verhalten wird; daß Dänemark für die Verwaltung, die öffentliche Sicherheit und den höhern Unterricht auf der Insel aus eigenen Mitteln sorgt und für die Aufrechterhaltung der regelmäßigen Verbindung mit Island ansehnliche Opfer bringt. Die Ehre, die Isländer zu Mitbürgern zu haben, kostet die Dänen jährlich einige hunderttausend Kronen, und wenn sie dieses Opfer nicht bringen wollten, so würde Island keine Schule, keine Post, keine Regierung haben und in den Zustand samojedischer Unkultur zurücksinken. Dafür aber hat der Isländer weder Anerkennung noch Verständnis. Er wirft den Dänen nur immer die

frühere „Ausbeutung" vor und opponiert grundsätzlich jeder Regierungsmaßregel.

Die neue Verfassung, die der ewigen Unzufriedenheit der Isländer ein Ende machen sollte (was sie jedoch, wie die Erfahrung seither gelehrt hat, nicht zu thun vermochte), gab der Insel die vollkommene politische Selbständigkeit, ein eigenes Parlament von zwei Kammern, deren eine vom Volke frei gewählt, die andere aber zur Hälfte von der Deputiertenkammer gewählt und zur Hälfte vom König ernannt werden sollte, und einen verantwortlichen Minister, der den Titel eines „Staatssekretärs für Island" führt und in Kopenhagen residiert. Das Parlament, „Allthing" genannt, sollte alle zwei Jahre in Reykjavik tagen, Gesetze geben, die Wünsche der Bevölkerung ausdrücken und den Rechenschaftsbericht des verantwortlichen Ministers entgegennehmen. Man knüpfte damals in Island an die Thätigkeit des neuen politischen Apparates sehr große Hoffnungen.

Die Versammlung, welche über die Verfassung in Zoegas Hütte debattierte, war die merkwürdigste, die ich jemals gesehen. Welche Gestalten, welche Gesichter! Lange Leiber mit auffallend kurzen Beinen, gehüllt in Kleider aus selbstgewobenem, grobhaarigem Tuche und von altertümlichem Schnitte; die Füße in Bundschuhen aus rohem Leder steckend, das Haupt mit Troddelmützen oder niedrigen, breitkrämpigen Hüten bedeckt. Die Gesichter waren glattrasiert, bloß unterm Kinn wuchs eine einzige Haarkrause hervor; die Reinlichkeitsverhältnisse der Oberlippe ließen keinen Zweifel darüber, daß diese Leute der Gewohnheit des Schnupfens mit Leidenschaft huldigten, und ein Blick auf die Mundwinkel erweiterte diese Überzeugung dahin, daß viele sich das Leben noch durch den additionellen Genuß von Kautabak angenehmer machten. Die Köpfe mit dem langsträhnigen Blondhaar, den langen glatten Gesichtern und den leblosen, blauen Wasseraugen

hatten eine wunderbare Schafsähnlichkeit. Im ganzen machten diese Leute mit ihrem Aussehen und Benehmen den Eindruck von Troglodyten, die durch irgend ein Ereignis zum ersten Male aus ihren finsteren Höhlen hervorgetrieben wurden und nun mit blöden, blinzelnden Augen ins ungewohnte Tageslicht glotzten.

Da saßen sie stundenlang beisammen, Wein und Schnaps trinkend, schnupfend, Tabak kauend und debattierend; unermüdliche Redner deklamierten stundenlang über die „Herrlichkeit des isländischen Vaterlandes" und über das „Glück, ein edelgeborener Isländer zu sein" (stolzer Patriotismus muß uns achtenswert bleiben, selbst wenn er zu so kläglichen Verirrungen führt), und die geduldigen Zuhörer begleiteten die wirkungsvollen Sätze mit harmonischen Expektorationen. Mit dem vorrückenden Tage wurden die Redner feuriger, die Gesichter röter und die Expektorationen häufiger. Die Beratungen endeten erst spät am Abend, um in stark frequentierte Trinkgelage überzugehen, und es wurde reichlich Mitternacht, ehe sich das Lagervolk in die Zelte verkroch und Stille sich zur Dunkelheit gesellte.

Freilich, mir bedeutete die Nacht weder Ruhe noch Schlaf. Ich hatte mir zur Lagerstätte den nackten hölzernen Tisch in der Wirts- und Parlamentshütte erwählt. Die Erde wäre weicher gewesen, aber sie war von den anhaltenden Expektorationen, welche die Diskussionen begleiteten, so reichlich befeuchtet, daß ich die harten Bohlen unbedenklich vorzog. Andere waren indes nicht so wählerisch gewesen und hatten sich auf den schlammigen Grund hingestreckt. Da lagen sie in einem wirren Knäuel durcheinander, unauflöslich verflochten und ineinander verkrochen, um sich gegenseitig zu wärmen. Aus diesem Chaos von Leibern und Gliedern stieg ein betäubender Dunst und ein Geräusch auf, das dem einer großen Sägemühle zu vergleichen war. Das Schnarchen

wurde von einem regelmäßigen, nachdrücklichen Kratzen begleitet, das mit gleicher Kraft die ganze Nacht anhielt. Die Isländer verstehen die Kunst, die Hand auch schlafend in rigoroser Kratzthätigkeit zu erhalten, und ich zweifle nicht daran, daß diese Kunst nur durch die dringendste Notwendigkeit zu solcher Entwickelung gelangte. Mir sträubten sich die Haare bei dieser geräuschvollen, unausgesetzten Abwehr parasitischer Zudringlichkeit, und ich fragte mich schaudernd, ob die Tischplatte, die mir fast Rippen und Wirbel brach, gegen allfällige Exkursionen der abundanten Insekten genügend isoliert sei?

Mit schmerzlicher Ungeduld wachte ich den Tag heran, wartete, bis die Sonne den Nachttau aufgetrocknet hatte, und suchte mir dann im Freien eine behaglichere Ruhestelle. Ich kletterte gewöhnlich in die Allmannagjá, wo sie am wildesten ist, erlugte mir ein sonniges, windgeschütztes Plätzchen und streckte mich zu wohligem Schlummer hin. Um mich starrten die riesigen Lavamauern, Wasserfälle rauschten mir monotone Lieder ins Ohr, mein Körper ruhte auf einem üppigen, schwellenden Lager von oft zwei Fuß mächtigem Moos, ums Haupt blühten und dufteten mir würziges Heidekraut und Vergißmeinnicht, und die von den Felsenwänden reflektierten, auf mich niederrieselnden Sonnenstrahlen durchwärmten mich wonnig. So genoß ich stundenlang eines unbeschreiblich süßen Schlafes, der mich reichlich für das Ungemach der Nächte entschädigte. Und wenn ich erwachte, hatte ich oft Gelegenheit zu interessanten ethnographischen Beobachtungen. Die Isländerinnen stehen im Rufe ganz besonderer Keuschheit, der selbst ziemlich kühne Reisende abgeschreckt hat, die von Reisebeschreibung zu Reisebeschreibung gläubig überlieferte Theorie experimentell zu prüfen. Nun, ich habe in den Thingvellirtagen gelernt, an isländischer Keuschheit zu zweifeln. Auf meinem einsamen Mooslager, von Blöcken vor Späher-

augen verborgen, habe ich oft boccazische Scenen beobachten können, die von nichtsahnenden, sich völlig ungesehen glaubenden Pärchen mit durchaus südlicher Lebendigkeit durchgeführt wurden.

Bemerkenswertes Zusammentreffen! Von den Felsenzinnen der Allmannagjá pflegten die alten Isländer Ehebrecherinnen in die schauerliche Tiefe zu stürzen. Die Nachkommen der Sünderinnen und grausamen Strafer aber erfreuten sich gerade an derselben Stelle, wo einst zerschellte Menschengebeine bleichten, ungezwungener Schäferstunden mit angenehmer Folgenlosigkeit. Nichts Schöneres, nichts Erhebenderes für den philosophischen Geist, als den Fortschritt der Zeiten und den sittenmildernden Einfluß der Kultur zu beobachten!

Die Jubiläumsfeier in Thingvellir.

Es war am zweiten Tage dieses eigenartigen Lagerlebens, daß ein wunderlicher Zug sich aus dem ungeheuren Lavathore der Allmannagjá in die Ebene hinausschlängelte; er bestand durchgehends aus lebendig gewordenen Figuren des „Punch", aus englischen Reisephilistern der heitersten Sorte. Da war ein Mann, gehüllt in einen weiten Rinaldino-Mantel, einen breiten Ledergürtel um den Leib und einen Cylinder auf dem Kopfe; ein zweiter trug Kniehosen aus Sackleinwand, wollene Strümpfe und Schnallenschuhe, einen grünen Schleier am Hute und eine Flinte über die Schulter gelegt; ein dritter war mit einem Alpenstock bewaffnet und hatte einen Ranzen auf den Rücken geschnallt, und in diesem Stile waren auch die übrigen ausgerüstet; auch drei Damen befanden sich in der Gesellschaft, die sich für ihren Aufzug die Erscheinung der „Regimentstochter" zum Muster genommen zu haben schienen, was mich im Hinblick auf die sichtliche Lebensreife der unternehmenden Britinnen wieder einmal von der tiefen Wahrheit des Sprichworts „Alter schützt vor Thorheit nicht" überzeugte. Das Gerücht hatte nicht gelogen; es war ein Dampfer, der „Wyclow", aus

Glasgow in Reykjavik eingetroffen, der etwa dreißig Ausflügler mitgebracht hatte; wohl ein Dutzend von ihnen hatten auch den Gefahren eines mehrstündigen Rittes todesmutig ins Auge gesehen und den Weg nach Thingvellir nicht gescheut, wo sie von den Isländern alsbald in hellen Haufen umringt und mit gerechtem Staunen betrachtet wurden. Die Ankömmlinge ließen sich dadurch in ihren Vorbereitungen zu häuslicher Niederlassung nicht stören, und zehn Minuten später wehte die britische Flagge, mit der jeder Engländer auf Reisen versehen ist, über drei Zelten, von denen das eine in einer versteckten Falte der Allmannagjá an der Seite eines prächtigen Wasserfalls, das zweite neben der hölzernen Kirche und das dritte auf dem Kirchhofe aufgeschlagen war. Die sonderbaren Lustreisenden blieben etwa vier Tage in Island und traten dann wieder die Heimreise an, nachdem sie zuvor noch die Genugthuung hatten, dem leutseligen König Christian die Hand zu schütteln. Wenn also künftig die Gewürzkrämersgattin Mrs. Smith und die Baumwollhändlerin Mrs. Brown sich rühmen werden, zum König von Dänemark persönliche Beziehungen freundschaftlicher Natur zu unterhalten, so wird niemand berechtigt sein, boshaft zu lächeln, und ich glaube, ein solches Resultat ist mit fünfzig Pfund (so viel hat der Ausflug jedem Teilnehmer gekostet) und etwas Seekrankheit nicht zu teuer bezahlt.

Am Abend des 6. August traf der König mit seinem Gefolge auf dem Rückwege von den Geysirs in Thingvellir ein; an der Spitze der Kavalkade ritt der Gouverneur, dessen Bekanntschaft wir schon gemacht haben und der auch jetzt in seiner großartigen Uniform steckte; als er sich dem Lager näherte, glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, das Pferd courbettieren zu lassen; allein das gute Tier, auf solche Kunststücke nicht eingerichtet, mißverstand die Aufforderung seines Herrn in ewig beklagenswerter Weise und machte einen

Seitensprung, was zur unmittelbaren Folge hatte, daß der Gouverneur über den Kopf des Pferdes hinaus mit raketenartiger Fluglinie und Gewalt in den Straßenkot schoß. Der Moment war ein kritischer; einige Zuschauer vergaßen sich so weit, in ihren Zügen einen Abglanz innerer Heiterkeit durchschimmern zu lassen, allein der Gouverneur wußte selbst in dieser Erniedrigung und unter so ungünstigen Umständen seine imponierende Superiorität aufrecht zu erhalten. Nur einen Augenblick lang waren die Gleichgewichtsverhältnisse seines Leibes in Unordnung; im nächsten Augenblicke saß er schon auf der Erde wie auf einem Throne, stülpte mit gemessener Bewegung den glücklicherweise an seine Seite gefallenen Hut auf das Haupt, erwiderte mit winkender Hand und nickendem Kopfe herablassend nach allen Seiten Grüße, die ihm niemand bot, und erhob sich dann nach einem gelinden Strampeln zu der majestätischen Haltung, die diesen Würdenträger in allen Lagen des Lebens auszeichnet. Die Würde war gerettet, aber ach! die schöne blaue Uniform schwer, fast fürchte ich unheilbar beschädigt, und beim Anblick dieser gefleckten Herrlichkeit citierte ich mir melancholisch Schillers Worte: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn!“

Die Ankunft des Königs war das Zeichen zum Beginn des Volksfestes; eine kleine Prozession, aus kaum fünfzig Männern bestehend, begab sich nach dem „Lagberg“ und erwartete hier den Monarchen und sein Gefolge. Der Lagberg (Gesetzberg) ist eine einsame Klippe, die sich mitten in der Hrafnagjá erhebt. Sie ist von drei Seiten völlig unzugänglich und nur von der vierten auf einem schmalen, mäßig ansteigenden Rücken nahbar. Die Wässer der Hrafnagjá umfließen ihren Fuß und legen der Annäherung ein weiteres Hindernis in den Weg. Der Lagberg ist einer der historisch denkwürdigsten Plätze in Island. An dieser Stelle pflegten

sich zur Zeit des isländischen Freistaates die Freien der Nation zum Althing (etwa Landtag; davon Thingvellir, Landtagsthal) zu versammeln; die Thingsmänner scharten sich rund um den Fuß des Lagbergs, und auf der Höhe desselben, sicher vor feindlichem Überfall, den man in jenen wilden Zeiten und bei einem schwertgewohnten Volke stets befürchten mußte, stand der oberste Würdenträger der Volksgemeine, der Lagmann (Gesetzmann), und verkündete der Versammlung Gesetz und Recht. Hier war es, wo der erste Lagmann Islands, Ulfliot, seinen Landsleuten im Jahre 928 die Weistümer, Sprüche und Satzungen vortrug, die er in Norwegen von Thorleifr dem Weisen erlernt hatte; die Versammlung nahm sie jubelnd an und sie bildeten in Hinkunft das Gemeinrecht, das der jeweilige Lagmann alljährlich dem Althing auswendig hersagen mußte, bis es zwei Jahrhunderte später unter dem wunderlichen Namen „Grágás" (lies Graugaus, Eidergans) niedergeschrieben wurde. Vom Lagberg herab war es, daß der Lagmann Þorgeir im Frühling des Jahres 1000 das Christentum als die gesetzliche Religion Islands verkündete, allerdings mit dem Zugeständnisse an die Getreuen der alten Götter, daß sie auch künftig Kinder aussetzen, Roßfleisch essen, Thor im geheimen anbeten und, wenn sie das kalte Wasser der Taufe scheuen, sich in die heißen Quellen von Laugardal tauchen lassen können; auf dem Lagberg endlich war es, wo der letzte freie Lagmann im Jahre 1261 (nach andern 1262) den norwegischen König Hakon als Herrn der bis dahin unabhängigen Insel ausrief. Es war eine hochpoetische Idee, die neue Geschichte an die älteste zu knüpfen und das Inslebentreten des neuen Gesetzes mit den ehrwürdigen Formen zu umgeben, die von uralten Sagen und Gesängen mythisch verklärt an die Gegenwart gebracht wurden. Bei der heillosen Stumpfheit und Versumpftheit der Isländer ging aber auch diese wirkungs-

volle Idee gänzlich verloren; die Männer, die einundzwanzig Tagereisen weit zum Tausendjahrs-Feste gekommen waren, versäumten gerade diesen bei weitem wichtigsten und bedeutungsvollsten Moment desselben; sie saßen in der Wirtshütte, vertranken ihr halbes Jahreseinkommen in Sherry und Brandy und kümmerten sich nicht um die Dinge, die draußen vorgingen.

Kaum der zwanzigste Teil der in Thingvellir versammelten Männer war Zeuge der Scene in der Hrafnagjá; wer sie aber mitangesehen hat, dem wird sie ewig in der Erinnerung leben. Auf der Spitze des Lagbergs, dieses Berges Sinai des isländischen Volkes, stand eine kleine Gruppe von Männern, unter ihnen der König, der dänische Justizminister und der Obmann der Notablenversammlung, der Justizminister überreichte dem letzteren die Urkunde der neuen Verfassung und der Isländer rief mit lauter Stimme in die Tiefe hinab: „Das ist das neue Recht, das des Königs Gnade uns verleiht. Wir wollen es halten und achten und nicht davon weichen, so wahr uns Gott helfe!“ Und die vierzig oder fünfzig Männer, die unten jenseits des Wassers standen, wiederholten, die Finger zum Schwur erhoben: „Wir wollen es halten und achten und nicht davon weichen, so wahr uns Gott helfe!“ Es schien einen Augenblick, als hielten die Wasserfälle ringsum ihr Rauschen und der Wind seinen Atem an, um dem Chor der Männer zu lauschen; das Echo der Hrafnagjá erwachte aus vielhundertjährigem Schlafe und wiederholte wie bekräftigend das letzte Wort des Spruchs, und am Himmel flammte das Abendrot auf, als hätte die Natur es zum Zeugen des Eides gesendet, mit dem ein freies Volk sich freiwillig in die Befolgung eines neuen Rechtes band.

Der König schlief diese Nacht in der Kirche von Thing-

vellir, was in Island, wie wir gesehen haben, durchaus nichts Ungewöhnliches ist.

Am Morgen des 7. August versammelte sich das ganze Lager um eine Art Rednertribüne, die auf einem niedrigen Hügel errichtet worden war. Rechts und links von derselben waren große Fahnen von Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Amerika, Deutschland und Frankreich in die weiche Erde gepflanzt. Der König und sein Gefolge, dann die Kommandanten der im Hafen von Reykjavik liegenden Kriegsschiffe gruppierten sich am Fuße der Tribüne, die alsbald vom Obmann der isländischen Versammlung eingenommen wurde. Der würdige Mann begann eine Rede, die darauf hinauslief, daß der heutige Tag einer der größten in der neueren Weltgeschichte sei, und ich war unangenehm überrascht, in diesem entlegenen Eiland sogar die bekannten „Augen von Europa", diesmal natürlich auf Thingvellir gerichtet, wiederzufinden. Redner wies darauf hin, daß „alle Nationen Europas ihre ausgezeichnetsten Männer, Edelleute und Gelehrte von hohem Verdienst nach Island gesendet haben, um das Tausendjahrsfest mit ihrer Gegenwart zu schmücken". Meine Bescheidenheit sträubte sich hier ein wenig, den auf mich entfallenden Teil dieser schmeichelhaften Äußerung voll zu acceptieren. Fortfahrend ging er dann mehr ins Specielle ein: „Hier ist England" (ein zwölfstimmiges Hurrah antwortete prompt), „hier Amerika" (Mr. Cyrus Field lüftete würdevoll den Hut), „hier Deutschland" (der Redner wies deutlich auf mich; nach den gegebenen Beispielen durfte ich nicht säumen, durch eine Verbeugung den richtigen Empfang der Artigkeit zu bestätigen), „Österreich" (er wies schon wieder auf mich; in Gottes Namen eine zweite Verneigung) „und Ungarn" (der Redner hörte nicht auf, nach mir zu deuten; sehr verlegen fügte ich mich in die verantwortliche Stellung eines Vertreters dreier großer

Staaten). „Aber hier ist auch das ferne Sagenland Indien“ (aller Augen richteten sich mit ehrfurchtsvollem Staunen auf Dr. L., der mit etwas satirischer Rührung sein Haupt entblößte und das Sacktuch über die Augen führte) „und hier endlich sind unsere lieben nordischen Verwandten aus Skandinavien!“ Die Folgerungen, die der Redner aus dieser Anwesenheit „der ausgezeichnetsten Männer, Edelleute und Gelehrten aller Nationen“ zog, waren etwas minder harmlos; er erblickte in derselben nämlich eine Anerkennung der Thatsache, daß die isländische Nation allen anderen in Bildung und Kultur „mindestens“ (es ist unbezahlbar, dieses „mindestens“!) ebenbürtig sei, — eine Deutung, die wirklich beispielsweise meiner Reise nach Island sehr mit Unrecht gegeben würde.

Auf die Rede folgten Gesänge, und als auch diese geendet waren, überreichten die Abgesandten des Studentenvereins von Christiania eine Adresse an die isländische Nation. Mr. Cyrus Field tauschte mit dem Korrespondenten des „New York Herald“ einen raschen Blick aus und verschwand. Zehn Minuten später kam er wieder aus der Wirtshütte zum Vorschein. Sein Antlitz leuchtete, in der Hand schwang er triumphierend einen Bogen Papier. Er drängte sich an die Tribüne und erklärte mit Donnerstimme, daß er namens der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Adresse zu überreichen habe. Sie trage zwar nur wenige (er hätte auch etwas bestimmter sagen können „zwei“) Unterschriften, allein er könne versichern, daß die in derselben ausgesprochenen Sympathieen von vierzig Millionen geteilt werden. Die Versammlung jubelte, der König aber begann sich vom Feste zu dispensieren. Nun war an den Engländern die Reihe, Blicke auszutauschen und sich zurückzuziehen. Sie mußten die Yankees überbieten, denn die nationale Ehre war engagiert. Durch den kleinen, unschuldigen

Kniff, die Unterschriften in ungewöhnlichen Dimensionen und mit großer Liberalität in der Bemessung der Zwischenräume zwischen den einzelnen Namen auszuführen, brachten sie zwei Seiten voll Signaturen zuwege, und die Adresse, die sie dem Obmanne überreichten, war weit stattlicher als die amerikanische. Ich fühlte tief, daß ich hinter diesen Beispielen nicht zurückbleiben dürfe, und lief ebenfalls nach der Wirtshütte, allein ach! es gab keinen reinen Bogen Papiers mehr, und da ich die beabsichtigte Adresse doch nicht auf meine Visitenkarte schreiben mochte (Mr. Cyrus Field würde es gewiß unbedenklich gethan haben), so kamen Deutschland, Österreich und Ungarn um die Ehre, ihre isländische Schwester an dem großen Tage offiziell bekomplimentiert zu haben.

Mit dieser Scene von ausgesprochen internationalem Charakter war der allgemeine Teil des Tausendjahr-Festes zu Ende. Es folgte für einen etwas engeren Kreis ein solennes Frühstück in der Wirtshütte, bei welchem König Christian den Vorsitz führte. Uns „ausgezeichnetsten Männern der fremden Nationen“ wies man Plätze am Tische des Königs an, die Nebenräume der Hütte waren von den einheimischen Honoratioren eingenommen. Das Frühstück war, mit Berücksichtigung aller Umstände, gar nicht so übel zu nennen. Es gab Schinken, Ochsenzunge, Würste verschiedener Art, Lachs und Forellen natürlich im Übermaß, dazu Sherry, Bordeaux und Champagner. Toaste wurden in isländischer Sprache auf den König ausgebracht, wobei derselbe regelmäßig: „Herr König!“ angesprochen wurde, ganz so wie in den Grimmschen Märchen und lyrischen Gedichten des Mittelalters. Der König hatte den Geist, sich über diese archaistische Anrede, über den Ort und die ganze Scene köstlich zu amüsieren, und er antwortete in sichtlich guter Laune auf die isländischen Trinksprüche. Nach beendigtem

Mahle hielt er Cercle, ließ sich alle Anwesenden vorstellen, konversierte mit ihnen freundlichst und schüttelte ihnen zum Abschied kräftig die Hand. Dieses Frühstück muß dem König als ein sehr denkwürdiges in Erinnerung geblieben sein; jedenfalls ist er nie mit so vernachlässigt aussehenden Leuten bei Tische gesessen wie damals; unser aller Toilette hatte nämlich durch das mehrtägige Bivouakieren im Lager außerordentlich gelitten, und wir waren so schmutzig und verwahrlost, daß ich überzeugt bin, man würde uns in unserm damaligen Aufzuge in keinem anständigen Hotel der Welt zur Table d'hote zugelassen haben. Kurz nach dem Dejeuner, etwa um ein Uhr mittags, bestieg der König sein Roß und begab sich, von den Isländern bis in die Allmannagjá begleitet und zum Abschiede mit lautem Hurrah gegrüßt, nach Reykjavik zurück.

Mittlerweile hatte sich das äußere Ansehen des Schauplatzes dieser Vorgänge wesentlich verändert. Seit der letzten Nacht gingen mit geringen Unterbrechungen schwere Regen nieder; der Himmel war von schwarzen Wolken umhangen, dicke Nebel krochen, so niedrig wie man es bei uns nie beobachtet, an den Abhängen der Allmannagjá hin, das ganze Thingvellir war ein Morast, und auch unter dem seinsollenden Schutzdache der Zelte gab es kein trockenes Plätzchen. Die Gegend, wild, aber nicht ohne Schönheit im Sonnenlichte und unter blauem Himmel, war trostlos und erregte Selbstmordwünsche in dieser bleigrauen Beleuchtung, in dieser Nässe und Kälte. Ich hatte den begreiflichen, äußerst lebhaften Wunsch, sofort von hier wegzukommen, und Hunderte hatten ihn mit mir. Es ging an ein allgemeines Zeltabbrechen, Pferdeeinfangen, Satteln und Abschiednehmen. Das Getümmel, die Verwirrung, das Durcheinander waren unbeschreiblich; da fand einer sein Pferd nicht, da hatte ein anderer ein fremdes Pferd genommen, da fluchte ein dritter,

weil ein liebenswürdiger Wirt, dessen Gastfreund er gewesen, in seiner Abwesenheit das Zelt zerlegt und seine Sachen rücksichtslos in Kot und Regen gelassen hatte, alles rannte und galoppierte rufend und schreiend hin und her, das Lager gewährte einen Anblick wie bei einer Panik, hervorgerufen durch den plötzlichen Überfall eines blutdürstigen Feindes.

Ich suchte Zoega auf und verlangte mein Pferd von ihm. Er zuckte die Achsel und sagte, es sei nicht da und er könne es jetzt nicht suchen. Wütend gemacht durch seinen philosophischen Gleichmut, wiederholte ich mein Verlangen in einer Form, die einigen Eindruck auf ihn zu machen schien, denn er erwiderte mit ungewohnter Raschheit, das Pferd sei jenseits der Berge auf einem entfernten Weideplatze und er wolle sofort einen berittenen Mann darum aussenden; in einer Stunde könne ich es haben. Nun wiederholte sich Zug für Zug dieselbe Geschichte wie bei der Abreise von Reykjavik. Ich kam um zwei, um drei, um vier Uhr, um nach dem Pferde zu fragen, erhielt aber jedesmal die Auskunft: „Noch nicht“, „gleich“, „bald“. Es wurde allgemach spät und später, und ich konnte mich der Überzeugung nicht verschließen, daß ich mein Pferd wahrscheinlich gar nicht vor dem nächsten Tage bekommen werde. Noch eine Nacht hier außen zubringen? Nimmer. Die Isländer waren, so weit sie nicht aufbrachen, sehr gerührt und begeistert von den Reden und Gesängen und tranken und expektorierten sich eifriger als je; an Schlaf war voraussichtlich nicht zu denken; ebenso wenig an die gewohnte entschädigende Tagesruhe in der Allmannagjá, denn das dichte Moos war vom Regen vollgesogen wie ein Badeschwamm. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden —

Und ich faßte ihn. In der Nähe der Wirtshütte stand ein schöner Brauner, fertig gesattelt und gezäumt. Ohne ein

Wort zu sprechen, bestieg ich ihn und war im nächsten Moment auf dem Wege. Ich hörte Stimmen heftig hinter mir her rufen, ich aber wandte mich nicht um, sondern schlug und spornte das Pferd wie verrückt und befand mich bald genug in Sicherheit vor etwaigen Remonstrationen des Eigentümers.

Ich gönnte auf dem ganzen Wege dem braven Roß keinen Moment des Nachlassens, und um elf Uhr abends hatte ich die Freude, in die dunklen Straßen von Reykjavik einzureiten. Der Weg von Thingvellir hieher, acht deutsche Meilen, war in kaum sieben Stunden zurückgelegt worden — aber ich und das Pferd, wir sahen auch beide danach aus: wir waren von Kopf bis Fuß mit einer dicken Kotschichte bedeckt, die von der Haut nur schwer, von meinen Kleidern nie mehr herunterging. Ich zäumte das Pferd ab, trieb dasselbe auf die nächste Wiese, legte Sattel und Zeug in der Torfkammer des Hospitals nieder und streckte mich fünf Minuten später in meinem Bette aus — zum ersten Mal seit fünf Nächten aus den Kleidern gekommen.

Noch heute gewährt es mir eine besondere Befriedigung, daß das Pferd, wie ich tags darauf erfuhr, Zoegas eigenes Reitpferd war.

Bei den Geysirs.

Unser kleines Zelt war etwa hundert Schritte vom großen Geysir aufgeschlagen, und wir lagen vor demselben, in Ermangelung von Bärenhäuten auf unsern Mänteln, in behaglichstem Nichtsthun. Vor dem unangenehmen Winde waren wir geschützt, die Sonne schien verhältnismäßig warm und wohlthuend auf uns herab, und es war ein wunderbares Gefühl ungetrübten Wohlseins, das uns durch alle Adern rieselte und durch alle Nerven kribbelte. Die Tausendjahrs-Festlichkeiten hatten mit einem Balle in Reykjavik und einem zweiten an Bord des „Jylland“ ein Ende erreicht, König Christian war am 11. August von Island abgereist, wir hatten nunmehr uneingeschränkte Verfügung über unsere Zeit und konnten dieselbe nach Gutdünken zu Streifzügen durch die Insel benutzen. Einer unserer ersten Ausflüge hatte begreiflicherweise die Geysirs zum Ziele. Mit einem Zelte und Lebensmitteln versehen, hatten wir uns am 14. August frühmorgens von Reykjavik auf den Weg gemacht und waren nach dreizehnstündigem, sehr anstrengendem Ritte, der uns wieder über das nunmehr in gewohnter Verlassenheit daliegende Thingvellir führte, am Abend bei den Geysirs

eingetroffen. Bei uns glaubt man, daß „Geysir“ ein Eigenname sei; allein das ist nicht der Fall. „Geysir“, die Mehrzahl von „Geysr“, heißt auf isländisch einfach „Springquellen“, und es giebt deren Hunderte auf der Insel. Der in allen Lehrbüchern der Geographie angeführte und in Europa meistbekannte Geysr ist nicht einmal der größte, allein er ist von Reykjavik am nächsten und leichtesten zu erreichen und war darum von mehr Reisenden besucht und häufiger beschrieben und abgebildet, als irgend eine andere der prächtigen Heißwasser-Springquellen im Norden und Osten der Insel.

Bei unserer Ankunft herrschten ziemlich ungünstige Verhältnisse vor. Der Bauer in dem Bae nächst den heißen Quellen erzählte uns, daß der große Geysr am Morgen des 12. gespielt habe, und wir konnten vernünftigerweise nicht erwarten, daß wir vor zwei oder drei Tagen das Schauspiel eines neuen Ausbruchs zu sehen bekommen würden. Der große Geysr ist nämlich in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten sehr lässig geworden. Einst scheint es anders gewesen zu sein; Anderson spricht in seinen „Nachrichten von Island“, die 1746 in Hamburg erschienen, vom Geysr als einem fast ununterbrochen arbeitenden Springquell; auch zu Uno von Troils Zeit, der Island vor einem Jahrhundert besuchte, scheint der Geysr noch täglich gestiegen zu sein, und selbst in den Werken von Hooker, Henderson und Mackenzie, deren Reisen schon in dieses Jahrhundert fallen, kann man nichts finden, was darauf schließen lassen würde, daß die betreffenden Beobachter auf eine Eruption sonderlich lange warten mußten. Allein heute ist das anders. Der große Geysr springt gewöhnlich nur alle fünf oder sechs Tage, selten in kürzeren, oft in längeren Zwischenräumen, und auch da sind die Ausbrüche nicht immer von gleicher Heftigkeit. Außerdem glaubt der schon erwähnte Bauer beobachtet zu

haben, daß Regenwetter die Eruptionen verzögere und schwäche und daß die größte Kraftentfaltung des Geysr immer mit trockenem Wetter, bei leicht bewölktem Himmel und vorherrschendem Nordwinde, zusammenfalle. Nun regnete es aber in Strömen, und wenn die Wahrnehmungen des Bauers richtig waren, so hatten wir gegen uns eine starke Wahrscheinlichkeit mehr, daß der Geysr in den nächsten Stunden seine Unthätigkeit nicht aufgeben werde. Wir hielten Kriegsrat, ob wir trotz alledem unsern Wachtposten an den Quellen beziehen oder die menschenfeindliche Regennacht ruhig im Bae verbringen sollten. Nur eine Stimme erhob sich für das Kampieren; wir anderen waren weniger gewissenhaft und ließen uns von der sichtlich starken Überzeugung des Isländers zum Glauben bestimmen, daß es in der bevorstehenden Nacht hier außen für uns nichts zu holen noch zu versäumen geben werde. Wir folgten also dem Bauer in seine Wohnung und lagen, wenn auch nicht eben bequem oder reinlich gebettet, fast unmittelbar nach unserer Einkehr in festem Schlafe.

Am nächsten Morgen — nicht gerade zu zeitig, ich muß das mit Beschämung gestehen — begaben wir uns wieder nach den Geysirs und schlugen unser Zelt auf. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und versprach eine Weile schön zu bleiben. Der Boden war wohl unangenehm durchfeuchtet, allein gegen dieses Übel führten wir eine Kautschukdecke mit uns. Wir konnten endlich dazu gelangen, die Gegend und die Quellen genauer zu besichtigen.

Wir befanden uns in einer gegen Süden schwach geneigten Ebene, die im Norden durch einen ziemlich schroff ansteigenden Hügel von mehreren hundert Fuß Höhe begrenzt wird. Weiße dünne Dampfwolken, an manchen Stellen häufiger, an manchen spärlicher, schweben über der Fläche und wogen im Winde auf und nieder. Ein Getöse erfüllt

die Luft wie in einer großen Maschinenwerkstätte; ein Stöhnen und Sausen und Brausen wie von gewaltigen Blasebälgen, dazwischen ein schrilles Pfeifen und ein unterirdisches Kollern und Knurren, das sich zeitweilig zu einem dumpfen, fernen Donner verstärkt. Der Boden, schlammig, jeder höheren Vegetation bar, bloß mit Moos und elend aussehendem, dürftigem Grase an den trockeneren Stellen spärlich bekleidet, ist wie ein Sieb von großen und kleinen Höhlungen durchlöchert, in denen eine grausenerregende Höllenthätigkeit ununterbrochen sichtbar und hörbar ist. Zunächst war unsere Aufmerksamkeit natürlich dem großen Geysir zugewandt. Dieser, am äußersten Rande des vulkanischen Gebietes und unmittelbar am Fuße des Hügels gelegen, ist durch eine ausgedehnte, länglich-rundliche Erhöhung bezeichnet, die sich dreißig Fuß über den Boden erhebt und ungefähr hundert Schritte im Umfange mißt. Sie gleicht einem riesenhaften flachen Brotlaib und besteht ganz aus einer graulichen, deutlich blätterigen und nicht sehr harten Kieselsintermasse, die vom stark silikathaltigen Wasser des Geysir abgelagert wurde und im Laufe der Jahrhunderte zu so ansehnlichen Dimensionen angewachsen ist. Erklettert man die Erhöhung, so hat man das Bassin des Geysir vor sich. Dasselbe mißt nach den Angaben der neuesten Werke von Baring-Gould, Zirkel und Preyer, Pajkull u. a. 56 Fuß in der Länge bei 46 Fuß Breite und hat eine regelmäßige ovale Gestalt. Von dem sanft nach außen gerundeten, nach innen flachen Rande senkt sich das Bassin etwas tiefer gegen die Mitte hin, wo die Röhre der Quelle sich in dasselbe öffnet. Diese ungeheure Schale ist bis an den Ranft fast zum Überfließen mit einem dunklen, kochend heißen Wasser gefüllt, das an seiner tiefsten Stelle, zunächst der Röhrenmündung, vier Fuß tief ist. Am Rande des Bassins ist diese unheimliche Flut ruhig und unbewegt; gegen die Mitte hin aber ist sie

in steter kochender Wallung, die manchmal heftiger, manchmal schwächer wird, aber sich niemals ganz beruhigt. In kurzen Zwischenräumen steigen große Dampfblasen aus der Röhre mit gurgelndem Geräusche auf, die an der Oberfläche zerplatzen und ein weißes Dampfwölkchen befreien, das einen Moment lang auf dem brodelnden Wasserspiegel ruht und dann vom Winde weggeblasen wird. An dem südlichen Rande des Bassins hat sich das Wasser einen Abfluß gebildet, von wo es über den Abhang des Sinterhügels in einem kleinen rauchenden Wasserfalle niederstürzt und dann in der Fläche als eine schwache, mannigfach geschlängelte und geteilte Ader weiterfließt, immer mehr und mehr erkaltend, je weiter es sich vom Ursprunge entfernt. Im Bassin und in dem daraus entspringenden Bächlein findet man zahlreiche und höchst verschiedenartige Gegenstände, die von dem Wasser mit einer dickeren oder zarteren Kruste überzogen wurden; wir sammelten übersteinerte Eierschalen, Rasenstückchen, Blüten und Vogelfedern und senkten zum Nutzen künftiger Besucher eine Menge ähnlicher Dinge in die versteinernde Flut.

Wenige hundert Schritte vom großen Geysr und in südwestlicher Richtung von demselben liegt der Strokkr, sein nur wenig minder ansehnlicher Rivale, und ungefähr in der dreifachen Entfernung, am Abhange des Hügels, der kleine Geysr, ein schwächlicher, aber höchst unruhiger und lärmender Geselle. Zwischen diesen drei bemerkenswertesten Quellen giebt es noch eine Unzahl anderer, in denen sich die vulkanische Thätigkeit unter den verschiedensten Formen äußert. Hier steigen dünne Wassersäulen alle fünf Minuten unter schrillem Pfeifen etwa drei Fuß hoch empor und sinken wieder klatschend in die kleine Höhlung zurück; da kocht der ganze Wasserspiegel eines Bassins periodisch mit polterndem Geräusche auf, erhebt sich bis zum Ranfte, fließt über und fällt dann wieder um einige Zoll; einige der Quellen gleichen

großen Kesseln, in denen eine pechschwarze, schlammige Masse in heftigem Kochen und Brodeln begriffen ist, ohne aber zu steigen und zu fallen, ja in einigen Fällen sogar, ohne Dampfblasen an die Oberfläche zu senden; eine besonders unheimliche Wirkung machen mehrere ganz ruhige, tiefblaue Pfuhle, die weder sieden noch poltern, aber eine sengende Hitze ausstrahlen und lautlos, langsam, jedoch ununterbrochen große Luftblasen aufsteigen lassen. Endlich giebt es hie und da auch kleinere trichterförmige Öffnungen im Boden, denen bloß heiße Gase mit zischendem Geräusche entfahren und deren Umgebung wie gebrannt und glasiert aussieht. Die Farbe des Wassers und des Niederschlags ist fast in jeder Quelle verschieden; das Auge begegnet allen möglichen Nuancen von Weiß, Grau, Schwarz, Gelb, Orange und Rot, und das ganze Quellengebiet stellt sich dem Blicke wie eine kolossale Palette dar, auf der sich große Kleckse verschiedener greller Farben nebeneinander befinden.

Man fühlt sich anfangs recht bänglich und beklommen mitten zwischen diesen kochenden und arbeitenden, dampfenden und schnaubenden Höllenschlünden, die ihre heftige Bewegung auch dem Boden mitzuteilen und auf uns loszubrechen scheinen, um uns im nächsten Augenblick in ihren glühenden Rachen zu schlingen; allein bald gewöhnt man sich an den bebenden Boden, die lebendigen Wasser- und Schlammkessel und die ängstigenden Geräusche, und man wandelt schließlich zwischen ihnen mit einer Gleichgiltigkeit auf und nieder, als wäre man vielleicht gar selbst der Heizer, der die unterirdischen Feuer für diese grauenhafte Dampfmaschine nährt und schürt.

Die Stunden vergingen rasch und angenehm in dieser aufgeregten Umgebung. Einen ansehnlichen Teil des Tages nahmen die mit besonderer Umsicht und Sorgfalt betriebenen Vorbereitungen zu den verschiedenen Mahlzeiten, diese selbst

und die zwischen sie eingeschalteten Verdauungsschläfchen ein. Wir brauchten zu unseren Kochkünsten kein Feuer; das Geysirbassin gewährte uns die nötige Wärme im Überfluß; drei Minuten genügten, um Hühnereier, deren wir ganze sechs Stück vor unserer Abreise in Reykjavik hatten auftreiben können, hartzukochen, kaum mehr Zeit nahm die Zurichtung unserer Suppen- und Fleischkonserven in Anspruch, und wenn wir uns nicht den Luxus von Kaffee, frischgekochtem Lachs und Brandy mit heißem Wasser hätten gönnen wollen, so hätte das Zubereiten der Speisen weniger Zeit in Anspruch genommen als das Verzehren derselben. Für unsere Unterhaltung sorgte in kurzen Zwischenräumen der Strokkr. Ungleich dem trägen, phlegmatischen, fast hätte ich gesagt blasierten Geysir ist dieser jüngere Bruder desselben sanguinisch, heftig und im höchsten Grade reizbar. Er schleudert ganz von selbst alle zehn bis zwölf Stunden seine kolossale Wassersäule in die Höhe, wenn man es aber zufällig etwas eilig hat und selbst so lange nicht warten will, so kann man ihn nach Belieben in jedem gegebenen Augenblicke zum Ausbrechen veranlassen. Man muß nur eine ansehnliche Portion Rasen, etwa vier oder fünf große Schaufeln voll, in seine Luftröhre schleudern und sie dadurch verstopfen. Fünf Minuten lang ist dann alles still, das Wasser im Bassin ist ruhig und unbewegt, und nichts verrät, daß die Mündung des Quells nicht für immer zugekeilt ist. Allein plötzlich erschüttert ein dumpfer Donnerschlag Luft und Erde; der Boden bebt und mit einem grauenerregenden Heulen und Zischen fährt aus der verschütteten Röhre ein ungeheurer Strahl kochenden Wassers zugleich mit einer dicken Dampfwolke heraus und in schwindelige Höhe empor. Ausbruch folgt auf Ausbruch, Donner auf Donner, und der Scheitel der Wassersäule hält sich wohl fünf Minuten lang stetig in gleicher Höhe, bis er allmählich niedriger und niedriger

wird und endlich wieder in die Röhre zurücksinkt. Das Wasser ist bei diesen erzwungenen Ausbrüchen schwarz wie Tinte und führt die ganz zerkochten und zerweichten Rasenstückchen mit sich, die in weite Entfernung umhergeschleudert werden. Wir gönnten uns dieses prächtige Schauspiel viermal in den zwei Tagen unseres Aufenthaltes bei den Geysirs und zweimal spielte der Strokkr von selbst; wir haben ihn also zusammen sechsmal in Thätigkeit gesehen.

Was den großen Geysr betrifft, so regte er sich am ersten Tage gar nicht, wie wir es übrigens kaum anders erwarteten. Spät abends gegen elf Uhr, nachdem wir noch dem Strokkr zu guter Letzt sein Brechmittel mit gewohntem Erfolge eingegeben hatten, begaben wir uns ins Zelt und gingen zur Ruhe, natürlich ohne die Kleider abzulegen. Wir waren einige Stunden in tiefem Schlafe dagelegen und es mochte schon gegen drei Uhr morgens sein, als uns plötzlich ein heftiges Getöse weckte. Wir waren rasch auf den Beinen und stürzten vors Zelt hinaus; das Getöse wiederholte sich noch stärker und kam ganz deutlich vom Geysr her. Wir liefen so schnell wir konnten an den Rand des Bassins; allein da regte sich nichts; schwarz und unbewegt lag die stygische Flut in dem ungeheuren Becken im schwachen Lichte des grauenden Morgens da. Das trügerische Getöse wiederholte sich ein- oder zweimal und verlor sich dann wie der rollende Donner eines wegziehenden Sommergewitters in der Ferne. Es waren diesmal nur blinde Schüsse gewesen, die uns in Aufregung versetzt hatten; wir kehrten also mit einer gelinden Verwünschung des sehr zur Unzeit humoristisch aufgelegten Geysr in unser Zelt zurück und fanden mit einiger Mühe den gewaltsam unterbrochenen Schlaf wieder. So viel hatte ich schon bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß das anzeigende und warnende Geräusch den Schilderungen, die ich davon gelesen, nicht entsprach. Die

früheren Reisenden hatten mit seltener Übereinstimmung von einem dumpfen Schalle, ähnlich fernen Kanonenschüssen, gesprochen; ich bekam den Eindruck, als stünde ich auf einem steinernen Estrich und von unten her schlügen Cyklopen mit ungeheuren Hämmern dagegen. Ich hörte den krachenden Schlag, in den sich ein unbestimmtes Klirren und Klingen mischte, und fühlte ihn gleichzeitig in einer leichten Erschütterung des Bodens.

Der zweite Tag verging noch angenehmer als der erste, da das Wetter nunmehr ganz trocken und sonnig geworden war, und unter den mannigfaltigen Anregungen dieser fremdartigen Umgebung konnte auch das Gefühl der Ungeduld nicht wach werden. Es mochte gegen neun Uhr abends sein, der Horizont war schon leicht umschattet und wir saßen vor dem Zelte beim rauchenden „Toddy“ (Brandy mit heißem Wasser und Zucker), bereit, uns bald schlafen zu legen, als die Gesellen Vulkans wieder gegen den Boden zu hämmern begannen. Wir setzten, aber ohne große Eile, unsere Gläser nieder und begaben uns zum Bassin. Unterwegs verstärkte sich jedoch das unterirdische Krachen und Poltern in so bedeutendem Maße, die Schläge folgten so rasch aufeinander, der Boden bebte so heftig, daß wir doch erkannten, es sei jetzt etwas Ernsteres los als vergangene Nacht, und uns entschlossen, die Beine auf die Achsel zu nehmen. Eine Minute später, und wir standen atemlos am Rande des Bassins, noch rechtzeitig angelangt, um das furchtbar schöne Schauspiel vom kleinsten Anfang an voll genießen zu können.

Die Flut war heftig bewegt und wallte in breiten Ringwellen gegen den Rand des Beckens; von der Röhre her tönte ein schauerliches, halberstícktes Brüllen, wie von einem vorsündflutlichen Untier, das eine eiserne Hand würgt; plötzlich regte sich etwas in der Mitte des Bassins; aus

dem Wasserspiegel erhob sich langsam eine dunkle, riesige Masse, gestaltlos wogend und zerfließend und doch heftig bewegt, wie von inneren Zuckungen geschüttelt, und sank dann wieder ohnmächtig zurück; ein zweites Mal erhob sich das formlose Ungeheuer, diesmal einem jener fabelhaften Polypen gleichend, die manchmal über der Meeresoberfläche zum Schrecken der Schiffer erscheinen sollen, tauchte aber wieder in den dampfenden Abgrund nieder. Allein rasch fuhr es aufs neue empor, und diesmal schoß es unter Donner und Erdbeben haushoch in die Luft. Es war der steigende Wasserstrahl des Geysr. Wasserstrahl? Ein lächerlich schwacher, nichtssagender Ausdruck angesichts dieser Erscheinung; eine riesige Säule, ein Berg, eine Klafter und mehr im Durchmesser haltend, wurde aus dem Höllenschlunde herausgehoben; die Masse stieg mit einem Rucke etwa dreißig Fuß hoch, eine ungeheure Dampfwolke entwickelte sich aus ihr, dann sank sie um einige Fuß zurück, ein neuer Ruck, und aus der ersten Säule schien eine zweite herauszufahren, um dreißig Fuß weiter in die Höhe dringend und neue Dampfmassen ausstoßend; wieder ein momentanes Zurücksinken, und ein neuer Schwall brach hervor, dessen Haupt aus einer schwindeligen Höhe, vielleicht von hundert Fuß und mehr, auf uns niederglänzte. In dieser Form blieb die überwältigende Erscheinung nun eine Weile; das in Schaum zerstiebende Haupt des Wasserberges bäumte sich bald etwas in die Höhe, bald sank es ein wenig zurück; manchmal fiel die Masse bis zur Hälfte zusammen, aber nur um gleich wieder mit fürchterlicher Gewalt in die Höhe gejagt zu werden; dazu wütete das Getöse in der Tiefe, die Erde bebte heftig, und in der Röhre schienen Dämonen sich Kämpfe auf Leben und Tod zu liefern. Es blies während dieser Zeit ein ziemlich kräftiger Wind, allein er vermochte den starren, pfeilfluggeraden Wasserpfeiler nicht

im geringsten zu erschüttern und war gerade nur stark genug, um die Dampfmassen zu verjagen, die hinter dem Springquell eine weiße Wand bildeten, von der sich seine dunkle, wie aus geschmolzenem Metall bestehende Masse um so schärfer und wirkungsvoller abhob.

Eine Viertelstunde lang währte das unvergleichliche Schauspiel mit unverminderter Gewalt; dann begann die Säule sich wieder ruckweise zu verkürzen, wie sie sich ruckweise aus dem Becken herausgehoben hatte; ich kann diesen merkwürdigen Vorgang mit nichts Anderem vergleichen als mit dem Auseinanderziehen und Zusammenstoßen eines aus drei oder vier ineinandergeschobenen Röhren bestehenden ungeheuren Teleskops. Eine Minute später, und der Wasserkoloß war verschwunden und mit ihm auch das Wasser, das bis dahin das Bassin gefüllt hatte; der unterirdische Donner verstummte, der Boden stand wieder fest und das Becken lag leer vor uns, so daß wir in der Mitte die gähnende Mündung der Röhre sehen konnten. Wir näherten uns vorsichtig dem Rande derselben und konnten in der mit undurchdringlicher Finsternis erfüllten Tiefe das Wallen und Gurgeln der abfließenden Gewässer hören. Die Röhre, die sehr oft gemessen wurde, hat an ihrer Mündung $9\frac{1}{2}$ englische Fuß im Durchmesser und geht bis zu einer Tiefe von 76 Fuß in ungebrochener Senkellinie hinab.

Wir kehrten schweigend, voll der erhaltenen Eindrücke, aber unfähig, ihnen gleich Worte zu leihen, in unser Zelt zurück und lagen noch lange aufgeregt auf unserer Decke, ehe der Schlaf unsere Nerven beruhigte.

Des andern Morgens kehrten wir nach Reykjavik zurück. Das Bassin des Geysir war vor unserer Abreise wieder vollkommen gefüllt und bot ganz denselben Anblick wie an dem Tage unserer Ankunft.

Heimwärts!

Nie vielleicht hat ein Civilisationsmensch so phantastische Dinge gegessen, wie unsere kleine Reisegesellschaft während ihres Aufenthaltes in Reykjavik. Wilde, schreckhafte, ungeheuerliche Kombinationen verblüfften uns jeden Tag. Als wir einst Suppe mit Zimmet und Gewürznelken bekamen, da blieben wir sprachlos, allein als man uns bei der nächsten Mahlzeit Rindfleisch mit Zucker, Milch und Rotwein vorsetzte, da fanden wir die Sprache wieder, um gegen diese himmelschreiende Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Satzungen empört zu protestieren. Und sie meinte es eigentlich gut mit uns, die wackere Frau Zoega, der ich die Anerkennung erteilen muß, daß sie nie von den Speisen aß, die sie für uns bereitete. Die Küche gebietet in Island über eine sehr geringe Auswahl von Rohmaterialien und sinnreiche Kombination ist nötig, wenn die Speisekarte nicht gar zu einförmig werden soll. Das Grundgerüste jeder Mahlzeit bilden Fisch und Schaffleisch; Lachs erschien jeden Tag zweimal auf unserer Tafel, und wir empfanden eine melancholische Genugthuung, am Abend denselben Fisch, mit dem wir uns mittags innig befreundet hatten, sofort wieder

zu erkennen, obwohl er in anderer Maske erschien, nämlich zerstampft, mit Zwiebelschnitten garniert und durch Essig und Öl in eine Art Fischsalat umgewandelt. Ein zähes, sehniges, wässerig schmeckendes Rindfleisch bekamen wir nur manchmal, wenn ein Bewohner Reykjaviks sich entschloß, eine seiner kleinen, hornlosen Kühe dem Tode zu weihen. Das war immer ein großes Ereignis für die Stadt. Ein hoher Magistratsbeamter ging von Haus zu Haus mit einem Subskriptionsbogen und fragte an, ob man von dem Tiere etwas abnehmen wolle und wie viel. Verpflichtete sich die Bevölkerung, eine genügende Anzahl von Pfunden zu übernehmen, so fand die Schlachtung statt. War aber die öffentliche Teilnahme zu flau, so wurde das Todesurteil gegen die Kuh wieder aufgehoben. Mit dem Rindfleische erschien leider immer auch eine ganz erstaunliche Art von Blutwurst; es waren nämlich Schafdärme, gefüllt mit Ochsenblut, Knoblauch, Zibeben und Zucker. Der Einfluß dieser Speise war ein höchst unheilvoller, indem sie uns jedesmal für eine halbe Woche vollkommen des Appetits beraubte. Wir sahen, daß Frau Zoega eine tiefe, vielleicht durch den klimatischen Gegensatz erklärliche Hinneigung zu den Gewürzen Indiens hatte, und entschlossen uns eines Tages sie zu ersuchen, daß sie diese Gewürze roh zur Tafel bringe und die Kombination mit den gekochten Speisen uns überlasse. Allein sie nahm uns diese unberufene Einmischung in Küchenangelegenheiten sehr übel und strafte uns mit einer Suppe, die zwar keinen Zimmet, aber gekochte Radieschen enthielt. Von da ab aßen wir schweigend die irrationellsten Gerichte und murrten selbst nicht, als man uns eine Sulze aus isländischem Moos und einer Art Wacholderbeeren vorsetzte.

Wir saßen wieder einmal an unserem Mittagstische, in tiefes Staunen über irgend einen neuen kulinarischen Einfall der Frau Zoega versunken, als sich die Thür der Stube

öffnete und zwei neue Gäste eintraten. Ihre Erscheinung war fremdartig und verwildert; ihre Toilette sah isländisch aus, allein ein Blick auf ihre Wäsche überzeugte uns sofort, daß wir es mit Europäern zu thun hatten. Und das war auch der Fall. Es waren Engländer, die vier Wochen vor uns auf die Insel gekommen waren und seither fortwährend das Innere durchstreift hatten. Bekanntschaft war bald gemacht, und nach der bei Engländern unerläßlichen Formalität der gegenseitigen Vorstellung fragte der eine der beiden Neuankömmlinge, Dr. Cl., wann wir England verlassen hätten?

„Am 11. Juli," war die Antwort.

„Wer hat den Derby gewonnen?" inquirierte er hastig. Auf diese Frage waren wir nicht mehr vorbereitet, als auf eine Erkundigung nach dem Gesundheitszustand der Kaiserin von Siam. Wir saßen überrascht und verblüfft da und wußten nicht zu antworten. Dr. Cl. blickte uns staunend und zweifelnd an und sagte: „Aber, um Gottes willen, Sie haben nach dem Derbyrennen England verlassen und wissen nicht, wer Sieger gewesen ist!" Wir mußten beschämt nochmals verneinen, was den Frager vollkommen aus der Fassung brachte. Er wußte sichtlich nicht, was er aus uns machen, ob er uns für Barbaren oder für Idioten halten solle. Nach einem minutenlangen Schweigen bemerkte er: „Vielleicht haben Sie den Namen vergessen und erinnern sich, wenn ich Ihnen sage, wer für das Rennen eingeschrieben war!" Ich glaubte meinem Gedächtnisse so viel zutrauen zu dürfen und bat ihn, es immerhin zu versuchen. „Royal Oak?" begann er sofort. „Nein, der war's nicht." „Bachelor?" „Auch nicht." „Bellerophon?" „Nein." Kleine Pause. „Laß sehen, doch nicht am Ende George Frederik?" „Der war's!" rief ich mit Bestimmtheit aus, und ich konnte mich nun ganz deutlich an den Namen erinnern. Dr. Cl. geriet über dieses Resultat in eine große Aufregung. Er wieder-

holte sich den Namen des siegreichen Pferdes unter heftigem Kopfschütteln ein- über das anderemal und fügte immer hinzu: „Das hätte man nie denken sollen!“ Endlich wurde er ruhiger und eröffnete eine Folge tiefsinniger Betrachtungen über die Unsicherheit alles Irdischen und über die Unfähigkeit des menschlichen Geistes, Künftiges vorherzusehen, um nach verschiedenen Abschweifungen auf metaphysische, theologische und historische Gebiete zuletzt mit der mehr praktischen Schlußerwägung zu endigen: „Es ist recht gut, daß ich nicht daheim war; ich hätte bestimmt gegen den George Frederik gewettet und mein Geld verloren.“

Wir wurden in der Folge besser bekannt, und ich lernte in Dr. Cl. einen ebenso gediegenen als bescheidenen Mann kennen und schätzen; er hat mir seither in einer vertraulichen Stunde gestanden, es sei ihm eins der größten Rätsel in der menschlichen Natur, wie gewisse Geister, deren Bildung niemand anzweifeln dürfe, dennoch für manche der wichtigsten Weltvorgänge stumpf, empfindungslos und verschlossen seien. Ich muß wohl nicht erst erläuternd bemerken, daß Dr. Cl. bei den „wichtigsten Weltvorgängen“ an den Derby dachte.

Die Natur um uns her begann mittlerweile das sommerliche Festkleid abzulegen und sich wieder in der rauhen Tracht zu zeigen, die in diesen Breiten ihr gewöhnlicheres Kleid ist. Auf den Hauswiesen war das Gras schon abgemäht und eingeführt, und die freie Heide zeigte eine welke, abgelebte Oberfläche; von allen den bunten Blumen, die bei unserer Ankunft in den frischgrünen Rasenteppich eingestickt gewesen, war nur noch das Vergißmeinnicht übrig, das hier unter allen seinen blühenden und duftenden Geschwistern am früheſten kommt und am spätesten geht. Blauer Himmel und Sonnenschein wurden seltene Erscheinungen und Sturm und Regen bildeten die Regel. Wenn ich morgens in meinem Zimmer im Hospital erwachte, so fiel mein erster

Blick immer auf den Berg Esja, der sich jenseits der Bucht von Reykjavik dreitausend Fuß hoch erhebt. Gegen das Ende der dritten Augustwoche wies er sich mir eines Morgens zum ersten Male in einer weißen Mütze; während der Nacht war dort oben der erste neue Schnee gefallen; tagsüber schürzte sich zwar der untere Rand dieser Kopfbedeckung wieder etwas empor, allein am nächsten Morgen war die Haube schon tief über die Ohren herabgezogen. Der Tag verkürzte, die Nacht verlängerte das neue Schneekleid jedesmal, am Ende des Monats jedoch hatte Freund Esja sein Winterkleid sich wie einen Mehlsack schon bis an den Gürtel über den Kopf gestülpt. Die Temperatur sank während der Nacht unter den Gefrierpunkt und erhob sich mittags nur mehr selten über 6 Grad Celsius. Wir suchten zuerst unsere Überzieher, dann unsere Winterröcke hervor, und als wir uns in der ersten Septemberwoche zur Rückreise einschifften, da fanden wir sogar die schweren Pelze, die wir mitgenommen hatten, sehr wünschenswert und behaglich.

An Ausflüge dachten wir bei solcher Gestaltung des Wetters nicht viel; heiterte sich der Himmel ausnahmsweise ein wenig auf, so benutzten wir dies rasch zu einem Ritt nach den warmen Quellen unweit von Reykjavik oder nach dem Esja, der zwei deutsche Meilen von der Stadt entfernt ist, die übrige Zeit aber verging uns recht einförmig und war fast nur von den Mahlzeiten ausgefüllt. Um zehn Uhr versammelten wir uns zum Frühstück und blieben bis gegen zwölf bei Tische, um drei Uhr vereinigte uns das Mittagsmahl, von dem wir uns um sechs Uhr trennten, um uns um acht Uhr wieder beim Abendessen zu finden und bis in die späte Nacht unter heiteren und anregenden Gesprächen beisammen zu bleiben. Ein großer Tag war für uns unter solchen Umständen der 27. August; an diesem Tag traf nämlich das Postschiff in Reykjavik ein; wir erwarteten alle

Briefe und Zeitungen und verfolgten mit großer Ungeduld die langsamen Vorbereitungen zur Landung des Post-Felleisens. Gegen drei Uhr nachmittags fuhr die „Diana“ in den Hafen ein, allein erst um neun Uhr abends öffneten sich die bis dahin verschlossen gewesenen Pforten des Post-amts und wir konnten in den Besitz der für uns bestimmten Sendungen gelangen.

Es war ein stiller Abend, den wir damals miteinander verbrachten; jeder durchflog schweigend und hastig die erhaltenen Briefe und freute sich der wohlbekannten, lange entbehrten Schriftzüge und der Blätter, über die vor zwei oder drei Wochen der warme Hauch ferner Lieben hingeweht hatte. Niemand sprach ein Wort, ehe die Lektüre beendet war; erst dann versicherten wir uns durch gegenseitige teilnahmsvolle Fragen, daß keiner von uns schlechte Nachrichten aus der Heimat erhalten habe.

Acht Tage später, am 4. September abends, schifften wir uns auf der „Diana“ ein und frühmorgens am nächsten Tage verließen wir, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, die Insel, die uns fast zwei Monate lang beherbergt hatte. Die Rückreise begann unter den ungünstigsten Auspizien. Ein heftiger Sturm, der schon drei Tage lang um und über Island rumorte, empfing uns, als wir kaum zwischen den schützenden Vorgebirgen und Landzungen der Bucht von Reykjavik hervorgekommen waren, und sein Wüten währte ungeschwächt, bis wir die Faaröer passiert hatten. Zwischen Island und den Faaröern waren wir dem gewaltigen Anprall der Wogen des atlantischen Oceans ausgesetzt, die unausgesetzt breit und mächtig aus dem Westen heranrollten. Der Wellenschlag des atlantischen Oceans ist ein ganz anderer als der der Nordsee, und selbst der Laie bemerkt und fühlt es augenblicklich, wenn er aus dem Bereiche des einen in den des andern gekommen ist. Die Woge des Oceans kommt wie ein

meilenlanger, ungebrochener hoher Damm herangedonnert, wirft das Schiff auf die Seite, schlägt über Deck und Vorderkastell hinweg, spritzt Schaum und Salzgischt hoch ins Takelwerk empor und rollt dann ihre Bahn weiter nach dem Westen, um erst an den Küsten des nördlichen Norwegen in Brandung und Fjordstrom zu vergehen; die Nordseewoge dagegen ist, wenn auch manchmal hoch, doch kurz und schmal, sie hebt das Schiff mehr als daß sie es von der Seite fassen würde, sie springt und stößt, statt zu fegen und mitzureißen, was ihr in den Weg kommt. Im bewegten Ocean rollt darum das Schiff mehr, das heißt es schaukelt von einer Seite zur andern, während es in der unruhigen Nordsee mehr stampft, das heißt sich von vorn nach hinten hebt und senkt. Die letztere Bewegung wird vom Körper viel schlechter vertragen, und der unvergleichlich unbedeutendere Seegang der Nordsee ist darum eher geeignet, seekrank zu machen, als der machtvolle, gleichmäßige Wogenschlag des großen Oceans.

Unser Schiff sollte den Beru-Fjord an der südöstlichen Spitze Islands anlaufen und der Kapitän lavierte auch zwölf Stunden lang vor den schauerlichen Felsen umher, die den Eingang in den Fjord flankieren, allein es war unmöglich, durch die wütende See und donnernde Brandung ohne äußerste Gefahr in das stillere Wasser der geschützten Bucht zu gelangen. Nach vielen vergeblichen Versuchen entschloß sich der Kapitän darum, die Sache aufzugeben, und die „Diana“ nahm ihren Kurs direkt nach Süden. Das war eine sehr böse Wendung für einen der Passagiere, der sich in Reykjavik nach Djupavog (Beru-Fjord) eingeschifft hatte und nun, da er nicht ans Land gesetzt werden konnte, gezwungen war, die Fahrt nach Kopenhagen mitzumachen, um vielleicht erst nach Monaten seinen Heimatsort zu erreichen. Es ist wohl richtig, daß die Passagiere, die nach Djupavog reisen wollen, bei ihrer Einschiffung darauf aufmerksam gemacht werden,

daß sie das auf eigene Gefahr thun und man ihnen nicht dafür bürgen könne, sie wirklich an ihren Bestimmungsort zu befördern. Allein dennoch bleibt es eine Frage, ob man nun den armen Isländer zwingen konnte, Passage nach Kopenhagen und seiner Zeit wieder heim zu bezahlen und die Kosten seines ganz unvorhergesehenen und völlig ungewünschten Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt selbst zu tragen? Diese juridische Frage gab uns Stoff zu einigen sehr weisen Gesprächen an Bord des Schiffes, allein ich bedauere zu sagen, daß wir zu keiner endgiltigen, allseitig befriedigenden Lösung gelangten, was gewiß weniger in der Schwierigkeit des Falls als in unserer geringen juridischen Bildung seinen Grund hatte.

Vor Thorshavn (Faaröer) wiederholte sich genau dasselbe Spiel wie vor Djupavog; wir konnten nicht in den Hafen einfahren und mußten um die Insel Stromö herumsegeln, um in der geschützteren Bai von Wilhelmshavn vor Anker zu gehen. Hier, in einer wunderbar schönen Bucht, fast ringsherum von hohen Bergen umgeben, an deren steilen Abhängen wohl zehn breite schäumende Wasserfälle in die See herabdonnerten, lagen wir drei Tage still, bis der Sturm sich gelegt hatte und die See ein wenig ruhiger geworden war. Dann fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus und setzten die Reise unter ganz veränderten Konstellationen fort. Noch vor fünf Tagen hatte das weiße zuckende Nordlicht die ganze Nacht über unsern Häuptern geflammt, der Wind hatte eisig gehaucht und die Sonne winterlich-ohnmächtig geblinzelt; jetzt war das Nordlicht hinter uns zurückgeblieben, die Luft wurde weicher und milder, die Sonne kräftiger, der Himmel blau und das Meer ruhig. Und je weiter wir in den Süden hinabkamen, desto länger und schöner wurde der Tag, desto leuchtender die Sonne, desto klarer das Himmelsblau. Eine Hülle nach der andern warfen wir von uns, zuerst den Pelz

und dann den Winterrock und zuletzt sogar den Überzieher; und als wir am 14. September, am zehnten Tage der Reise, in Granton das Schiff verließen und in einem offenen Wagen nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Edinburg fuhren, da sahen wir unterwegs entzückten Auges die Wiesen grün und die Blumenbeete in den Gärten farbenglänzend und die Bäume in den Parks vollbelaubt, die Kinder spielten im Straßenstaub barfuß und sonnverbrannt, und wir waren mitten im milden schönen englischen Sommer.

So war es mir gegeben, in diesem Jahre ein zweites Mal alle die wonnesamen Sensationen zu empfinden, die der Übergang aus dem Winter in den Frühling in jedem Menschengemüte hervorruft.

Ende des ersten Bandes.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Mirutz

Göta kanal

35
40
1400

35/1000/30
105

Nordau, Max,

Vom Kreml zur Alhambra Kulturstudien

Bd.: 1

Leipzig 1881